1271
8'
BIIIII.
36

Ueber die

Einſamkeit.

Von

Johann Georg Zimmermann

Königlich Großbritanniſchen Hofrath und Leibarzt

in Hannover.

Vierter Theil.

Leipzig,

bey Weidmanns Erben und Reich. 1785.

Vorrede.

Man ſieht auf allen Seiten dieſes Buches, wie frey und unbefangen ich ſchreibe, und mit welcher Offenheit ich meine Geſinnungen und Gedanken ſage.

Aus dem Herzen mußte ich reden, damit meine Worte in Herzen flieſſen. Aber Wahrheit hat in meinen Händen keine ſeidene Hülle: alſo fiel mir auch gar nicht

ein, daß man könnte bey den Groſſen und Mächtigen der Erde ſein Glück mit einem ſo treuherzig geſchriebenen Buche machen.

Und doch geſchah was ich nie die Kühnheit gehabt hätte zu denken, was mich auch das unauslöſchliche Gefühl des ehrfurchtsvolleſten und innigſten Dankes hier durchaus nicht verſchweigen läßt. Mein Buch über die Einſamkeit kam zu meinem Erſtaunen, und auf eine mir völlig unbekannte Weiſe, in die Hände einer Monarchinn die eben ſo gut die Kunſt zu ſchreiben verſteht, als die Kunſt ihr unermeßliches Reich zu regieren. Höchſt intereſſant für die Geſchichte der Philoſophie auf den Thronen, und höchſt rührend für mich, waren hiervon die Folgen in der groſſen Seele dieſer gekrönten Philoſophinn.

Der

Der ganze dritte Theil dieſes Buches war ſchon abgedruckt, der vierte unter der Preſſe, und von meinem ganzen Manuſcript kein Blatt mehr in meinen Händen, als mir den 26 Januar 1785, ein Bote des Ruſſiſchen Geſandten in Hamburg ein Käſtchen von Ihro Majeſtät der Kaiſerinn von Rußland brachte. Ein Ring lag in dem Käſtchen, mit einem einzigen Brillianten von ungewöhnlicher Gröſſe und Schönheit. Auch eine goldene Medaille mit dem ſchönen kaiſerlichen Bildniß auf der einen Seite, und auf der andern mit dem Denkmal der Vermehrung der Ruſſiſchen Monarchie durch ein neues Königreich; und dann, was ich kaum glauben konnte als ich es ſah, ein eigenhändiges Billet der Kaiſerinn, das dieſe unſterblichen Worte enthält:

 „An

„An den Königlich Großbritanni-
„ſchen Hofrath und Leibarzt, Herrn
„Zimmermann, aus Dankbarkeit für
„manche ſchöne Recepte, die der
„Menſchheit im Buche von der Ein-
„ſamkeit verordnet worden.“

Inhalt

Inhalt des vierten Theils.

Eilftes Capitel.

Vortheile der Einſamkeit für das Herz.

Ruhe kommt in das Herz, wenn man Freude hat an erhabener Natur, und an jedem Blümchen der Thäler . . Seite 2.
Auch eure kalten Seelen ſind des reinſten Glückes und der mildeſten Ruhe fähig . 3.
In jeder Landgegend von gefälligem Anblick, neigt ſich alles in uns zu ſanften Empfindungen und allmählig beynahe zu jedem guten Gedanken 4.
Alle Wehmuth geht vorüber in einem ſchönen Engliſchen Garten . . 6.
Durch Geſchmack und Kunſt erſchaffene, oder wirklich in der Natur vorhandene Bilder der Ruhe, bringen durch die Phantaſie immer Ruhe ins Herz . . 9.
In den Alpen wirket Einſamkeit, beym erſten Anblick, fürchterlich . 12.

Köpfe und Herzen der Alpenbewohner ſind wie ihr Himmel, abwechſelnd wild und gütig Seite 16.
Anecdoten von einem dieſer Alpenbürger, dem General von Reding . . . 16.
Der beſtändige Anblick erhabener Wildheit in den Alpen macht zwar die Schweitzer rauh, aber ihr Herz gewinnt dann doch auch Sanftheit und Güte im Genuſſe ländlicher Ruhe, und ſtiller Schönheit . . . 27.
Die Landſchaft um Zürich und der Zürcherſee, haben dem angenehmſten unter allen Sängern der Natur ſeine Idyllen eingegeben . . . 30.
Jede erhabene Ausſicht wirket ſchreckhaft und ſchauerigt, jede ſchöne Ausſicht ſanft und liebevoll 32.
Jeder Deutſcher, der nur geruhig mit ſeiner Büchſe durch ſeine Berge ſchlendert, wird erfahren, wie viel der Anblick der Natur durch die Imagination in das Herz vermag . . . 33.
Welches Glück ein junger liebenswürdiger Hannoveraner aus einem rauhen und wilden Schweitzeriſchen Bade mitbrachte . . . 33.
Es giebt Freuden auf dem Lande für Seelen, die in der Stadt nicht mehr wiſſen was Freude iſt 37.
Welche innige Gefühle das Andenken unſers Aufenthaltes auf dem Lande, und unſers Herümirrens in den Einſamkeiten unſers Vaterlandes erwecket 39.

Aber

Aber auch in jedem Alter, in jedem fernen Lande, unter jedem Baume, empfinden wir Glückſeligkeit im Stillen und Freyen . . . Seite 39.
In Städten ſogar iſt man in ſeinem eigenen ſtillen Hauſe der höchſten Glückſeligkeit fähig . . 40.
Eine Art von ſüſſer Melankolie befällt uns bisweilen, im Schoße ländlicher Ruhe, beym Anblick aller Schönheit der Natur . . 41.
Romanhaften Empfindungen entgeht man alsdann nicht ganz . . . 43.
Aber ſo zufrieden als man zuweilen im Lande der Einbildung iſt, wird man leider auch nie im Lande der Wirklichkeit . . . 44.
Der Geſchmack für Einſamkeit, dieſer dem Anſehen nach ſo trübſinnige und menſchenfeindliche Geſchmack, entſtehet aus einem zu liebreichen, zu liebenden, zu zärtlichen Herzen . . 45.
Wanderungen der Einbildungskraft giebt es genug in der Einſamkeit, die dem Herzen wohlthun ohne ihm zu ſchaden . . . 45.
Keinen Einſamen halte man für unglücklich, deſſen Herz noch irgend ein edles und freundliches Gefühl erwärmt . . . 46.
Liebe und Ruhe, und Geſchmack an reiner Natur, waren nicht blos den Hainen von Arcadien eigen . . . 49.
Ihr lebt alle in Arcadien, wenn ihr wollt . . 49.

Theocrit und Geßner ſind wahre Wohlthäter der Menſchheit Seite 51.
Einige Anecdoten von Geßner : 52.
Ruhe heißet nicht immer Müßiggehen, oder Lungern im Schatten : : 54.
Man muß nicht nach Ruhe als nach dem Ziele ſtreben, ſondern nur als nach dem Mittel zu gröſſerer Thätigkeit : : 55.
Die Gehülfinn unſerer Einſamkeit ſey ein weiblicher Engel : : 56.
Bey allem Gewirre von Leidenſchaft und Thränen, allem Unglücke, kannte ich nie keine ſeligern Stunden, als die, da ich die Welt und die Welt mich vergaß : : 57.
Beſchreibung und Geſchichte der Gegend, in welcher meine Vaterſtadt liegt : 57.
Empfindungen die mir der Anblick dieſer Gegend erweckte : : 64.
Ruhe findet ſich nicht ſo leicht in ſtädtiſcher Einſamkeit, wie auf dem Lande : 66.
Friedſam gleiten aber auch in Städten unſere Tage vorbey, wenn wir nur im Frieden leben mit uns ſelbſt : : 69.
Wer in der tiefſten Einſamkeit immer keck und muthig zur Arbeit ſich anſtrenget, gelanget durch Arbeit zu wahrer Ruhe : : 71.
So findet man auf dem Lande, Ruhe die ſo oft von

den

den Städten fliehet, und Glücksgüter die Weltlinge nicht kennen Seite 74.
Die Natur und ein ruhiges Herz ſind ein ſchönerer und weit mehr erhabener Tempel Gottes, als die Peterskirche in Rom, oder die Paulskirche in London ; ; 76.
Was ich auf der Zinne von Lavaters Hauſe ſah, empfand, und dachte . ; 77.
Welche Himmelsruhe man bey dem Doctor Hotze zu Richterswyl am Zürcherſee empfindet ; 81.
Ruhe muß immer aus dem Herzen quillen, aber ſie kommt mit jeder ſie begleitenden Tugend bey äuſſerlicher Stille auch leichter ins Herz ; 91.
Häusliche Glückſeligkeit wird bey gleichgeſtimmten Seelen auf dem Lande unausſprechlich vermehret 92.
Wahre innige Freude, Liebe, Treu, und Sitten der Vorwelt gedeyen nirgends ſo gut wie auf dem Lande ; ; 93.
Alles Böſe in der Welt vergißt man in kühlen Schatten, einſamen und anmuthigen Thälern 94.
So ſauer macht niemand in der Welt ſeinen Subalternen das Leben, wie befehlende Dummköpfe 95.
Dummheit giebt jeder Sache den unrechten Namen 96.
Mein Recept gegen den Neid ; 98.
Wie leicht es iſt alles in der Welt mit Gelindigkeit zu betrachten ; ; 98.

Wie

Wie man in jedem ſtillen Hauſe weit mehr wahre und reine Freuden findet, als in dem großen und glänzenden Getümmel Seite 100.
Wie Einſamkeit gegen den Spott der Leichtſinnigen ſchützet, und gegen die Schnäbel und Pfoten kleiner Seelen : : 103.
Wie leicht man alle ſeine Feinde im Stillen vergißt : . 105.
Wie Einſamkeit durch ihre Freyheit glücklich macht 106.
Wie den Höfling immer alles beunruhigt, wie er immer eine Wachskerze dem Erzengel Michael anzündet, und eine dem Teufel : 108.
Welchen Zwang auch das Alltagsleben mitbringet 109.
Wie wir überhaupt immer da die größten Sklaven ſind, wo uns niemand verſteht : 110.
Wie ein ländlicher Aufenthalt, oder auch in Städten ein ſtilles häusliches Leben gegen allen dieſen Zwang ſchützet : : 111.
Wie Einſamkeit und Freyheitsliebe dem Petrarcha alles Weltglück verhaßt machte : 112.
Wie ihn Ekel gegen das Hofleben als einen ſchönen blühenden Jüngling in die Einſamkeit trieb 114.
Wie Freyheitsliebe bey Rouſſeau die Urſache alles ſeines Ekels gegen allen Umgang war, und in der Einſamkeit die Quelle aller ſeiner Vergnügungen 122.

War=

Warum die Bewohner jener reichen Ebenen der Lombardey weniger reich ſind, als die Bergbewohner in der Schweitz . . . Seite 129.
Wie Genügſamkeit die wahre Würze des Lebens iſt . . . 130.
Eine Anecdote vom König in Preußen und einem Dorfpaſtor in Schleſien . . . 131.
Eine Anecdote von einem Dorfpaſtor in der Schweitz und einem Puterhahn . . . 136.
Wer auf ſeine wahren Bedürfniſſe ſich einſchränket, iſt weiſer, reicher, und zufriedner als wir alle . 136.
Einfacher, ruhiger, und weniger ſchreckhaft iſt das Feld der Sinnlichkeit, für jeden, der des Lebens im Stillen ſich freuet . . . 138.
Aller Ekel den Ueberfluß giebt, verſchwindet bey der Einfalt des Landlebens . . . 139.
Wie gerne man um Glücksgüter die das Herz froh machen, denen entſagt die es beunruhigen 140.
Einſamkeit zerſtöret allen eitelen Ehrgeitz. . . 142.
Kein Fürſt in Deutſchland verdauet den Gift den ihm ſeine Köche bereiten, ſo gut, wie ein Bauer in der Lüneburger Heide ſeine Buchweitzenklümpen 144.
Eine einzige Leidenſchaft, die man nicht befriedigen kann und will, vergället oft das Leben . 144.
Einſamkeit und eingeſchränkte Bedürfniſſe ſind eine wahre Glückſeligkeit für entſetzte und verbannte Staatsmänner . . . 146.

Sich

Sich des Ueberfluſſes entwöhnen, macht Weniges ſchmackhaft . . . Seite 153.
Glückſeligkeit eines Landpredigers . 156.
Ohne die vielen ſchiefen Köpfe in der Welt, wäre das Leben nicht zur Hälfte ſo luſtig . 158.
Genügſamkeit und Zufriedenheit mit ſeinen Schickſalen ſind zu allen guten Dingen nütze; und in ſehr vielen Fällen bietet Einſamkeit zu beyden die Hand 160.
Es iſt ein groſſer Vorzug der Einſamkeit, daß man ſich in derſelben den Umgang mit Menſchen abgewöhnet . . 161.
Jeder Tag wird einem geſchäftigen Einſamen zu kurz, und jede Nacht wird ihm zu lange . 163.
Die groſſe Welt bewegt ſich den ganzen Tag, und thut eigentlich den ganzen Tag nichts . 163.
Ländliche Stille wird auch für Frauenzimmer eine Schule wahrer Philoſophie . 164.
Es iſt unmöglich daß man auf dem Lande Langeweile habe, wenn man nicht läſſig und faul, nicht krank oder verliebt iſt . 166.
Welcher Erſatz iſt in ländlicher Stille das Andenken an abweſende Freunde . 166.
Einſamkeit läßt uns dann auch noch Freunde finden, die nichts uns raubt, von denen nichts uns trennt, und für die wir nie vergeblich unſere Arme ausſtrecken . . . 172.

Auch

Auch Liebe ſogar verdienet einen groſſen Rang unter den Glückſeligkeiten der Einſamkeit Seite 173.
Liebe geſellet ſich gerne zu allen Blicken in die ſchöne Natur ꞊ ꞊ 173.
Liebe begleitet darum ſo oft für alle zärtlichen Seelen den kommenden Frühling ꞊ 175.
Verliebte ſind nirgends ſo gerne wie im Stillen 175.
Die ſüſſeſten Erinnerungen der Liebe finden in der Einſamkeit ihre Auferſtehung ꞊ 176.
In dieſem unerſchöpflichen Nachdenken liegt der höchſte Genuß der Liebe ꞊ 178.
Wie paradieſiſch Wieland in ſeiner ſchönen Jugend liebte ꞊ ꞊ 179.
Bey jungen einſamen Mädchen werden zwar bisweilen ſolche paradieſiſche Ideale der Liebe verkörpert 179.
Ach dieß iſt Natur, und wer kann der Natur widerſtreben ꞊ ꞊ 181.
Abſonderung und Stille ſcheinen der Liebe ſo hold, daß man zuweilen gerne vom Gegenſtande ſeiner Liebe weg in die Einſamkeit geht ꞊ 181.
Liebe fühlet man nirgends ſo ſtark, und nirgends drückt man ſie auch ſo gut aus, wie in der Einſamkeit ꞊ ꞊ 182.
Liebe nimmt aber auch in einſamen Landgegenden oft den höchſten Flug der Schwärmerey ꞊ 184.
Auch leiſe Liebe ſogar, die keine ſolche Kraftſprünge

wagt, verzehret am Ende, und macht unglück-
lich Seite 187.
Schreckliche Wirkungen der Liebe bey Petrarcha 189.
Bey ſolchen Convulſionen der Imagination iſt Ein-
ſamkeit keine Arzeney ; 191.
Einſamkeit iſt auch keine Arzeney gegen Liebe die der
Tugend ſchadet ; ; 192.
Liebe und Ruhe umarmen ſich, wenn du dich demü-
thig allen Fügungen Gottes unterwirfſt ; 196.
Im Weltleben geht Liebe in Gleichgültigkeit über,
wenn die Damen kein Roth mehr auflegen 198.
Aber Liebe kann vergehen, und Cokatterie ſtirbt nie
199.
Lob der Cokatterie ; ; 200.
Wie in der Einſamkeit dem Petrarcha Ueberwindung
der Liebe gelang ; ; 201.
Alle Traurigkeit über verlohrene Freuden der Liebe,
wird am Ende doch durch wohlbenutzte Einſamkeit
erſetzet ; ; 209.
Mit welcher Wirkung ſchon im Kampfe mit ſeiner
Liebe Petrarcha ſeine Flügel ſchwang ; 210.
Liebe wird in der Einſamkeit zwar nicht überwunden,
aber getauft, und geheiligt ; 214.
Und dann macht Einſamkeit, die man mit einem
liebenden Weſen theilt, jede Hütte zum Sitze des
Vergnügens, dann erleichtert ſie alle Leiden des
Lebens,

Lebens, dann ſtreut ſie Blumen auf alle unſere Wege Seite 217.
Einſamkeit verwandelt auch zuweilen tiefe Schwermuth in ſüſſe Melankolie : 217.
Süſſe Melankolie wird ſchon in früher Jugend, oft durch Einſamkeit veranlaſſet : 219.
Liebe heilet dieſen Zuſtand : 220.
Einſamſeyn iſt nicht ohne Ausnahme gut für alle Traurigen und Betrübten : 221.
Wie ſchrecklich Traurigkeit in heftigen Gemüthern wirket : : 222.
Wie gelinde hingegen bey Menſchen von weicher und etwas kalter Gemüthsart : 222.
Wie mancherley große und kleine Widerwärtigkeiten des Lebens in der Einſamkeit beſſer überwunden werden, als in der Welt : 225.
Viele Traurige erhohlen ſich in der Einſamkeit weit beſſer, als durch alle Weltzerſtreuung : 227.
Schlechte Recepte gegen gewiſſe Arten von Hypochondrie : : 229.
Ob es in der Einſamkeit leichter werde tugendhaft zu seyn, als in der Welt : 230.
Viel Gutes geſchieht freilich in der Welt von Amts wegen : : 231.
Aber gute Werke ſind doch nicht immer Gottesdienſt 232.

Das meiſte Große in der Welt geſchicht durch ſtille Thaten Seite 233.
Tugend wird viel leichter und freyer in der Einſamkeit ausgeübet, als in der Welt ; 234.
Unabhängigkeit von der Welt zu predigen, war mein Hauptzweck bey dieſem Werke über die Einſamkeit 237.
Was ich durch dieſe Unabhängigkeit verſtehe 238.
Freyheit und Muſſe, äußere Stille und Mangel von Umgang, ſind alſo große und wahre Hülfsmittel zur Tugend ; ; 240.
Alles Weltvergnügen verlieret ſeine Reitze, vor jedem ſtillen Opfer, das man der Tugend in der Einſamkeit bringet ; ; 242.
Heimlich läugnet kein Böſewicht, daß Tugend der Grundſtein aller Glückſeligkeit in der Welt, und in der Einſamkeit ſey ; 243.
Glücklich iſt derjenige der innern Frieden ſchon in die Einſamkeit bringet, die ihn ſo ungeſtöret erhält 243.
Zur Glückſeligkeit des Einſamen gehöret, daß er hochſchätze was die Menſchen verachten, und verachte was die Menſchen hochſchätzen ; 244.
Könige und Fürſten haben in gar manchen Fällen keine Freunde ; ; 246.
Einſamkeit gewähret den kleinſten unter den Menſchen ſo viel Vergnügen als den größten ; 247.

Ver=

Verbannte ſogar haben oft die Vortheile und die Freuden der Einſamkeit gefühlet Seite 248.
Verbannte müſſen eben ſo wie wir, um glücklich zu ſeyn, immer an etwas ſich anſchmiegen . 249.
Moritz, Prinz von Iſenburg . 249.
Lord Bolingbroke . . 250.
Marcellus . . 255.
Metellus . . 256.
Rutilius . . 257.
Cicero . . 258.
Große Glückſeligkeit erwartet uns in der Einſamkeit, wenn unſer Alter herannahet, und unſer Leben verfällt 262.
Politiſche Karthäuſer . 264.
Herr von Schrautenbach . 265.
Comiſche Blicke im Alter auf die Jugend hinterher 266.
Wie Rouſſeau ſein Alter benutzte . 268.
Was Petrarcha noch in ſeinem Alter war . 272.
Im Alter ſoll man ſich an ſeine Zeitgenoſſen nicht kehren . . 275.
Aus ſeiner Einſamkeit muß man alsdann den Menſchen die Wahrheit ſagen . 276.
Unvergleichliches Urtheil über Rouſſeau . 277.
Große Seelen erblaſſen nicht, beym Anblick ihres Grabes . . 280.

Maria Thereſia Seite 280.
Morgenröthe jenſeits des Grabes = 281.
Religiöſe Geſinnungen und Ideen vermehren alle Freuden der Einſamkeit = = 281.
Die Welt ſinket alsdann in ihrer Wichtigkeit herunter, und uns drücket viel weniger die Bürde der Sterblichkeit und des Elends = 282.
Wie Addiſon ſtarb = 282.
Welchen Troſt und welchen Frieden ein Leben voll Einfalt und Unſchuld giebt = 283.
Einer frommen Einſamkeit müſſen wir darum viele der Stunden widmen, die andere auf leere Zerſtreuungen verwenden = 284.
Ein Wort über hölzerne Theologie und ekelhafte Glaubensmeiſterey = = 286.
Was du vergeſſen mußt, wenn es dein wahrer Ernſt iſt, philoſophiſch zu denken, und chriſtlich zu leben = = 287.
Die Stunden die du Gott in der Einſamkeit weihſt, ſind die ſchönſten Stunden deines Lebens = 288.
So werden die Wunden geheilt, die uns die Welt beybringet = = 291.
In jedem ſtillen Augenblicke unſers Lebens, treten wir doch immer näher vor deſſen Angeſicht, dem es ſo wichtig iſt zu gefallen, und der auch um Mitternacht bey unſrer Lampe wachet = 292.

Jede Gott im Stillen geweihte Stunde, jedes innige Aufheben unſerer Hände zu Ihm, wirket bis in die Ewigkeit Seite 293.
Was uns erlaubt ſcheint von der Ewigkeit zu wünſchen und zu hoffen ſ 294.
Wir urtheilen über die Ewigkeit, wie jener Blindgebohrne über die Purpurfarbe ſ 295.
Aber in der Einſamkeit erwerben wir doch Fertigkeiten der Seele für die Ewigkeit ſ 297.

Zwölftes Capitel.

Ueberſicht des Ganzen. Reflexionen über Myſtik und Möncherey. Beſchluß.

Was ein plattdeutſcher Doctor ſagte ſ 299.
Was man von meiner Anpreiſung der Vortheile der Einſamkeit ſagen wird ſ 300.
Es war nie meine Abſicht irgend eine geſellſchaftliche Tugend bey irgend einem Menſchen zu ſchwächen 302.
Alle Glückſeligkeit kann man nicht in ſich ſelbſt finden ſ ſ 302.
Ein völlig einſames Geſchöpf iſt ein elendes Geſchöpf 304.
Kein gutes Gemüth kann ſich ganz von Menſchen trennen ſ ſ 305.

Wollten wir in Büchern alles finden was wiſſens=werth iſt, ſo würden wir nichts als dürre Gelehrte, und Buchſtabenmenſchen. Seite 306.

Ohne abwechſelnden Umgang mit den Menſchen und ſich ſelbſt, kann der Menſch ſeine ganze Beſtimmung nicht erfüllen = 308.

Was uns einmal intereſſirt, kann uns doch nicht immer intereſſiren, und wo das Herz einmal hinſtrebet, da wird es doch nicht ewig hinſtreben 311.

Ein einziges Tröpfchen guter Laune, iſt mehr werth, als aller Genuß, alles Glück, alle Wiſſenſchaft, und aller Ruhm auf Erden = 311.

Gott ſelbſt will, daß wir mit andern Menſchen in Verbindung leben = = 312.

Eine fröliche Geſellſchaft und ein freundliches Gaſtmal geben der Tugend eine heiterere Miene, und der Frömmigkeit eine frölichere Geſtalt 315.

Wie man ſich im Umgange betragen muß, damit die Leute von uns ſagen, wir ſeyen liebenswürdig 316.

Wer auch ohne dieſe Tauſendkünſte liebenswürdig iſt 316.

Wer mit Recht aus der Geſellſchaft ſich losreiſſet 318.

Gröſſere Kräfte werden dort im Schlafrock ausgeübet, als hier in allen unſern Stiefeln = 319.

Ein

Ein Profeſſor kann die ununterbrochene Wachſamkeit auf alle die kleinen Vorzüge verlachen, durch die ſich ein Weltmann der Geſellſchaft angenehm macht ꞉ ꞉ Seite 320.

Die meiſte Pedanterey findet man gar nicht in den Wohnſitzen der Gelehrſamkeit ꞉ 323.

Aber allenthalben und mitten in der Welt, wird man angerennt von juriſtiſchen und medieiniſchen Pedanten ꞉ ꞉ 323.

Ertzpedanterey unſerer Leſewelt ꞉ 324.

Comiſches Verhalten unſerer Leſewelt gegen Leute die Bücher ſchreiben ꞉ 327.

Meine Meinung über den Umgang mit Fürſten, Großen, und Vornehmen ꞉ 329.

Viele Menſchen ſind nicht dahin geſtellt, wo ſie hingehören ꞉ ꞉ 334.

In mancher Abſicht halten ſich die Vorzüge des Weltlebens und die Vorzüge des ſpeculativen Lebens die Wage ꞉ ꞉ 336.

Bey der größten Abneigung gegen die Menſchen muß man ſie doch nicht immer fliehen ꞉ 340.

Keinesweges will ich Miſanthropie ausſäen ꞉ 341.

Treuherzige Ermahnungen gegen den Ekel und den Abſcheu, den in Deutſchland der Adel vor dem Unadel, und der Unadel vor dem Adel hat 343.

Wenn auch der allgemeine geſellſchaftliche Umgang

kein merkliches Vergnügen giebt, ſo giebt hingegen gänzliche Einſamkeit das höchſte Misvergnügen, und den höchſten Schmerz . . Seite 344.

Wie man alſo leben ſoll . . 345.

Etwas hat die Einſamkeit Vorzügliches, wegen des Muthes den ſie erzeuget, und der Stärke die ſie dem Charakter giebt . . 347.

Das wechſelſeitige Verhalten des Adels und des Bürgerſtandes in mancher deutſchen Provinz erniedrigt den Menſchen . . 349.

Stärke des Charakters erlanget man zwar in der Einſamkeit, aber Geſchicklichkeit zur Anwendung dieſer Stärke doch nur in der Welt . . 351.

Wohlbenutzte Einſamkeit macht indeſſen zu Weltgeſchäften bisweilen nicht nur nicht unfähig, ſondern wirklich geſchickt . . 352.

Aufſchub iſt der Tod der Geſchäfte . . 353.

Pitt . . 353.

Ein Miniſter iſt freilich auch ein Menſch . . 354.

Und doch iſt zuweilen Religion wahre Erhohlung für große Miniſter im größten Drange der Geſchäfte 357.

Ein Miniſter, der religiöſe Einkehr in ſich ſelbſt mit Miniſterialgeſchäften verbindet, bleibt immer ruhig und Herr ſeiner ſelbſt . . 358.

Auch

Auch Menſchen in geringern Ständen können immer ihre Muſſe zur Stärkung und Erhebung ihres Geiſtes und ihres Herzens benutzen Seite 359.

Es giebt eine Kraft zum Guten, die ſich in der Einſamkeit wirklich auch viel beſſer erhält, als in der Welt : : 360.

Zur Stärkung in der Religion hat darum Einſamkeit ihren unläugbaren Werth : 361.

Mancher Tugendkampf wird da vollendet, mancher edle Trieb wird da angefachet, mancher Verſuchung wird da widerſtanden : 363.

Alles zuſammengenommen ſchadet Einſamkeit der menſchlichen Geſellſchaft blos durch ihren Misbrauch : : 364.

Alle unläugbar üblen Wirkungen der Einſamkeit kann man zugeben, ohne daß dieß ihre wahren Vortheile nur im geringſten ſchmälert und vermindert : : 364.

Ueber das was Klopſtock von der Einſamkeit ſagt 365.

Aeußerſt einſam kann man leben, und doch deswegen nicht ohne alle geſellſchaftliche Verbindungen ſeyn 366.

So giebt es auch einen Umgang, der mit der eifrigſten Abſonderung von dem Weltleben nicht im Widerſpruche iſt : : 367.

Alle Vortheile ländlicher Einſamkeit kann man auch mitten im Stadtleben genießen Seite 369.

Alſo hat Einſamkeit unläugbare Vortheile, wenn man ſie nur nicht misbraucht, und wenn man Einſamkeit und Umgang vermiſchet, und abwechſelt ; ; 372.

Alſo liegt zwiſchen Welt und Einſamkeit die wahre Weisheit in der Mitte ; 373.

Reflexionen über Myſtik ; 374.

Myſtiſche Küſſe ; ; 375.

Wie cokette Damen zur Frömmeley hinüber kommen, am Seidenfädelein der Liebe ; 376.

Kerle von ausſchweifendem Dünkel, die hie und da viel Spuk und Geſchrey von Myſtik machen 378.

Aechte Myſtiker ſind liebe Leute ; 378.

Abſicht der wahren Myſtik ; 379.

Fortſchritte in der Myſtik macht man nur auf zwey Wegen ; ; 379.

Worinn alle ächten Myſtiker übereinkommen 381.

Worinn ſie verſchieden ſind ; 383.

Was die am weiteſten gekommenen Myſtiker ſagen 384.

Fenelon ; ; 388.

Herr von Muralt ; ; 389.

Mein Vater ; ; 390.

Myſtik war der Menſchheit oft wahrhaftig nützlich Seite 391.
Myſtiſche Weiber beugten den Stolz aller Theologen 395.
Wahre Myſtik war immer beſſer, als die gewöhnliche chriſtliche Religion, wie man ſie treibt 396.
In wiefern Myſtik im Auge der Philoſophie ein tönendes Erz iſt, und eine klingende Schelle 397.
Von heiligen Windbeuteln, die ſich des Morgens frühe blos für Freunde und Grundkenner der Myſtik ausgeben, des Nachmittags für Naturtheologen, und des Abends, wenn ſie beſoffen ſind, für Theoſophen 399.
Reflexionen über Möncherey 400.
Mönche ſind gewiß eben ſo gut als andere Menſchen der höchſten Tugend fähig 401.
Nicht alle Anachoreten waren Phantaſten und Schwärmer 402.
Manches iſt uns unrichtig aus dem Leben der alten Mönche erzählet 404.
Viele Heilige der Römiſchen Kirche waren unſtreitig Menſchen von der erſten Claſſe 406.
Der Cardinal Borromäus war ein Heiliger voll Erhabenheit, und ein Menſch von beynahe übermenſchlicher Kraft zu allem Guten 407.

Mein

Mein lieber Landsmann, der Bruder Claus, war der ehrwürdigſte von allen Einſiedlern die jemals geweſen ſind . Seite 408.
Die Klöſter werden nur durch Misbrauch ſchädlich . 411.
Sie könnten auf ſehr mannigfaltige Art nützlich werden ꞉ ꞉ 412.
Wenn auch große Herren nicht in allen Dingen das Beſte thun, ſo muß man doch immer dankbar ſeyn für das Große und Gute das ſie thun 413.
Lob der Karthäuſer ꞉ 415.
Lob der Nonnenklöſter ꞉ 416.
Immer wird der Aufenthalt eines Mönchsklosters erträglich, wenn es nur da nicht zu ſehr von kahlen Dummköpfen wimmelt ꞉ 422.
Wie freilich eine junge Nonne ganz anders empfindet, als ſie handelt und lebt ꞉ 423.
Wie ein calviniſcher Philoſoph Kloſterregel und Kloſterzwang vertheidigt ꞉ 424.
Lob einer Katze ꞉ ꞉ 427.
Warum es mich oft gelüſtet hat ein Mönch zu werden ꞉ ꞉ 427.
Seelenruhe giebt es doch wahrlich auch im Kloſter 428.
Einigen Klöſtern wünſche ich darum in jedem catholiſchen Lande eine ewige Dauer ꞉ 429.

Immer

Immer mögen die Herren Benedictiner in Bayern glauben, der heilige Vater Benedict habe ganz laut im Mutterleibe Pſalmen geſungen Seite 431.

Angenehm iſts doch, daß man ein Mönch werden kann, wenn man will = 433.

Schattenriß eines Mönchs, der mit krankem Herzen Seelenruhe im Kloſter ſuchet = 433.

Mönche ſollen immer große Beyſpiele geben = 437.

Mönche überwinden ihre Geilheit, wenn ſie vor ihren Altären nicht immer nach jeder ſchönen Heiliginn ſehen, und bey der Converſation im Beichtſtuhl nicht immer nach dem Halstuch der Sünderinn = = 438.

Geiſtliche Betrachtungen werden zuweilen für das Fleiſch gefährlich = 440.

Warum das Wort Keuſchheit einer jungen, ſchönen, und äuſſerſt keuſchen deutſchen Dame unausſtehlich iſt = = 441.

Mönche werden ſich weit beſſer befinden bey einer ſanften Moral die man ausüben kann, als bey einer ſtrengen die man nicht ausübt = 441.

An die Beſſerung des innern Menſchen dachten die Mönche doch immer weniger, als an die Bereicherung ihrer Klöſter = 442.

Von einem chriſtcatholiſchen Heiligen, der für die Armen

Armen Schuhe umſonſt machte, wozu er das Leder ſtahl Seite 443.
Das thieriſche Leben in Klöſtern war eine unmittelbare Folge der allgemeinen Hochachtung für Klöſter und Mönche 444.
Die Benedictiner entwöhnten die deutſchen Bauren vom Pferdefleiſch, und lehrten ſie Lateiniſch beten 445.
Aber eben ſolche Verdienſte bereiteten allmählig ihren Verfall 445.
Schon Baſilius verfehlte ſeinen Zweck, als er die Mönche den Städten näher brachte 446.
Dominik und Franz ſind die Väter aller Bettelmönche, dieſer groſſen Umſtürzer aller Religion, dieſer Verwirrer aller geſunden Menſchenvernunft. 448.
Franziskaner und Kapuziner ſtellen gotteslaͤſterlich ihren halbklugen Vater Franz unſerm Heiland an die Seite 448.
Schnackſucht und Fuchsſchwänzereyen der Söhne des ſeraphiſchen Vaters Franz 450.
Ein dummer Einfall von Sanct Obereit, dem Weltüberwinder 450.
Fette und ſaftvolle Franciſkaner und Kapuziner machten gewöhnlich, in den Oeſterreichiſchen Staaten, die Frau zur Heiliginn, und den Mann zum Hahnrey 451.

Allge=

Allgemeines Verhalten der Oeſterreichiſchen Bettelmönche . Seite 451.

Wie die Päbſte ſich durch die Mönche eine allgemeine Herrſchaft erwarben über die Denkart aller Völker ; ; 459.

Die Erziehung der ganzen Bayeriſchen Nation übergiebt man itzt wieder den Mönchen ; 463.

Pourquoi et comment - 464.

Bayeriſche Mönchserziehung ; 466.

Erudition der Herren Benedictiner ; 471.

Bayeriſcher Benedictinerwitz ; 474.

Abſchaffung der Bettelmönche, iſt in jedem catholiſchen Lande der erſte Schritt zur Aufklärung des Bürgers, und des gemeinen Mannes ; 476.

Ueberhaupt ſcheinen die meiſten Orden, und die meiſten Klöſter keiner dauerhaften Verbeſſerung fähig 477.

Das Weſentliche in der Religion iſt den meiſten Mönchen ganz unbekannt ; ; 482.

Kaiſer Joſeph ſprach, es werde Licht ; 483.

Kaiſer Joſeph hat in ſeinen Staaten, in wenigen Monaten, mehr Licht verbreitet, als alle Schulen der Philoſophen Deutſchlands ſeit dem Kaiſer Leopold ; ; 489.

Kaiſer

Kaiſer Joſephs Reformation macht alle fernere Religionsvereinigung überflüſſig. Seite 492.

Ewig ſind und bleiben wir vereinigt durch Toleranz; und kümmern uns nun weiter nicht, um alle etwa anders lautenden Urtheile catholiſcher, lutheriſcher, und reformirter Kaputzen ꝛ 493.

Beſchluß ꝛ ꝛ 494.

Ueber

Ueber die
Einſamkeit.

Eilftes Capitel.

Vortheile der Einſamkeit für das Herz.

Ruhe der Seele iſt das höchſte Glück auf Erden. Einfalt des Herzens gewähret dieſe Ruhe, wenn man ſich abſondert von dem Getümmel der Welt, wenn man alle ſeine Anſprüche und Wünſche einſchrän-

ket, allen Fügungen Gottes ſich unterwirft, alles mit Gelindigkeit anſieht und betrachtet, aber auch dann nichts mehr höret, als das Fallen des Waſſers von den Felſen herab, das Säuſeln erfriſchender Winde, und etwa einen Vogel in hoher Luft.

Wie reinigen ſich unſere Gefühle, wenn die Stürme des Lebens vorüber ſind, wenn alles verſchwunden iſt was uns härmte und drückte, wenn wir nichts mehr erblicken als Freundſchaft und Frieden, Einfalt und Unſchuld, Freyheit und Ruhe. Aber wäre auch das Herz nicht ruhig, ſo blutet es doch gerne im Stillen; um ſüſſe Melankolie giebt man gerne alles übrige Erdenglück hin, die ganze Welt um eine einzige ſanfte Thräne der Liebe.

Solches Glückes iſt das Herz empfänglich, wenn es Freude hat an erhabener Natur und an jedem Blümchen der Thäler, an allem

wodurch

wodurch wir die Seele erweitern, oder was ſich in ſanfte Bilder verſchmelzt. Aber zu ſolchen Vergnügungen brauchen wir nicht immer groſſe und lebhafte Kräfte; ſie ſind nicht nur Gemüthern zugetheilet die fein und ſcharf fühlen, und auf die eben darum alles Gute und alles Böſe heftig wirket. Des reinſten Glückes und der mildeſten Ruhe ſind auch Menſchen von kalter Natur fähig, die nicht ſo weit und nicht ſo lebhaft denken, darum in ſtarkem Ausdruck der Empfindung immer etwas Uebertriebenes ſehen, und immer glauben, man ſage Tauſend anſtatt Hundert. Nur muß man bey Vorſtellungen die man dieſen guten Leuten macht, die Farben nicht zu ſtark auftragen, nicht das helleſte Licht zur ſchwärzeſten Dunkelheit ſetzen; weil ſie ſchon eben dadurch, daß ſie das Uebel in der Welt weniger bemerken, auch fähig ſind ihr Gutes ruhiger zu genieſſen.

Groſſe Glückſeligkeit gleitet in der Einſamkeit durch die Imagination in das Herz. Der Anblick der ſchönen Natur reiſſet oft die Seele ſo ganz in ſich, und ſpannet ſo ganz alle andern Gedanken ab, durch der Wälder mannigfaltiges Grün, die vorüber flieſſenden Ströme, das ſanfte Wehen des Windes in den Bäumen, den Geſang der Vögel, und die freye Ausſicht ins Weite, daß dieſe Freyheit und dieſe Wolluſt alle Gedanken in Gefühle verwandeln. In jeder Landgegend von gefälligem Anblick, neigt ſich alles in uns zu ſanften Empfindungen, und allmählig beynahe zu jedem guten Gedanken; und dieß alles durch den Zauber der Imagination.

Alles wird durch Imagination rührend und lieblich, wenn nur alles umher ruhig iſt und frey. Ach wie leicht entſagt man rauſchender Freude, und glänzender Geſelligkeit,

wenn

wenn uns deucht, in jedem Lüftchen wehe philoſophiſche Melankolie. Ehrfurchtsvolle Schauer und ſüßes Entzücken, werden wechſelsweiſe erreget, durch das ſchwarze Gehölze, durch das fürchterlich abhängende Felſengebirge, und durch jede prachtvolle und erhabene Erſcheinung, vereinigt mit kleinen Ausſichten in eine lachende Landſchaft. Alle Wehmuth iſt vorüber bey ſolcher ernſthafter und doch freundlicher Rührung, und alles löſet ſich auf in lieblich träumende Ruhe. Einſamkeit, und die Stille der ganzen Natur, heben dann jeden einfachen und edlen Gegenſtand. Man empfindet alles tiefer, unſer Erſtaunen iſt lebhafter, ſo wie unſer Vergnügen.

Längſt war ich mit dem Erhabenſten in der Natur bekannt, als ich zum erſtenmal in meinem Leben einen Engliſchen Garten ganz nahe vor Hannover ſah, und bald darauf

noch einen weit gröſſern, eine Meile von da, in Marienwerder. Aber noch kannte ich die Kunſt nicht, welche elende Sandhügel durch eine neue Art von Schöpfung in eine freundliche Landſchaft verwandelt. Dieſe magiſche Kunſt dringet ſo tief in die Seele. Mit dem reinſten dabey angebrachten Naturſinn, erreget ſie alle frohen Gefühle im Herzen, alles was durch Einſamkeit, ländliche Ruhe, und Abſonderung von den Menſchen befriedigt. Mit Thränen dankvoller Rühhrung erinnere ich mir einen Tag aus jenen erſten Zeiten meines Aufenthalts in Hannover, in denen kein anderes Gefühl in meiner Seele herrſchte als die ſchwärzeſte Melankolie, und das fürchterlichſte Heimweh; ich kam in den kleinen Garten meines ſeligen Freundes, des Herrn von Hinüber, vor Hannover, und weg war für dieſen Tag mein Heimweh.

Der

Der Zauber war mir neu. Noch wußte ich nicht, daß ſich auf einer ganz kleinen Fläche, die Natur in ſolcher reitzender Mannigfaltigkeit und edler Einfalt darſtellen läßt. Noch hatte ich nicht erfahren, daß man auf den erſten Blick, ſo weggeriſſen werden kann von allem was uns in der Stadt drückt, zu Arcadiſcher Wolluſt, und allen Gefühlen die uns des Lebens wieder froh machen. Noch ſegne ich den Tag, da ich dieß zuerſt erfuhr.

Dieſe neue Vereinigung von Kunſt und Natur, die man nicht in China ſondern in England erfand, gründet ſich auf den reinſten und richtigſten Geſchmack für das Schöne in der Natur, und auf erfahrungsvolles und durchgeprüftes Gefühl der Wirkungen einer keuſchen Phantaſie in das Herz. Hirchfeld, dieſer groſſe Mahler der Natur, dieſer ſanfte und liebenswürdige Philoſoph, der erſte Deutſche der uns dieß alles durch ſeine

Gartentheorie itzt lehret, ward dadurch einer der gröſsten Wohlthäter Deutſchlands.

Deutſchengliſche Gärten giebt es freylich an manchem Orte, in denen man nie aufhören kann zu lachen, und auch dieſs iſt eine Wohlthat. Oder ſollte man nicht lachen, wenn man Pappelnwälder ſieht, die kaum hinreichend wären einen Ofen auf einen Tag einzuheitzen; Maulwurfshaufen, die man Berge nennt; in Lebensgröſſe auf Eiſenblech gemahlte Menagerien von wilden und zahmen Thieren, Vögeln und Amphibien; zahlreiche und erſtaunende Brücken über Meere, die ein paar Hühner ausſaufen könnten; hölzerne Fiſche auf Canälen, in die jeden Morgen das Waſſer gepumpt wird? Dieſs alles iſt weit unnatürlicher als der ehemalige elende Geſchmack (*). Aber führet mich dagegen,

(*) Nemlich der Holländiſche. Denn der Enthuſiaſmus

gen, in dem Garten des Herrn von Hinüber in Marienwerder, jeder Blick zu Gott, jede Ausſicht zu erhabener Ruhe; ſehe ich von jeder Bank dort, in freundliche, immer abwechſelnde, und immer neue Gartenſcenen; bin ich niemals in Marienwerder geweſen, ohne daß meinem Herzen wohl ward: o ſo grüble ich nicht gerne nach dem was anders ſeyn könnte, als es iſt; und laſſe mir kein Vergnügen durch kalte Geſchmacksmeiſter weglachen.

Bilder der Ruhe, ſie mögen nun durch Geſchmack und Kunſt erſchaffen, oder wirklich in der Natur vorhanden ſeyn, bringen durch die Phantaſie immer Ruhe ins Herz. Umgiebt mich von allen Seiten und in den

ſiaſmus für das Neue, reiſſet mich doch nicht ſo weit hin, daß ich deswegen die Spuren des Edlen und Schauerlichen und Anmuthigen, in manchem uralten Franzöſiſchen Garten verkenne.

angenehmſten Geſtalten, ſanfter Frieden; ladet ein ländlicher Aufenthalt meine ganze Seele zu ſich ein; heiſſet er jeden quälenden Gedanken ſchweigen; bezaubert mich eine liebenswürdige Einſamkeit allmählig und unvermerkt mit ſolcher Gewalt, daß alles in mir in Gutmüthigkeit, Wohlwollen, Liebe, und Zufriedenheit mit meinem Loos übergeht: ſo danke ich Gott für meine Einbildungskraft, die mir zwar oft mein Leben trübt, aber die mir doch immer in der Einſamkeit einen Fels finden läßt, auf dem ich mich halte, und mit ſtillerm Schauer denke an den überſtandenen Sturm (*).

(*) Ueberaus ſchön drücket dieß ein neuer Franzöſiſcher Schriftſteller aus: il n'eſt point d'ame ſenſible qui n'ait goûté, dans la ſolitude, ces inſtans délicieux où l'homme, écartant les preſtiges du menſonge, rentre dans ſon propre coeur pour y chercher

Ein groſſer engländiſcher Lehrer des Erhabenen hat geſagt, Einſamkeit wirke beym erſten Anblick fürchterlich, weil Alles was den Begrif von Privation mit ſich führet, fürchterlich und deswegen auch erhaben iſt, wie zum Exempel ein leerer Platz, Finſterniß, Stille. In der Schweitz, und zumal bey der

cher les étincelles de la vérité. Quel plaiſir, après avoir été balloté pendant quelque tems ſur la mer de ce monde, de ſe retirer ſur un rocher paiſible, pour y conſidérer en ſûreté les tempêtes et les naufrages qui s'y ſuccèdent! Heureux celui qui peut alors oublier un inſtant les vains préjugés dont ſon ame eſt remplie; les miſères de l'humanité disparoiſſent à ſes yeux, l'auguſte vérité remplit ſon coeur d'une joie pure. Ce n'eſt que dans ces inſtans, et dans ceux qui précèdent la mort, que l'homme peut apprendre ce qu'il eſt ſur la terre et ce que la terre eſt pour lui.

der Stadt Bern, haben die Alpen von Ferne ein faſt unglaubliches Anſehn von Pracht; aber ganz in der Nähe ſchien mir jedes Bild, das die Alpen in meiner Seele erregten, erhaben und fürchterlich. Durch eine Art von Gröſſe die an Unendlichkeit gränzet, wird zwar ſchon das Auge in einer weiten Entfernung bezaubert, wenn man die unabſehbare Reihe der Alpen in einer beſtändigen Stufenfolge groſſer Theile der Schöpfung da ſtehen und glänzen ſieht; aber eben die ſchönen hellen Farben der Alpen, mildern den Eindruck, und geben dieſer ungeheuren Felſenmauer mehr Anmuth, als Erhabenheit. Ohne Schauer hingegen ſieht kein empfindliches Gemüth zum erſtenmal in der Nähe dieſe Gebirge, ihr ewiges Eis, ihre ſenkelrechten Abgründe, ihre finſtern Klüfte, ihre herunterrauſchenden Ströme, die ſchwarzen Tannenwälder an ihren Seiten, und die ſeit Jahr-

Jahrtauſenden herabgeſtürzten Felſen an ihrem Fuß. Wie klopfte mir das Herz, als ich das erſte mal auf dem kleinen ſchmalen Fußſteig dieſe erhabenen Einöden hinangieng, und immer neue Berge ſah über meinem Scheitel, und Todesgefahr unter mir bey jedem Fehltritt. Aber wie bald erhebet ſich auch da die Phantaſie, wenn man ſich alleine ſieht mitten unter aller dieſer Gröſſe der Natur, und dagegen an die ganze Kleinheit menſchlicher Kräfte denkt, auf dieſen Himmelshöhen an Monarchenſchwäche.

Aus der Geſchichte der Schweitzer kann man wiſſen, daß die Anwohner dieſer Gebirge nicht Menſchen von flacher Art, und kalter oder niedriger Empfindung ſind. Kühnheit iſt ihnen angebohren, Freyheit giebt ihrer Seele Flügel, ſie zertreten Tyranney und Tyrannen. Aber Freyheit gedeyet eigentlich nur in den Alpen. Denn nicht alle

Schwei-

Schweitzer ſind frey; aber alle ſind Freyheitsphantaſten, alle in ihr Vaterland verliebt, alle danken Gott für ihren Frieden, der jeden ruhig wohnen läßt unter ſeinem Feigenbaum, und bey ſeinem Weinſtock (*).

Ein zuweilen wildes, aber im Grunde doch immer gutmüthiges Volk, bewohnet die Einöden in den Alpen der Schweitz. Ihr rauher Himmel macht ſie hart und derbe, und ihr Hirtenleben macht ſie ſanft. Ein Engländer hat geſagt, daß derjenige der den Donner in den Alpen nie gehöret, ſich auch keinen Begrif machen könne von dem Getöſe, der Wiederhohlung, und der Länge des am ganzen Horizont umherrollenden Donners

(*) Der Landbau erwecket eine gewaltige Liebe für den Frieden, ſagt Plutarch: jedoch behält man dabey allen nöthigen Muth um ſein Eigenthum zu vertheidigen, und verlieret nur die Verwegenheit und Frechheit, die zur Befriedigung ihrer Habſucht andern das ihrige raubt.

ners in ſolchen Gebirgen (*); und darum halten wol die Alpenbewohner, die nie beſſere Häuſer geſehen als ihre Hütten, und kein ander Land als die Alpen, die ganze Welt für ein rauhes ſtürmiſches Arbeitsſtück.

Das

(*) Mir war nicht nur das Getöſe, die Wiederhohlung, und die ſchreckliche Länge des Donners in dieſen Gegenden auffallend, ſondern noch mehr die entſetzliche, und jeden Augenblick Brand, Tod, und Verheerung drohende Menge von Blitzen. Nie vergeſſe ich einen kleinen Weg von einer halben Stunde, den ich von dem Nonnenkloſter der Schweſtern bey Allen Heiligen in der Auw, im Canton Schwyz, nach dem Kloſter Einſiedlen zu machen hatte. Der ganze Horizont war im Feuer; ohne Aufhören wirbelte der Donner in einem Kreiſe um mich herum. Aber am meiſten erſtaunte ich über die faſt unglaubliche Menge von Blitzen, die ſo ſchnell wie die Canonkugeln in einer Schlacht, auf meinem ganzen Wege allenthalben einſchlugen.

Das mag ſeyn. Aber wie der Himmel ſich nach einem fürchterlichen Gewitter freundlich aufſchlieſſet, ſo ſind auch die Köpfe und Herzen der Schweitzer, wie ihr Himmel, abwechſelnd wild und gütig; und dieß kann ich durch Geſchichte und Thatſachen beweiſen.

Einer dieſer Alpenbürger, der General von Reding, aus dem Canton Schwyz gebürtig, hatte von Jugend an unter der Schweitzergarde in Paris und Verſailles gelebt, ſtieg im Dienſte des Königs in Frankreich bis zum Generallieutenant, und blieb dabey immer ein Schweitzer (*). Als vor unge-

(*) Dieß bleiben ſonſt gewöhnlich die in Franzöſiſchen Dienſten ſtehenden Schweitzerofficiere nicht. Anſtatt ihre Landesſitten zu behalten, überſchwemmen ſie mit Frankreichs Sitten, Denkart, und Krankheiten, die Schweitz. Auffallend iſt dieß zumal in Bern, wo man bon ton und Ehbrüche, Verachtung jeder häuslichen Tugend, Verachtung der Deutſchen und ihrer

ungefehr zwanzig Jahren, Frankreich ei-
ne neue Einrichtung für die Schweitzertrup-
pen in ſeinen Dienſten machte, glaubte man
in

ihrer Litteratur, Ueberzeugung Perſiflage ſey Witz, und eine faſt unglaubliche Unwiſſenheit bey einer faſt unglaublichen Suffiſance, mehrentheils für eine Folge der Franzöſiſchen Kriegsdienſte hält. Erloſchen iſt, gewiß ſchon lange, der ächte alte Schweitzergeiſt, zumal bey den vornehmern, poliertern Schweitzern, und ihren Knechten. Man verfiel daher durch das Beyſpiel der Schweitzergeſellſchaft in Schintznach, auf einen Gedanken, der vielleicht bey den künftigen Generationen dieſes Uebel nicht nur in ſeiner Wurzel vertilget, ſondern dann auch allmählig in der ganzen Schweitz, jenen todten Geiſt vielleicht wieder anfachet. Alle Jahre verſammeln ſich itzt, eine groſſe Menge Officiere in der Stadt Surſee, um den Tag der im Jahre 1386, nicht weit von dort, bey Sempach von den Schweitzern gegen den Herzog Leopold von Oeſterreich und ſeinen Adel gewonnenen Schlacht zu feyren. Den

in dem Canton Schwyz, dieſe Einrichtung ſey den alten Freyheiten und Vorrechten nachtheilig, und ward böſe über die Neue-

rung,

neunten Julius 1784 war dieſe Verſammlung überaus zahlreich, und zumal die Anzahl der in Franzöſiſchen Dienſten ſtehenden und geſtandenen Generale und Stabsofficiere beträchtlich. Officiere zwiſchen zwanzig und ſiebenzig Jahren, beyder Religionen, giengen Arm in Arm umher, bey dieſem herzlichen Nationalfeſte. Ihren Wein tranken ſie zwar nicht aus den Schedeln der dort herum größtentheils begrabenen ſechshundert und ſechs und ſiebenzig deutſchen Edelleute; aber die Officiere aus Baſel brachten Wein mit, von dem Sanct Jacobs Kirchhofe. Man weiß, daß im Jahre 1444 der Ueberreſt von vierzehnhundert Schweitzern, die eine Armee von beynahe vierzigtauſend Franzoſen angriffen, auf dieſem Sanct Jacobs Kirchhofe, noch ſo lange ſich wehrten, bis ſie beynahe alle todt an der Erde lagen; denn von dieſen vierzehnhundert Männern entgiengen nur ſechszehn dem Tode, und dieſe erklärte man durch die

ganze

rung, und ſchob die Schuld auf den General von Reding. Die Gemahlinn des Generals, die im Lande wohnte, ließ indeſſen werben. Aber die Franzöſiſche Trommel war nun einmal im Canton Schwyz verhaßt, und man ſah mit Unwillen die weiſſe Cokarde auf dem Hute eines biedern Schwyzers. Das Werben ward der Generalinn, durch den Magiſtrat verboten, um das Volk während dieſer Gährung nicht zu empören. Sie verlangte eine ſchriftliche Urkunde des Verbots; aber der Magiſtrat hatte noch nicht Muth, zu dieſem öffentlichen Schritte gegen

ganze Schweitz, von Obrigkeits wegen, für ehrlos. Bey dem Einſchenken des Weins, ward die Geſchichte von jenem ſchönen Tage erzählet; und als alle gegenwärtigen Officiere die Thränen in den Augen hatten, ſtanden ſie auf, umarmten ſich alle, und ſchwuren dem Vaterlande, zur Erhaltung einer ſo theuer erfochtenen Freyheit, die nemliche Treu, und den nemlichen Muth.

Frankreich; und die Generalinn ließ immer werben. Nun entbrannte das Schwyzervolk, gegen das freche Weib. Man verſammelte eine Landsgemeinde, und die Frau ſtand vor den viertauſend Männern. Die Trommel, ſprach ſie, wird nicht ſchweigen, bis ihr mir ein ſchriftliches Landesverbot zuſtellet, das meinen Mann am Hofe rechtfertigt, da ſeine Leute nicht vollzählig ſind. Man gab ihr nun das Verbot, und befahl zugleich dem General, für das Intereſſe ſeines Vaterlandes am Hofe zu eifern, und zu arbeiten. Beſſere Nachrichten von Paris, erwarteten nun zwar die Männer von Schwyz; aber es erfolgte das Gegentheil. Nun ſchryen ſolche, die Anſehen und Glauben hatten: die neue Einrichtung ſetze Religion und Freyheit (*) in Gefahr. Dieß verwandelte bey dem

(*) Religion und Freyheit, ſind das Loſungswort

dem ganzen Volke, Unwillen in Wuth. Landsgemeinden wurden verſammelt, aller Dienſt ward öffentlich dem König in Frankreich aufgeſagt, öffentlich ward der Bund von 1715 aus den Landesbüchern herausge-

wort in den democratiſchen Cantonen der Schweitz, aber kommen beyde in Colliſion, ſo muß die Religion weichen. Zwey Bauren im Canton Schwyz hatten ſich einſt in einem Gezänke ſo geſchlagen, daß der eine darüber in wenigen Tagen ſtarb. Natürlicher weiſe ſagte dieſem der Prieſter, der ihn zum Tode bereiten wollte, er müſſe ſeinem Feind und Mörder vergeben. Das thue ich nicht, erwiedert der Bauer! So kommſt du nicht in den Himmel, verſetzt der Prieſter. Das thut nichts, ſagt der Bauer, ich verzeih ihm nicht! Willſt du denn in die Hölle, fragt endlich der Mann Gottes, etwas zornig? Der Sterbende raffet, noch einige Augenblicke vor ſeinem Tode, alle ſeine Kräfte zuſammen, richtet ſich auf, ſchlägt auf die Bruſt, und ſagt: „ich bin ein freyer „Schwyzer, ich kann hin wo ich will!“

riſſen, und bey Verluſt des Vaterlandes ward dem General von Reding befohlen mit ſeinen Soldaten heim zu kommen. Vom Könige erhielt Reding, für ſich und ſein Regiment die Entlaſſung, und ſie kamen alle heim. Reding marſchirte ein, an der Spitze ſeines Volkes, zu Schwyz dem Hauptorte des Cantons, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele. Der Zug gieng nach der Kirche. Reding ſtellte da ſeine Fahne neben den hohen Altar, kniete nieder, und dankte Gott. Dann nahm Er Abſchied von ſeinen Soldaten, die mit Ihm weinten; ließ ihnen alle Schulden nach, und ſchenkte ihnen ihre ſchöne Mondirung und Armaturen. Alſo hatte man nun den Mann, von dem das ganze Land glaubte: Er ſey ein Meineidiger, und ein Verräther; Er habe am Hofe zu Verſailles die neue Einrichtung begünſtigt; Er habe mitgeholfen dem Vaterlande

den

den Todesſtich zu geben! Die ergrimmte Landsgemeinde verſammelte ſich. Reding ward aufgefodert den ganzen Hergang zu erzählen, damit man recht wiſſe, wie man nun mit Frankreich ſtehe; damit nun alle Verbrechen des Landesverräthers klar werden; und damit ihm Gnade widerfahre, oder Recht. Daß itzt alle Rednerey an den erhitzten Felſenſtirnen abprellen würde, wußte Reding ſehr wohl. Alſo ſagte er kurz, und trocken: der Hergang ſey jedermann bekannt, und Er ſey unſchuldig, ſo wohl an der neuen Einrichtung, als an ſeiner Abdankung. Alſo will Er nicht bekennen, der Landesverräther, man hänge ihn auf, am nächſten Baume; man zerhaue ihn gleich hier zu Stücken! So ſchrie von allen Seiten die Wuth, und das Getöſe ward wiederhohlet aus dem Munde von viertauſend Menſchen. Reding blieb ſtill. Ein Trupp tobender

Bauren ſtieg auf die Bůhne, wo Er beym Magiſtrat ſtand. Es regnete. Ein Jůngling, der Redings Taufpate war, hielt einen Schirm ůber ſeinem Haupt; ein Raſender zerſchmetterte dieſen Schirm mit einem Průgel: unter freyem Himmel ſoll Er ſtehen, der Miſſethåter! Den Schirmtråger ergriff die Wuth auch. Das hab ich nicht gewußt, daß mein Taufzeuge ein ſolcher Landsſchelm iſt; itzt muß ichs glauben; einen Strick her, damit ich ihn erwůrge! Die Rathsglieder ſchloſſen einen Kreis um den General, und flehten ihn mit aufgehobenen Hånden: Er mòchte um Gottes Willen hervortreten, und um ſein Leben zu retten, doch geſtehen: Er habe vielleicht in Verſailles nicht hitzig genug gegen die Neuerungen geeifert, er habe alſo hierin gefehlt, und er biete zur Strafe alle ſeine Gůter an, wenn man dafůr nur ſeines Lebens ſchone! Itzt trat Reding her-

vor

vor aus dem Kreiſe, langſam und ernſt, winkte Stille mit der Hand; und die ganze Landsgemeinde ward plötzlich ſtill. Alles horchte entgegen dem reumüthigen flehenden Sündenbekenntniß, und in mancher Bruſt ſtieg die Hofnung auf, vergeben zu können! Da ſprach der General: Ihr wiſſet, liebe Herren und Mitlandleute, daß ich zwey und vierzig Jahre dem König in Frankreich gedient. Ihr wiſſet, und viele unter euch, die mit mir waren, ſind deſſen Zeugen, wie manches mal ich dem Feinde entgegengieng, und wie ich vor ihm ſtand in mancher Schlacht; jeden dieſer heiſſen Tage hielt ich für den letzten meines Lebens. Aber hier, vor dem Angeſicht des allwiſſenden Gottes, der mich höret und der unſer aller Richter iſt, bezeuge ich Euch, daß ich an keinem dieſer Tage mit dem ruhigen, frohen, ſchuldloſen Gewiſſen in die Schlacht gieng, mit dem ich

heute in den Tod gehen will, wenn ihr mich darum umbringen wollt, weil ich keine Untreu bekenne, die ich nicht begangen! Die Würde mit welcher der General ſprach, und der Strahl der Wahrheit der ihn dabey umglänzte, beſänftigte die Landsgemeinde, und Er war gerettet. Aber bald nach dieſen Tagen zog Er mit ſeiner Gemahlinn aus dem Lande. Sie gieng nach Uri, in ein Nonnenkloſter; Er gieng in eine Felſenhöhle, und lebte da, ein paar Jahre, als Eremit. Indeſſen verrauchte der Rauſch im Lande. Reding kehrte zurück, vergaß Alles, half und war dienſtfertig überall. Das ganze Land erkannte ſeine Rechtſchaffenheit, bereute die gegen Ihn begangenen Fehler, und um ihm Alles zu vergüten, machte man ihn zum Landamman, das iſt, zum Erſten im Lande; und, was äuſſerſt ſelten geſchieht, man beſtätigte ihn zum dritten mal in dieſer Würde.

Wild

Wild und gütig iſt alſo das Hirtenvolk in den Alpen der Schweitz. Einſamkeit und Phantaſie giebt ihm ſeine Bildung. Es iſt wechſelsweiſe gewaltthätig, und freundlich, wie ſein Clima. Aber ich geſtehe auch, daß ich doch lieber Eremit im Urnerlande ſeyn wollte, als Landamman zu Schwyz.

Macht aber der beſtändige Anblick erhabener Wildheit in den Alpen, vielleicht die Schweitzer rauh, ſo gewinnt dann doch das Herz, auch da wie in allen Ländern der Welt, Sanftheit und Güte im Genuſſe ländlicher Ruhe, und beym Anblicke ſtiller Schönheit. Engländer haben geſagt, die Majeſtät der Natur in der Schweitz, ſey zu groß und zu erhaben für den Pinſel von irgend einem Mahler. Aber zu welchem Genuſſe, ladet dann auch die Schweitz ein, auf ihren romantiſchen Hügeln, in ſo manchem lieblichen Thale, an den Ufern von ſo manchem

spiegel-

ſpiegelhellen See (*); und wie liegt da jede Schönheit Schweitzeriſcher Natur dem Auge näher, und erſcheint in ihrer ganzen liebens-würdi-

(*) Es war mir angenehm und erfreulich, in den Briefen über die Schweitz des Herrn Profeſſor Meiners zu ſehen, mit welchen liebenswürdigen Empfindungen dieſer Philoſoph, am Ufer des Bielerſees gieng und ſaß, und wie die verſchiedenen Eindrücke ſeine Seele in die ſüſſeſte Stille einwiegten, und gleichſam auflösten.

„Wenn ich ermüdet bin, ſchrieb Herr Mei„ners an ſeinen Göttingiſchen Freund, oder „auch Luſt habe, die mich umgebenden Gegen„ſtände genauer zu betrachten, ſo ſetze ich mich „auf die erſte die beſte Terraſſe oder Mauer „eines Weinberges hin, zwiſchen denen man „faſt beſtändig durchgeht. Das thue ich nie„mals, ohne daß ich nicht eine unbeſchreiblich „ſüſſe Gemüthsruhe empfinde. Als ich das „letztemal hieher gieng, ſank die Sonne ſchon „gegen halb ſechs Uhr hinter den Gipfel des Ju„ra hinab. Die dunkeln Tannen, die auf einer „gewiſ-

würdigen Blüte. Behagt dir der Anblick der Eiche, oder der Ulme, oder irgend eines der hochſtämmigen Bäume der Wälder nicht; findeſt du dieſe Bäume nicht ſchön, ſondern ehrwürdig und majeſtätiſch: o ſo bleibt dir doch die zarte Myrte, der Mandelbaum,

„gewiſſen Höhe des Berges ganz allein wachſen, „die hellern Eichen, die ihnen folgen, die noch „hellern Weinberge, zwiſchen welchen ich ſaß, „und endlich ein beträchtlicher faſt immer ver„gröſſernder Abſchnitt des Sees, waren im „Schatten; der gröſſere Theil des Sees hinge„gen, das entgegengeſetzte Ufer, Nidau und „Biel, und zuletzt die Schneeberge, waren noch „alle von der Sonne erleuchtet. Ueber mir hörte „ich das Geläute des Viehs, das in mir alle„mal angenehme Arkadiſche Bilder aufweckt, „und von unten tönten mir Stimmen von Ar„beitern und Fiſchern, deren Nachen ich mit „den bloſſen Augen kaum entdecken konnte, und „dann das ſanfte beruhigende Plätſchern des „Sees, der ſeine nicht einmal ſichtbaren Wellen „an das ſteile Felſenufer rollte.“

baum, der Jaſmin, der Granatbaum, und der Traubenberg. Bedenke daß in keinem Lande der Welt, die Schönheiten der Natur reicher an Mannichfaltigkeit ſind, als in der Schweitz; und daß die Landſchaft um Zürich und der Zürcherſee, dem angenehmſten unter allen Sängern der Natur, dem unſterblichen Geßner, ſeine Idyllen eingaben!

Erhabene Natur hebt, erſchüttert, und ſchwellt das Herz, und inſofern wirkt ſie feyerlicher auf die Phantaſie, als ſanfte ländliche Schönheit, ſo wie die Nacht auch mehr Feyer und Erhabenheit hat, als der Tag. Kommt man von Fraſcati nach dem kleinen klaren See Nemi, der in einem ſehr tiefen Grunde liegt, rund herum von Bergen und Wäldern ſo umſchloſſen, daß nie ein Wind ſeine Oberfläche bewegt, ſo ſagt man allerdings mit dem Engliſchen Dichter: hier ſitzet

ſchwar-

ſchwarze Melankolie in Todtenſtille und fürchterlicher Ruhe, ihre ſchauerichte Gegenwart macht die ſchönſte Natur traurig, beſchattet jede Blume, und ſchwärzt jeden grünen Platz. Aber, wie öfnet ſich die Seele, wie wird alles in ihr heiter und frey, wenn man in dem Garten eines Kapuziner Kloſters, nicht weit von Albano, grade vor ſich her, zuerſt den kleinen melankoliſchen See liegen ſieht, mit allen Bergen und Wäldern die ihn umgeben, und das Kaſteel von Gandolfo; aber dann, zur einen Hand, Fraſcati mit allen ſeinen Landhäuſern; zur andern, das ſchöne Städtchen Albano, Dorf und Schloß la Riccia, und Genſano, auf ihren Traubenhügeln; über dieſe hinweg, eine ununterbrochene Ausſicht in die Campagna; in der Mitte derſelben, Rom mit ſeiner Peterskirche; und endlich, am Ende von dieſem Allem, die Hügel von Tivoli, die

Appeniniſchen Gebirge, und das mittelländiſche Meer (*).

So wirket jede erhabene, und jede ſchöne Ausſicht, auf verſchiedene Weiſe in das Herz, bald ſchreckhaft und ſchauerigt, bald ſanft und liebevoll, und mit der edelſten Ausbreitung, und immer durch erhöhtes Selbſtgefühl.

Aber man darf ſich, um ſolche Gefühle im Herzen zu erregen, nicht hinzaubern laſſen nach den einſamen Oertern der Schweitz und Italiens. Jeder Deutſcher, der auch nicht, wie Kleiſt, auf die poetiſche Bilderjagd

(*) Eine deutſche Dame von hohem poetiſchen Geiſte, machte ihrer ſchwachen Geſundheit wegen, eine Reiſe nach Italien. Ihre Kräfte vermehrten ſich von Tag zu Tag. Aber als ſie in die hier beſchriebene Gegend von Albano kam, wollte ſie für ihre geiſtreichen Reiſegeferten, das Entzücken das ihr dieſe Ausſicht erregte, in Worte faſſen, verlohr die Stimme, und blieb für einige Tage ſprachlos.

jagd geht, ſondern nur geruhig mit ſeiner Büchſe durch die Berge ſchlendert, wird erfahren, wie viel der Anblick der Natur durch die Imagination in das Herz vermag. Wirft er ſich auch nicht in die Unermeßlichkeit aller Weſen, um ſie durchzudenken, und durchzuſichten; glaubt Er, mit ſeiner Büchſe, auch nicht Herr und Meiſter der Natur zu ſeyn, und Schöpfer und Zerſtörer; hat Er da auch nicht Ausſichten wie Lavater, und Viſionen wie Rouſſeau: ſo giebt ihm doch der Anblick jeder anmuthigen Gegend, die beſtändige Abwechslung neuer Hinblicke ins Freye, die friſche herrliche Luft, der ſchöne Himmel, der Jägerappetit, ein Gefühl von Geſundheit, daß ihm jeder Schritt zu kurz deucht (*).

Die

(*) Ein junger liebenswürdiger Hannöveriſcher Beamter, erwartete ſeit einigen Jahren, unter den ſchrecklichſten Qualen der Hypochondrie, ſei-

Die Entfernung von allem was ihn an ſeine Abhängigkeit, ſein Haus, ſein Amt, und ſeinen Dienſt erinnert, giebt ihm eine ge- wiſſe

nen Tod. Seine Leber war ſo verſtopft und groß, daß ſie ihm die Rippen heraustrieb, und ihm daher immer den Gedanken erregte, er habe da ein Geſchwür, das ihn tödten werde ſobald es platze. Ich verſuchte vieles zu ſeiner Erleich- terung, mit wenigem Erfolge. Andere geſchick- tere Aerzte verſuchten das Ihrige, eben ſo un- glücklich wie ich. Endlich kam dieſer bedaurens- werthe junge Mann nach Hannover, und ſagte mir: nun möge ich ihm das Härteſte rathen was mir einfalle, es koſte was es wolle; auf der Stelle werde Er meinen Rath befolgen, denn er leide täglich Todesqual! Ich rieth ihm, gleich von Hannover, nach dem Pfeffersbade in Grau- bündten zu reiſen, und da, nach Landesart, den Brunnen und das Bad zu gebrauchen. Er reiste hin, blieb ſieben Wochen in Pfeffers, badete ſich daſelbſt, gemeinſchaftlich und mitten unter eini- gen hundert Schweitzeriſchen und Italieniſchen Herren und Damen im gleichen Bade, täglich acht

wiſſe Kühnheit im Denken, einen Gedankenrauſch, in dem er mit reitzenden Bildern ſich umgeben ſieht, in dem ſein

 Herz

acht Stunden; und trank dabey, jeden Morgen, fünf und dreiſſig groſſe Gläſer Pfefferswaſſer. Unter dieſer Cur bekam er über den ganzen Leib einen brennenden Ausſchlag. Er ward über und über ſteif, wie Eichenholz, und vermochte nicht zwey Schritte, ohne die größten Schmerzen, zu gehen. Aber kaum war dieſer Ausſchlag abgeſchilfert, ſo erfolgte, nach der ſiebenten Woche, die vollkommenſte Geſundheit, und die höchſte Kraft. Mein krankgeweſener Hannoveraner, gieng nun nicht mehr, er flog beynahe, über Gebirge die wenige Schweitzer hinanklettern. So kam er nach Genua und Turin; und im fünften Monat trat Er, mit der ſchönſten Geſichtsfarbe, vollkommen geſund, freudig, und raſch, in meine Stube in Hannover. Als er mir die Leichtigkeit ſeiner Glieder, nach der Cur in Pfeffers beſchreiben wollte, bediente Er ſich jener Worte, die ich nie vergeſſe, und die ich deswegen auch hier aufhebe: jeder Schritt ſchien mir zu kurz!

Herz trunken iſt von angenehmer Empfindung.

Mit einer ſchönen Imagination wäre man in einem dunkeln Kerker glücklicher, als ohne Imagination in der herrlichſten Gegend. Aber auch ohne dieſe glückliche Imagination wirket doch die bloſſe Stille des Landlebens, nur der Anblick der Heuerndte, Wunder der Ruhe im Herzen. Ach wie oft iſt die Glut der Freude in weiblichen Herzen verloſchen, und doch erfährt die gute leidende Seele was der zauberiſche Anblick der Freuden des Landmanns vermag, und wie leicht man ſich mit ihm freuet; mit welcher Freyheit, mit welcher Offenheit, mit welcher Milde ſie ihm die Hand giebt, und ſeine treuherzigen Reden höret; wie bald ihr dann wieder alles um ſie her intereſſant und liebenswürdig wird; wie ihre geheimſten Sympathien ſich dadurch erhöhen, ausbrei-

ten, verfeinern. Freuden giebt es auf dem Lande für Seelen, die in der Stadt nicht mehr wiſſen was Freude iſt.

Aus entfernten Meeren und Welttheilen kam ein Franzöſiſcher Officier zurück in ſein Vaterland, und ſagte: nur auf dem Lande genieſſet man die Güter des Herzens, ſich ſelbſt, ſeine Frau, ſeine Kinder, ſeine Freunde. In allen Stücken hat darum das Land einen groſſen Vorzug vor den Städten. Dort iſt die Luft rein, die Ausſicht lachend, das Gehen ſanft, das Leben leicht, dort ſind die Sitten einfach, und die Menſchen beſſer. Dort entwickeln ſich die Leidenſchaften ohne jemanden zu ſchaden. Wer die Freyheit liebet, hängt dort von nichts ab, als von dem Himmel. Der Geitzhals empfängt da ſich immer verneuende Geſchenke. Der Krieger kann jagen, der Wollüſtige Gärten pflanzen, der Philoſoph hat den beſten Stof zum Den-

ken in der Nähe. Ach wie rührend ſagt dieſer gefühlvolle Franzöſiſche Officier, in dieſer ſchönen Stelle ſeines Buches, mir ſo ganz aus dem Herzen: die Felder meines Geburtsortes würde ich allen übrigen vorziehen, nicht weil ſie die ſchönſten ſind, ſondern weil ich da erzogen ward. Der Aufenthalt unſers erſten Lebens hat einen verborgenen Reitz, einen rührenden, unerklärbaren Zauber, den kein anderes Glück uns ſchenket, kein ander Land uns erſetzet. Wo ſind die Spiele der zarten Jugend, jene geſchäftigen Tage ohne Vorſorge und ohne Gram? Der Fang eines Vogels erfüllte mich mit Freude. Welche Luſt empfand ich, einem Feldhuhn zu liebkoſen, mich von ſeinem Schnabel necken zu laſſen, in meiner Hand ſein Herz ſchlagen, und ſeine Federn ſchauern zu fühlen! Glücklich iſt, wer den Ort ſeiner erſten Liebe wieder findet, wo dann alles von ihm

gelie-

geliebet ward, und wo ihm dann alles liebenswürdig ſchien; die Wieſen wo er herumlief, der Obſtgarten den er plünderte!

Solche innige Gefühle erwecket für das ganze Leben, das Andenken unſers Aufenthaltes auf dem Lande, und unſers Herumirrens in den Einſamkeiten unſers Vaterlands. Aber auch in jedem Alter, und in jedem fernen Lande, wird unter jedem ſchönen Baume, im Stillen und Freyen die entzückte Seele mit den Worten des Predigers ausrufen: wie ſelig iſt nicht da, jedes innige reine Gefühl der Menſchheit, dieſer ſtille Genuß von wahrer, innerer, ganz von äuſſern Dingen unabhängiger Vollkommenheit und Würde! Wie viel ſeliger als jede Theilnehmung an dem betäubenden Geräuſche, an dem blendenden Schimmer der groſſen Welt! Wie viel unſchuldige, edle, menſchliche Empfindungen erwachen und äuſſern ſich da, die

bey dem gewöhnlichen Gewirre von Geſchäften und Zerſtreuungen in dem Innerſten der Seele ſchlummern, und vor dem Spotte und dem Gelächter des Leichtſinnigen und des Boshaften ſich ſcheuen!

O mein Zollikofer, auf dem Lande und in dem häuslichen Leben habe ich gefühlet, was du von deiner Kanzel in Leipzig, nicht mit hölzerner und viereckter Theologie, ſondern in der wahren Sprache des Herzens ſagteſt: der Geſchäftsmann vergeſſe da ſeine verwickelten Geſchäfte, ſchütte da ſeine Sorgen, wenn er ſie auch nicht ganz zu verbannen weiß, in den Buſen ſeiner Vertrauten. Von ihnen werde er da getröſtet, und ermuntert. Da erweitere ſich wieder ſein Herz. Da erheitere ſich wieder ſein Angeſicht. Da entfernen ſich Kummer und Sorgen, bis er wieder neue Kräfte geſammelt, ſie zu ertragen, oder ihnen abzuhelfen. Hier breche der Gelehrte

lehrte den Faden ſeiner mühſamen Unterſu-chungen ab, und trete aus dem Labyrinthe heraus, und finde oft im Genuſſe der Unſchuld, und der edlen Einfalt der Seinigen, mehr Wahrheit und mehr Beruhigung, mehr Nahrung für ſeinen Geiſt und ſein Herz, als in aller Gelehrſamkeit und Kunſt. Hier erhalte jeder den Beyfall und das Lob, die er verdienet, und erhalte ſie von Perſonen, deren Beyfall und Lob alles bey ihm gelten. Hier werde der Niedergeſchlagene aufgerichtet, der Fehlende zurechte gewieſen, der Träge ermuntert, der Aengſtliche beruhigt, und nach und nach verbreite ſich Zufriedenheit über Alle.

Eine Art von ſüſſer Melankolie, befällt uns zwar bisweilen, im Schoße ländlicher Ruhe, beym Anblick aller Schönheit der Natur. Zu lauter Freude ſind wir alsdann nicht geſtimmet; aber deswegen genieſſen wir

nur beſſer jeden freundlichen Ruheplatz, jeden holden Schatten. Nicht ohne groſſe Vortheile für das Herz, iſt ſogar das köſtliche Nichtsthun der Italiener, die unter ihrem ſchönen Himmel arm ſind, aber nie elend; deren weiches Clima, fruchtbarer Boden, friedſame, religiöſe, und zufriedene Gemüthsart, Erſatz iſt für Alles. Ein vortreflicher und mir ſehr werther Engländiſcher Reiſebeſchreiber, der Doctor Moore, ſagt: die Italiener ſeyen die größten Faulenzer in der Welt; aber indem ſie auf ihren Feldern ſpatziren, oder ausgeſtreckt im Schatten liegen, genieſſen ſie die Heiterkeit und frohe Wärme ihres Himmels, mit einer ihnen ganz eigenen Seelenſchwelgerey. Sie rennen nie in die frechen Ausſchweifungen der Britten, nie zeige ſich bey ihnen das lebhafte und luſtige Weſen der Franzoſen, oder das unüberwindliche Phlegma der Deutſchen.

Das

Das Italieniſche Volk äuſſere eine Art von ſittſamer Empfindlichkeit für jede Quelle des Genuſſes, und ſchöpfe vielleicht einen höhern Grad von Glückſeligkeit daraus, als alle übrigen Menſchen.

Romanhaften Empfindungen und Gefühlen entgeht man, bey dieſer ſanften Entfernung von allem was uns härmet und quälet, vielleicht nicht ganz; und dieß hat bey vielen Nachtheilen auch eine ſchöne Seite. Es mag ſeyn, daß romanhafte Grübeleyen uns in die Nachbarſchaft verbotener Gegenden leiten; daß ſie uns auf einen gefährlichen Boden hinſtellen; daß ſie meiſtentheils mit dieſer oder jener böſen Leidenſchaft im Zuſammenhange ſind, und vielleicht eine ſchwindelnde und leichtſinnige Art zu denken bey uns nähren; daß ſie auch zuweilen die Seele ungeſchickt machen mit Eifer und Thätigkeit vernünftigen Beſtrebungen ſich zu ergeben,

geben, oder an mäſſigen und einfachen Entwürfen des Lebens Genüge zu finden; daß auch die Seele von jener idealiſchen Welt in der ſie zu verweilen ſich verſtattet, zu dem Umgange mit Menſchen nicht ohne Widerderwillen zurückkehret, vielleicht gar abgeneigt wird des Lebens gewöhnliche Pflichten zu erfüllen, und unfähig die Freuden deſſelben zu genieſſen. Aber romanhafte Empfindungen und Gefühle machen fürwahr nicht immer unglücklich, denn leider ſo zufrieden als man zuweilen im Lande der Einbildung iſt, wird man doch nie im Lande der Wirklichkeit.

Rouſſeau las in ſeiner Kindheit eine groſſe Menge Romanen, und entſagte durch die daher entſtandene Liebe eingebildeter Gegenſtände, und die Leichtigkeit ſich damit zu beſchäftigen, Allem was ihn umgab. Daher blieb ihm auch von dieſer Zeit an, bis in

ſein

ſein ſpäteſtes Alter, der Geſchmack für die Einſamkeit, dieſer dem Anſehen nach ſo trübſinnige und menſchenfeindliche Geſchmack, von dem Er doch glaubte, daß er von einem zu liebreichen, zu liebenden, zu zärtlichen Herzen herrühre, das nur aus Mangel ähnlicher Geſinnungen bey andern ſich gezwungen ſieht von Erdichtungen zu leben.

Wanderungen der Einbildungskraft giebt es genug in der Einſamkeit, die dem Herzen wohlthun, ohne ihm oder dem Verſtande zu ſchaden. Allenthalben wo ich geweſen bin, fand ich jemand, an dem mein Herz im Stillen hängt. Ach wenn meine älteſten Schweitzeriſchen Freunde wüßten, wie oft ſie mich itzt in ſchlafloſen Nächten unterhalten; wie keine Entfernung und keine Jahre in meiner Seele auslöſchen, was ſie mir in meiner Kindheit, in meiner Jugend, und in meinem männlichen Alter geweſen ſind;

wenn

wenn ſie wüßten, wie viele gegenwärtige Traurigkeit, wie manches Ungemach des Lebens, ich bey dieſem ſüſſen Zurückſtaunen vergeſſe: ſo würden auch ſie vielleicht ſich freuen, daß ich in der Einbildung noch immer mit ihnen lebe, ob ich gleich in der Wirklichkeit für ſie todt bin.

Keinen Einſamen halte man darum für unglücklich, deſſen Herz noch irgend ein edles und freundliches Gefühl erwärmt. Es iſt doch ſonderbar, daß man glaubt, ein Einſamer zehre ab, ſtrotze von ſchwarzer Galle, freſſe ſein Herz, indem er unausſprechliche Wolluſt genieſſet. Den guten Rouſſeau hielten die Franzoſen für einen düſtern Kautz. Das war er in einem groſſen Zeitraum ſeines Lebens nicht. Er war es zuverläſſig nicht, als er an den Herrn von Malesherbes, Sohn des Kanzlers von Frankreich ſchrieb: ich kanns nicht ausſpre-

chen,

chen, wie ich gerühret war, als ich ſah, daß Sie mich für den unglücklichſten unter allen Menſchen halten. Das Publicum wird eben ſo urtheilen, wie Sie, und auch dieß betrübt mich. Ach wäre doch das Glück, das ich genieſſe, allen Menſchen bekannt! Jeder würde eben ſo glücklich ſeyn wollen als ich, und der Frieden würde auf Erden herrſchen; dann dächten die Menſchen nicht mehr einander zu ſchaden, und keiner mehr unter ihnen wäre böſe, wenn keinem mehr daran gelegen wäre es zu ſeyn. Aber was genoß ich denn auch, wenn ich alleine war? Ich genoß mich ſelbſt, die ganze Natur, alles was iſt, alles was ſeyn kann, alles Gute der ſichtbaren Welt, und alles was man ſich einbilden kann von der intellektuellen Welt. Ich verſammelte alles um mich her, was meinem Herzen wohl that. Mein Verlangen war der Maaßſtab meines Vergnügens.

Niemals kannte der gröſste Wollüſtling ſolche Wolluſt; ich genoſs hundertmal beſſer meine Einbildungen, als Er ſeine Wirklichkeiten.

Seelenſchwelgerey iſt dieſs freylich; aber wer ſchwelgt nicht lieber mit Rouſſeau als mit euch? Wer entſagt nicht gerne, der Leerheit aller eurer Glückſeligkeiten, eurer Urbanität und eurem Tobacksrauch, euren Spieltiſchen und euren Vourtheilen? Wer ſucht nicht lieber ein zufriedenes Gemüth und ein ruhiges Leben, in ſeinem Hauſe, in der einfältigen Natur, im Walde, an der ſtillen See? Wer ſtrebet nicht lieber nach Vergnügungen, die das ſüſſeſte Andenken hinterlaſſen, die ſo rein ſind, ſo rührend, und ſo entfernt von euch?

Hirtenlieder ſind auch Einbildungen, aber von der mildeſten Art, und wie mir deucht, der höchſte und reinſte Ausdruck ländlicher

Glück-

Glückſeligkeit. Im Stillen, wo die Seele ſich ganz entbunden glaubt von allem was ſie in Städten peinigt und drückt; wo ſie frey iſt von allen erkünſtelten Bedürfniſſen, bey deren Sättigung man ſich eben ſo unglücklich fühlet, als wenn man ohne Hofnung danach ſtrebt; wo ſie nichts liebet als die Natur, und an nichts Geſchmack hat, als an ihrer Reinheit und Einfalt: da wohnet Glückſeligkeit. Sieht und höret man nichts mehr von allem was uns ſchmerzet, lebt man in Liebe und Unſchuld mit Wenigem vergnügt, mit allem zufrieden, ſo lebt man ja in den goldenen Zeiten der Dichter, deren Verluſt ihr mit Unrecht bedauret. Liebe und Ruhe, und Geſchmack an reiner Natur, waren nicht blos den Haynen von Arcadien eigen. Ihr lebt alle in Arcadien wenn ihr wollt. Tage voll Herzensgenuß, und unſchuldige Freuden, finden ſich auf je-

der beblümten Wieſe, an jeder cryſtallenen Quelle, unter jedem ſchattigten Baume.

Pope leitet den Urſprung der Dichtkunſt von dem Zeitalter her, das unmittelbar auf die Schöpfung folgte. Das erſte Geſchäft des Menſchen war die Sorge für ſeine Heerden, und alſo waren auch Hirtenlieder vermuthlich ſeine erſten Gedichte. In der Muſſe ihrer ſchönen Tage, ſuchten dieſe Hirten auch wol einigen Zeitvertrieb, und in ihrem einſamen Leben war wol keiner ſo ſchicklich wie Geſang; und in ihren Liedern nichts natürlicher als das Lob ihrer Glückſeligkeit. Dieß führte wahrſcheinlich, wie Pope glaubt, zur Erfindung der Schäfergedichte, dieſer Abbildungen jener ſtillen und glücklichen Zeiten, durch die man die Liebe alter Tugend hervorrufen wollte, um ſie ſeinen Zeitgenoſſen zu empfehlen.

Glückſeligkeit theilet ſich mit, durch ſolche Phantaſieen, und man ſegnet den Dichter der in ſeiner Glückſeligkeit andere eben ſo glücklich machen wollte, als ſich ſelbſt. Sicilien und Zürich erzeugten zwey ſolche Wohlthäter der Menſchheit. Nie findet man die Natur ſo ſchön, nie athmet man ſo leicht, nie ſchlägt das Herz ſo ſanft, nie iſt man ſo glücklich, als wenn man Theocrits oder Geßners (*) Idyllen liest; und

(*) Geßners Idyllen hat vielleicht in ganz Europa niemand treffender beurtheilt als der unvergleichliche Blair in ſeinen Lectures on Rhetoric and Belles Lettres. London 1783. Tom. II. pag. 348. 349. wo er ſagt: „Unter allen Neuern ſchrieb niemand Hirtengedichte ſo gut und ſo ſchön, wie Herr Geßner, ein „Dichter in der Schweitz. Er brachte in ſeinen „Idyllen, wie er ſie nennt, eine Menge neuer „Gedanken. Seine ländlichen Scenen machen „oft einen tiefen Eindruck, alles lebt in ſeinen „Be-

dieß iſt mein einziger Erſatz, wenn ich an alle die Freude zurückdenke, die ich von deinem Umgange dort am Fuß des Hapsburgs hatte, liebſter Geßner (*)!

So

„Beſchreibungen; alles iſt möglichſt verſchönert, „und doch ohne alle Ziererey. Dieſes Dichters „größtes Verdienſt iſt, daß er für das Herz „ſchreibt; ſeine Idyllen ſind voll zärtlicher Ge„fühle. Häusliche Glückſeligkeit mahlt er vor„treflich. Ehliche wechſelſeitige Zuneigung, Lie„be zwiſchen Eltern und Kindern, Brüdern und „Schweſtern, ſowohl als zwiſchen Verliebten, „wird unter ſeiner Hand immer gefällig, und rüh„rend. Weil ich die Sprache nicht verſtehe, in „der Herr Geßner ſeine Hirtengedichte ſchrieb, „ſo kann ich die Poeſie des Styls nicht beur„theilen; aber mir deucht, in der Auswahl der „Gegenſtände, und in der Behandlung ſeiner „Idyllen, übertreffe Er alle Neuern Schrift„ſteller.“

(*) Dieſer unſterbliche Dichter war immer, im engen Umgange mit vertrauten Freunden, einer der liebenswürdigſten Geſellſchafter. Meinem

Her=

So zeiget denn dieß alles, mit wenigen Zügen, wie der Anblick der Natur durch die Imagination in das Herz wirket, wie das Landleben die Seele zu ſanften Gefühlen ſtimmt, wie Einſamkeit die Phantaſie zur Glückſeligkeit erhebet, wie man zwar unter dem Einfluſſe aller dieſer ſchönen Bilder ro-

Herzen ward immer leicht und wohl, ſobald ich ihn nur ſah. Steif und trocken war er, wie recht iſt, gegen Fremde die zu ihm kamen, um ihn läppiſch anzuſtaunen, oder ihm ihre Stammbücher gehorſamſt zu preſentiren, oder ihm Complimente zu machen, die Er nicht bedarf. Das danke ich ihm. Aber auch in Umſtänden, wo man ſonſt erſchrocken und wehmüthig iſt, fand Er augenblicklich Rath in ſeiner guten Laune gegen Schrecken und Wehmuth. Er verlangte mich einſt im Schintznacher-Bade, in einer heftigen Colik. Ich eilte zu ihm mit beklommenem Herzen, und kaum ſahen wir uns ein paar Minuten, ſo machte er mich, durch den Ausdruck ſeiner Schmerzen en Carricature, lachen, wie ich vielleicht nie gelacht habe.

manhaften Empfindungen nicht ganz entgeht, aber auch Phantaſieen ſich überläßt, die dem Herzen wohlthun ohne ihm oder dem Verſtande zu ſchaden, und wie man durch Dichtungen und Erinnerungen Glückſeligkeit über ſein Leben verbreitet.

Ruhe, das höchſte Glück auf Erden, kommt ſehr oft nur durch Einſamkeit in das Herz. Ruhe heiſſet aber nicht immer Müſſiggehen, oder Lungern im Schatten. Der Uebergang vom Läſtigen zum Gefälligen, vom Geſchäftszwange zur Philoſophie, iſt auch Ruhe. Publius Scipio ſagte darum, er ſey niemals weniger müſſig, als wenn er Muſſe habe, und ſey niemals weniger einſam, als wenn er allein ſey. Starke Seelen werden durch Muſſe und Einſamkeit nicht eingeſchläfert, ſondern ermuntert; und indem ſie ſich einer glücklich vollbrachten Arbeit nur deswegen freuen, um gleich wieder

eine

eine neue anzufangen, verlangen ſie nicht Ruhe für den Geiſt, ſondern für das Herz.

Ach nur zu wahrhaft hat man geſagt, wer einem Zuſtande nachſtrebe, der von aller Beunruhigung frey ſey, verfolge einen leeren Schatten. Wolle man darum ſeines Lebens recht froh ſeyn, ſo müſſe man nicht nach der Ruhe als nach dem Ziele ſtreben, ſondern ſie nur als Mittel zu gröſſerer Thätigkeit genieſſen. Man müſſe alſo dasjenige was uns auf eine unſern Kräften angemeſſene Weiſe beſchäftigt, und uns erſt nach Mühe und Arbeit Lohn und Genuß verſpricht, immer demjenigen vorziehen, was unſere Kräfte ungebraucht läßt, uns in Trägheit einwieget, und uns Vergnügen oder Vortheile verheiſſet die uns gar nichts koſten.

Ruhe muß man nicht ſuchen in Unthätigkeit, ſondern jeden guten Trieb zu irgend einer

ner Art von Wirkſamkeit augenblicklich benutzen. Wenn das Unglück der Menſchen die wir lieben, immer unſer eigen Unglück iſt; wenn alle Schmerzen die wir ſehen unſere eigenen Nerven zerreiſſen; wenn Mitleiden für andere in uns jede Freudenfähigkeit vergiftet, die Welt für uns mit einer melankoliſchen Finſterniß umziehet, alle Froheit über unſer Daſeyn erſticket, und uns vollends ungeſchickt macht zu jeder glücklichen Geiſtesarbeit, und lahm zur Ausübung irgend einer Kraft; wenn wir Monate und Jahre vergeblich zugebracht haben, die grauſamſten Leiden wegzuſchaffen, dann, lieber Leſer, müſſen wir die Einſamkeit ſuchen; aber die Gehülfinn unſerer Einſamkeit ſey ein weiblicher Engel, der uns bey unſerm Hinabſteigen ins Todesthal, mit Weisheit und erhabener Ruhe leitet und hält.

Bey allem Gewirre von Leidenſchaft und Thränen, allem Unglücke, kannte ich nie keine ſeligern Stunden, als die, da ich die Welt, und die Welt mich vergaß. Dieſe Stunden der Ruhe fand ich in jeder einſamen Gegend. Alles was mich in Städten drückte, alles was mich mit Willen oder Ekel, Aerger und Zwang, in den allgemeinen Wirbel hineinriß, lag mir da fernweg. Ich bewunderte und genoß die ſtille Natur, und empfand nichts als leiſes Vergnügen.

Oft blickte ich im Gefühle dieſer ſanften Wolluſt, im Frühling, in das herrliche Thal hinab, wo die Trümmern des Wohnſitzes Rudolfs von Hapsburg, da alleine, auf dem Rücken eines waldichten Berges unter allem möglichen Grün (*) ſich erhe-

 ben.

(*) Die Seite des Schloſſes Hapsburg, die ich hier beſchreibe, iſt ungleich ſchöner als die Sei-

ben. Ich ſah da, wie die Aar bald unter hohen Ufern in einem weiten Bette herab- ſtrömt, bald durch enge Felſen ſich ſtürzet, und dann wieder ruhig und langſam durch die

Seite die man von der groſſen Landſtraſſe von Zürich nach Bern erblicket. Von dem Trau- benberge über der Stadt Brugg, auf deſſen Gipfel ich gewöhnlich unter einen hohen Eich- baum mich hinwarf, zeigt ſich das alte Haps- burg auf einem romantiſchen Berge über ei- nem lieblichen Thale, frey und alleine. In die- ſem Thale, zwiſchen dem Hapsburg und der Aar, gieng ich einſt mit Geßner am Ufer ſpatzieren. Dem unſterblichen Dichter fiel unter unſern Ge- ſprächen ein Gedanke ein, den er nicht ausge- führet hat. Ich möchte, ſagte Er, Americani- ſche Idyllen ſchreiben, und du, Zimmermann, kannſt mir ſagen, was für Bücher mir zu die- ſem Zwecke behülflich wären. Indem wir bey- de, langſam und glücklich, auf unſerm Wege fortſchlenderten, ſahen wir oft nach dem Schloſ- ſe Hapsburg hinauf, und Geßner ſagte mir: ſieh, in dieſem Berge ſind alle möglichen Nü- ancen von Grün.

die ſchönen Auen ſich ſchlängelt, indem ihr von einer andern Seite die Reuß, und weiter unten die Limmat zuflieſſen, und friedſam ſich mit ihr vereinigen. In dem ſchönen blumichten Vorgrund, ſah ich die königliche Einſamkeit (*), wo die Gebeine Kaiſer

(*) Das Kloſter Königsfelden liegt eine kleine Viertelſtunde von meiner Vaterſtadt Brugg, zwiſchen der Aar und der Reuß. Die Gemahlinn des im Jahre 1308 von ſeinem Brudersſohn, dem Herzog Johann aus Schwaben, und einigen Edelleuten, ermordeten Kaiſers Albrecht des erſten, erbaute auf dieſer Mordſtäte eine Kapelle. Die Söhne dieſes unglücklichen Kaiſers, Herzoge von Oeſterreich, ſtifteten daſelbſt im Jahre 1311 ein Nonnenkloſter und ein Mönchskloſter, die miteinander verbunden waren, und die eine gemeinſchaftliche Mauer umſchlieſſet. Von dieſen Herzogen von Oeſterreich, und ihrer Schweſter Agnes, ward dieſes Gotteshaus reichlich begabt. Es wurden demſelben nicht nur die Güter der Edelleute geſchenket, welche an dem

ſer Albrechts des erſten, und ſo vieler fürſtlichen Perſonen des Hauſes Oeſterreich, und ſo vieler von den Schweitzern erſchlage-
ner

dem Kaiſermord Antheil hatten, ſondern auch die Güter aller Edlen, die mit ihnen in Verwandſchaft ſtanden. Die Aebtiſſinn erhielt die Herrſchaft über alle dieſe Güter, und die Oberaufſicht über alle im Kloſter Königsfelden verſammelte Mönche und Nonnen. Der groſſe Altar in der ſchönen Kirche daſelbſt, ſteht auf dem Platz, wo der Kaiſer von Schmerzen und Schwachheit vom Pferde fiel, und den Geiſt aufgab. Eliſabet, die Witwe des Kaiſers, und ihre Tochter Agnes, Königinn von Ungarn, endeten in Königsfelden ihre Tage, und liegen mit ſehr vielen andern Fürſten und Fürſtinnen aus dem Hauſe Oeſterreich, da, in einer gemeinſchaftlichen Gruft begraben. Auf Anſuchen eines kaiſerlichen Geſandten, ward dieſe Gruft im Jahre 1738 geöfnet. Ich ſtieg, als ein Knabe von neun Jahren, mit hinunter, wandelte zwiſchen den Ueberbleibſeln aller dieſer vornehmen Leichen, und freute mich, als ich die
Leiche

ner deutſcher Fürſten, Grafen, Ritter, und Edlen, in klöſterlicher Stille ruhen. Weit umher lag vor mir das lange Thal, wo die groſſe Stadt Vindoniſſa (*) ſtand, und die Rui-

Leiche des Herzogs Leopold von Oeſterreich fand, den die Schweitzer im Jahre 1386, in der für ſie ſo ehrenvoll geweſenen Schlacht bey Sempach, nebſt einer groſſen Menge deutſchen Adels todtſchlugen.

(*) Vindoniſſa war eine ſehr groſſe, und ſtark beſeſtigte Römiſche Stadt, der Waffenplatz der Römiſchen Kaiſer gegen die Einbrüche der Alemanniſchen Völker. Sie hielten hier eine beſtändige zahlreiche Garniſon wider dieſe muthigen Nachbarn, die öſters über den Rhein ſetzten, und das Aargau plünderten, aller Feſtungen ungeachtet, welche die Römer einige Meilen weiterhin am Rheine hatten. Dem Kaiſer Conſtantius Clorus gelang es jedoch die Alemannen im Jahre 297, in dieſer Gegend, zwiſchen dem Rhein und der Aar zu ſchlagen. Aber am Anfang des vierten Jahrhunderts, da die Römiſche Macht in dieſen Gegenden fiel, ward Vin-

Ruinen, auf denen ich ſo oft, in ſtiller Betrachtung, über die Vergänglichkeit menſchlicher Gröſſe ſaß. Im fernſten Geſichtskreiſe hinter dieſer herrlichen Gegend (*) erhuben

Vindoniſſa von den Alemannen erobert und zerſtöret. Indeſſen ſcheint es, man habe Vindoniſſa zum zweitenmal wieder aufgebaut, denn unter der Fränkiſchen Oberherrſchaft ward ein biſchöflicher Sitz daſelbſt errichtet, und bey nochmaliger Zerſtörung, gegen das Jahr 579, nach Conſtanz verleget. Auf den Trümmern dieſer groſſen Römerſtadt, wohnten im zehnten Jahrhundert die Grafen von Windiſch und von Altenburg, die Stammherren der Grafen von Hapsburg. Von aller dieſer Herrlichkeit iſt itzt nichts mehr übrig als die Ruinen, und auf denſelben meine kleine Vaterſtadt Brugg, nebſt den Dörfern Altenburg und Windiſch.

(*) Schweitzer brauchen wahrlich für Leute die im Sand und in der Heide wohnen, die Farben nicht zu dick aufzutragen, wenn ſie etwa zu verſtehen geben möchten: auch die Schweitz ſey ein ſchönes Land! Will man jedoch ihnen nicht

huben ſich über anmuthige Hügel, alte Schlöſſer, und Gebirge, die Alpen in aller ihrer Pracht; und mitten unter allen dieſen groſſen Scenen, fielen dann meine Augen vom hohen Walde, wo ich ſtand, über die

Wein-

nicht glauben, ſo muß man Engländer über die Schweitz urtheilen hören, die, im Grunde, noch unendlich mehr Nationalſtolz haben, als die Deutſchen. Nachdem der berühmte Engländiſche Reiſebeſchreiber Pococke die ſchönſten Länder der Erde geſehen, ganz Griechenland, Kleinaſien, Conſtantinopel, Sicilien und Italien, kam er in die Schweitz nach Windiſch, Königsfelden, Brugg, und Hapsburg. Er ſagt, die Lage von Windiſch ſey eine der ſchönſten, die Er kenne (Windish is one of the fineſt ſituations I have ſeen); und von dem Schloſſe Hapsburg: es habe eine ſchöne Sommerlage, und die herrlichſte Ausſicht über ein ausnehmend ſchönes Land (The caſtle of Hapsburg is a very fine ſummer ſituation, commanding a glorious view of a moſt beautiful country).

Weinberge herab, tief zu meinen Füſſen auf meine kleine reinliche Vaterſtadt, auf jedes Haus, und auf jedes Fenſter in meinem Hauſe. Wenn ich 'dieß alles ſah, fühlte, überdachte, und verglich, dann ſprach ich zu mir ſelbſt: Ach warum ward doch meine Seele ſo enge, mitten unter ſo vielen Veranlaſſungen zu groſſen Gedanken? Warum ward mir da doch der ſchöne heitere Winter ſo trübe? Warum hatte ich da, ſo viele Langeweile, ſo viel Unluſt, ſo viel Gram; da ich doch itzt, bey dieſer ſchönen Ausſicht, nichts empfinde als Liebe und Ruh, und alle ſchiefen Urtheile verzeihe, und alles erlittene Unrecht vergeſſe? Warum iſt dieſes kleine, hier zu meinen Füſſen zuſammengepreßte Häuflein von Menſchen, ſo unruhig, ſo uneinig? Warum lebt da manche gute Seele ſo verſcheucht? Warum iſt da der Regierende ſo groß, und der Regierte ſo klein? Warum

iſt

iſt da ſo wenig Freyheit, Keckheit, und Selbſtgefühl? Warum iſt da der eine ſo ſtolz, und der andere ſo demüthig und zerſchlagen? Warum iſt da, bey ſo vieler angebohrner Gleichheit, ſo viel Stolz und ſo viel Neid da doch jeder Vogel in der Luft neben dem andern Platz hat, und alle ihre Myriaden die Ströme ihrer Lieder milde zuſammen vereinen in einen Geſang zum Lobe unſers Schöpfers? Dann ſtieg ich immer vergnügt und friedſam von meinem Berge herab, machte den Regenten meiner Vaterſtadt tiefe Reverenzen, gab jedem meiner geringern Mitbürger Freundeshand, und behielt dieſe ſelige Stimmung der Seele, bis ich wieder die ſchönen Berge, und das lachende Thal, und die friedſamen Vögel, unter den Menſchen vergaß.

Ländliche Einſamkeit ziehet alſo ab, von allem was uns an den Menſchen misfällt;

verändert oft die bitterſten Empfindungen in freundliche Gefühle; giebt ſo manche hohe Begeiſterung und ſo manche kleine Freude, die man in Städten nicht hat; reinigt ſo manches Herz von laſterhaften Neigungen beym Anblick der ruhigen Natur; macht ſo gutmüthig, liebreich, offen, zutraulich; hilft immer weit beſſer fort auf jedem guten Wege: wenn man nur ſeine Leidenſchaften zu guten Zwecken leitet, und mit ſeiner Imagination nie ins Schwarze ſieht.

Etwas ſchwerer iſt freylich dieß alles in ſtädtiſcher Einſamkeit. Es ſcheint zwar leicht, auch da in ſeiner Kammer ſich über alles wegzuheben was uns umgiebt. Aber wenige haben dieſe Kraft; denn ſobald man zu Hauſe in dem Laufe ſeiner Gedanken oft von äuſſerlichen Dingen genecket, in einem fort durch widerliche Vorfälle unterbrochen wird, ſtürzen auch, auf allen Gaſſen und in

allen Geſellſchaften, traurige Gefühle ſchnell und unverſehens das Herz in Unmuth, und ſchwächen den nie genug gehobenen Geiſt.

Rouſſeau war immer äuſſerſt unglücklich in Paris (*). Dieſer groſſe Geiſt ſchrieb zwar auch da groſſe Dinge; aber ſobald er auf die Gaſſen kam, überwältigte ihn ein Heer von widerlichen Gefühlen. Sein Geiſt verließ ihn; und der groſſe Herzenskündiger, der durchſehende Philoſoph, der glänzende Schriftſteller, ward beynahe kindiſch.

Auf dem Lande geht man heroiſcher, und zumal mit mehr Gelaſſenheit, und Freundlichkeit von Hauſe. Hat da der Einſame in ſeiner Kammer ſich müde gedacht, o ſo findet er, unter freyem Himmel dann allenthal-

(*) Je puis dire, ſagt Er, que tout le tems que j'ay vecu à Paris, ne fut employé qu'à y chercher des reſſources, pour en vivre eloigné.

ben Ruhe, und auf jedem Spatziergange nichts als Vergnügen. Da reicht Er jedem der ihm begegnet die Hand; da liebet Er alle Menſchen, die er ſieht, und wird von allen, die ihn ſehen, geliebet. Da ergieſſet ſich nirgends ſeine Galle. Nirgends hebt ſich da, vor einem dicken adelſtolzen Weibe, oder einem hochgezäumten Baron, das Mark in ſeinen Knochen. Keine vornehme Affe jagt ihn da mit ihrer Kutſche zu Boden. Da ärgert er ſich über keine hochadeliche Hure, und über keine ſtiftsmäſſige Gans.

Aber auch in Paris, und in jeder Stadt in Deutſchland, hätte ein vom Tumult des Lebens ſich abſondernder Menſch, nie ſolche Gefühle, wenn er im Frieden lebte mit ſeinem Herzen, und wenn ſeine Nerven nicht krank wären. Beydes macht uns zum Spiele unmännlicher Leidenſchaften. Mit ſchwachen

Ner-

Nerven ſchauert uns überall und allenthalben die Haut.

Friedſam gleiten unſere meiſten Tage vorbey, auch bey einer ſchwachen Leibesbeſchaffenheit, auch zwiſchen dem größten Menſchengewühle, auch beym Anblick der abſcheulichſten Geſichter, wenn wir nur im Frieden leben mit uns ſelbſt. Unſere Leidenſchaften ſind die ſanften Winde, mit denen der Menſch ſein Schiffchen durch den Ocean des Lebens treiben ſollte. Leidenſchaften allein, ſetzen die Seele in Bewegung; aber wenn ſie ſtürmiſch werden, ſo kommt das Schiffchen in Gefahr, und verſinket. Entfernet man nur jedes ſträfliche Verlangen, ſo unterwirft man ſich auch leicht dem Verdruß und dem Kummer. Man vergeſſe darum das Vergangene, grüble nicht an der Zukunft, grüble nicht an irgend etwas von ſeiner Lage, das beſſer ſeyn könnte als es iſt. Alles

iſt immer beſſer als wir glauben. Zufriedenheit kommt nicht von dem was ihr heftig wünſchet, denn wenn ihr es auch erlanget, ſo ſeyd ihr doch unzufrieden. Alles Vergnügen fängt in uns ſelbſt an, in dem ernſtlichen Willen das Gute zu kennen und zu ſuchen, und ſo klein es auch ſeyn mag, zu genieſſen.

Alſo kommt Ruhe in der Einſamkeit, nicht nur aus läſſigem Hinſtaunen und Hinkucken ins Freye. Wer ohne Arbeit, ohne einen groſſen und feſten Lebenszweck, in der Einſamkeit glücklich ſeyn wollte, würde auf ſeinem Landhauſe gähnen wie in der Stadt, und es wäre da ſeiner Seele heilſamer, den ganzen Tag Holz zu ſpalten, als den ganzen Tag da in Stiefeln und Sporen zu lungern (*). Wer aber in der tiefſten Einſamkeit,

(*) Lungern iſt ein Niederſächſiſches Wort, das völlig mit dem Engliſchen lounge (faulenzen) übereinkommt.

keit, immer keck, immer friſch und muthig zur Arbeit ſich anſtrenget, gelanget blos durch Arbeit zu wahrer Ruhe; und wird dann immer mit ſich ſelbſt fertig.

Petrarcha hätte dieſe Ruhe in ſeiner Einſamkeit zu Vauclůſe gefunden, wåre Laura nicht der Dorn in ſeinem Herzen geweſen. Die Kunſt mit ſich ſelbſt fertig zu werden, verſtand er. Ich ſtehe, ſagt er, um Mitternacht auf; ich gehe mit Anbruch des Tages aus; ich ſtudire in den Feldern, wie in meiner Kammer; ich leſe, ich ſchreibe, ich phantaſire. Ich bekåmpfe die Faulheit; ich verjage den Schlaf, die Weichlichkeit, und die Sinnesluſt. Ich durchlaufe den ganzen Tag důrre Berge, feuchte Thåler, und tiefe Hőhlen; ich ſtreife oft, långſt den Ufern meines Fluſſes, allein herum mit meinen Sorgen. Ich treffe keinen Menſchen an, der mich zerſtreue; die Menſchen werden mir von

Tage zu Tage weniger beſchwerlich; ich ſtelle ſie entweder weit vor mir her, oder hinter mich. Ich erinnere mich des Vergangenen, und berathſchlage über die Zukunft. Ich habe ein groſſes Mittel zur Abgeſchiedenheit von der Welt gefunden. Ich gewöhne mich an den Ort meines Aufenthalts, und ich bin überzeugt daß ich mich an jeden Ort gewöhnen würde, Avignon ausgenommen. Hier, in Vauclüſe, finde ich Athen, Rom, Florenz, wie es meinem Geiſte am beſten behagt. Ich genieſſe hier aller meiner Freunde, ſo wohl derer mit welchen ich gelebt, als derer die lange vor mir geſtorben ſind, und die ich nur aus ihren Werken kenne.

In der Einſamkeit kann man alles was man will, wenn man ſo entſchloſſen iſt, und mit ſolchen Hülfsmitteln in ſich ſelbſt begabt. Aber Petrarcha wollte, weil er verliebt war,

nicht alles was er konnte. Ruhe hatte Er im Herzen nicht; und allerdings iſt Ruhe, wie Lavater ſagt, das Mittel immer gut zu ſeyn, und alles gut zu machen.

Schauerichte Einſamkeit bringet auch Ruhe, durch Arbeit. Der Kaiſer von Japan ſchickte ihm misfällige Groſſe ſeines Reiches, nach der Inſel Fatſiſio. Die Ufer dieſer ſonſt unbewohnten Inſel ſind von erſtaunender Höhe. Sie hat keinen Hafen; ſie iſt unfruchtbar, und ſo unzugänglich, daß die Verbannten, oder die dahin gebrachten Lebensmittel, nebſt den Schiffen, durch einen Kran müſſen in die Höhe gezogen werden. Das ganze Geſchäft dieſer Unglücklichen, beſtehet an dieſem traurigen Orte darinn, daß ſie ſeidene mit Gold gewirkte Stoffen von der höchſten Schönheit verfertigen, die man auch deswegen in Japan niemals an Fremde verkauft. Bey dem Kaiſer in Japan, möch-

te ich eben nicht in Ungnade fallen, aber ich glaube doch, daß auf der Inſel Fatſiſio mehr innere Ruhe ſich findet, als bey ihm und an ſeinem ganzen Hofe.

Zuſammenraffen müſſen wir Alles, was nur einen Funken von Ruhe in die Seele bringet. Aber wir müſſen nicht verlangen, daß ein unvergängliches Feuer daraus entſtehe, ſondern nur dafür ſorgen, daß der letzte Funke nie auslöſche. So findet man auf dem Lande, Ruhe die von den Städten fliehet, und Glücksgüter die Weltlinge nicht kennen.

Wer ſitzt dort, in eurem Speiſeſaal bey Hofe, ſo vergnügt wie Rouſſeau bey ſeinem Butterbrodt? Ich kam zurück, ſagt Rouſſeau, von meinen einſamen Spatziergängen, mit kleinen Schritten, etwas müdem Kopfe, aber mit vergnügtem Herzen. Bey meiner Zuhauſekunft ruhete ich angenehm aus, hielt

mich

mich an den Eindruck der Gegenſtände, aber ohne etwas andres zu denken, mir einzubilden, oder zu thun, als mich blos dem Gefühle der Ruhe, und des Glückes meiner Lage zu überlaſſen. Vor meinem Hauſe fand ich mein Eſſen. Ich aß mit groſſem Appetit, in meiner kleinen Wirthſchaft. Kein Bild der Dienſtbarkeit und der Unterwürfigkeit, ſtörte das Wohlwollen, das uns alle verband. Mein Hund war mein Freund, nicht mein Sclave; wir hatten immer den nemlichen Willen, aber er gehorchte mir nie. Meine Frölichkeit war am Abend der Beweis, ich ſey den ganzen Tag alleine geweſen. Ganz anders war ich, wenn ich Geſellſchaft geſehen hatte; ſelten mit andern zufrieden, und niemals mit mir ſelbſt; am Abend immer mürriſch und ſtumm; meine Haushälterinn machte dieſe Anmerkung, und ſeitdem ſie mir das ſagte, gab ich auf mich

ſelbſt

ſelbſt acht, und fand es immer ſo. Endlich nachdem ich noch ein paar Gänge in meinem Garten gemacht, oder ein Liedchen bey meinem Clavier geſungen, fand ich, in meinem Bette, eine Ruhe des Körpers und der Seele, die noch hundertmal ſüſſer war, als ſelbſt mein Schlaf.

Die Natur und ein ruhiges Herz, ſind ein ſchönerer und weit mehr erhabener Tempel Gottes, als die Peterskirche in Rom, oder die Paulskirche in London. Gottes Unermeßlichkeit und Allgegenwart, heiligen jeden Hügel, auf dem ein friedſames und von böſen Leidenſchaften freyes Herz ihm ſein ſtilles Opfer bringet. Ihn, den alle Welten nicht umfaſſen, müſſen Würmer nicht wollen in Mauren einſchlieſſen. Er ſieht uns allenthalben ins Herz, und höret allenthalben, auf ein frommes Gebet. Wir eilen aufwärts oder ſteigen nieder, keinen

Staub

Staub finden wir, den nicht ſeine Macht erfüllet; aber auch keine Ståte, die das Feuer der Andacht mehr entzündet, als eine Gegend, in der das Erhabenſte und Angenehmſte in der Natur, das Herz bey jedem Blicke entzücket, und alle unſere Empfindungen zerſchmelzet in Bewunderung, Liebe, und Ruhe.

Ohne die innigſte Rührung erinnere ich mir nie, die groſſe und unausſprechlich herrliche Scene, die ich im Jahre 1775 vor mir hatte, als ich mit meinem Freunde Lavater, auf der Zinne des Daches von ſeinem damaligen Wohnhauſe, wo Er gebohren und erzogen iſt, bey der ſchönſten Witterung faſt mit eben der Empfindung gieng und ſaß, wie mein geliebter Brydone auf dem Gipfel des Aetna (*) Ein einziger Blick umfaßte die gan-

(*) Brydone ſagt: „es ſchien, ſo wie wir über „die

ganze Stadt Zürich, das glückliche Land umher, den hellen Zürichſee und ſeine reichen Ufer, und über dieſem Spiegel die höchſten Schneegebirge in ihrer Majeſtät. Himmelsruhe umgab mich bey dieſem Anblick.

Hier, auf Lavaters Hausdach ward mir begreiflich, wie Er, mit einem ſo unbewölkbarfrohen Gefühle ſeines Daſeyns und ſeiner Kräfte, umherwandern kann in Zürich vor den Augen der dortigen Gelehrten, die Jahr ein Jahr aus, in einem fort auf ihn zuhämmern; und die er dann in einem fort ſo demüthiglich, wegen ſeiner unverſchulde-

t

„die Wohnungen der Menſchen erhaben waren, „als blieben alle niedere und gemeine Empfin„dungen zurück; als legte die Seele, da ſie ſich „den ätheriſchen Regionen näherte, ihre irdi„ſchen Leidenſchaften ab; und als empfienge „ſie ſchon etwas von ihrer unveränderlichen „Reinheit.“

ten und wenigſtens nach den Geſetzen unvertilgbaren Exiſtenz, um Vergebung bittet.

Hier, auf Lavaters Hausdach, ward mir begreiflich, wie Er der höchſten und unerſchöpflichſten Feindesliebe, gegen die gelehrten Herren in Zürich fähig seyn kann, welchen ſein bloſſer Name eine Aergerniß iſt; die höchſt ungern etwas Rühmliches, aber mit Freuden etwas Schlechtes, Fehlerhaftes, Lächerliches an ihm ſehen; die in eine peinliche Herzenslage kommen, wenn man etwas erweislich Gutes von ihm ſagt, und etwas unerweislich Böſes von ihm ablehnt; die jede zu ſeinem Vortheil ſprechende Wahrheit mit Widerwillen wegwerfen, und jede ihn ſchändende und erniedrigende Lüge mit Triumph und Jubel aufhaſchen; denen ſeine Ehre eben ſo ſchmerzhaft iſt, als ihnen ihre eigene Schande; denen ſeine Schande ſo lieb iſt, als ihnen ihre eigene Ehre; denen alles

Un-

Unglück iſt, was ihnen Glück für Lavater ſcheint; denen alles Glück iſt, wovon ſie wähnen, es ſey Lavaters Unglück; die alles Gute, das ſie von ihm wiſſen, gefliſſentlich verſchweigen; die ſich ein Feſt daraus machen, ſeine Fehler zu vergröſſern, und mit ſichtbarer Schadenfreude auf alle mögliche Weiſe zu verbreiten; die aber dann doch ſich ſelber mehr wehe thun als ihm, und mehrmals ſeinen Ruhm erweitern, indem ſie ſich befleiſſen denſelben zu vernichten; die jeden unpartheyiſchen Fremdling ſogar, aufs Aeuſſerſte ſpannen ihn perſönlich zu prüfen, und dann gewöhnlich den ſchneidenden Aerger haben, daß Lavater von dem Fremdling ganz anders gefunden wird, als die ſcharfgeſchnittenen Federn und Zungen ſeiner hochverehrten und vielgeliebten Herren Unfreunde in Zürich ihn darſtellen (*).

Noch

(*) Es iſt allgemein in der Schweitz bekannt, daß

anitzt

Noch ruhiger und ſchöner als Lavater, und mitten unter allem was die Schweitz in der größten Mannigfaltigkeit, Erhabenes, Anmuthiges, und Reitzendes hat, wohnt im Dorfe Richterswyl, einige Stunden von Zü-

anitzt eben ſo viele vornehme deutſche Herren und Damen, jeden Sommer, ihrer Herzens-angelegenheiten wegen zu Lavater nach Zürich reiſen, als vormals Vornehme aus ganz Europa, ihrer Geſundheit wegen zu Michel Schuppach nach Langnau, und von jeher zu Tiſſot nach Lauſanne. Aber mir iſt es ganz unbegreiflich, daß man dieß in Zürich ſo unausſprechlich übel nimmt. Zürich iſt bekanntlich eine ſehr beträchtliche Handelsſtadt, alſo eine Stadt in der man rechnen kann. Deſſen ungeachtet iſt der republikaniſche Neid in Zürich ſo groß, daß man dort gar nicht berechnen will, ob dieſe Wallfarthen nach Lavater, als ein bloſſer Handlungszweig betrachtet, für Stadt und Landſchaft Zürich nicht eben ſo nahrhaft ſeyen als alle dort fabricirten Kappen und Strümpfe.

Zürich, ein groſſer Arzt. Erhaben und ſanft, wie die Natur die ihn umgiebt, iſt ſeine Seele. Sein Haus iſt ein Tempel der Geſundheit, der Freundſchaft, und jeder milden Tugend. Das Dorf Richterswyl liegt, da wo der Zürcherſee durch zwey hervorſpringende Landſpitzen einen natürlichen Hafen von ungefehr einer halben Stunde macht. Von Norden nach Oſten, iſt der nicht völlig eine Stunde breite See begrenzet durch das in milden ſonnigten Hügeln ſich erhebende jenſeitige Ufer, einen meilenlangen Weinberg, mit untermiſchten Wieſen, Baumgärten, Feldern, Gebüſchen, Wäldchen, über und über bevölkert, voll Dörfer, Kirchen, Landhäuſer, und Hütten.

Ein groſſes, herrliches, unerſchöpfliches Amphitheater, das noch kein Mahler anders, als in ausgehobenen kleinen Theilen zu zeichnen wagte, öfnet ſich von Oſten nach Süden.

den. Die Ausſicht nach dem von dieſer Seite vier Stunden langen obern Theile des Sees, führet hie und da, auf Landſpitzen, zerſtreute Inſeln, auf das vorſtehende an einen Hügel hingebaute Städtchen Rapperſchwyl, auf die Brücke die dort von einem Ufer des Sees zum andern reicht. Dann erhebet ſich weiterhin, in einem halben Cirkel, das unerſchöpfliche Amphitheater. Im nächſten Vorgrunde liegt die nur eine halbe Stunde entfernte hüglichte Landſpitze; dann folgen niedrige, grüne, mit Bäumen bedeckte Berge, an welchen Dörfer hängen, und zerſtreute Häuſer; dann höhere Berge, fruchtbare Alpen in immer gröſſern in einander gewundenen Formen, helleblau und dunkelblau gefärbt; hinter dieſen Alpen ſteigen, himmelan, mit ewigem Schnee bedeckte Felſenhäupter. Südwerts öfnet ſich das Amphitheater; und neue Reihen von Bergen ragen da

in einer immer fortgehenden Folge hervor. Immer und ewig bleibt ein ſolcher Anblick neu, rührend, und unvergleichbar.

Berge ketten ſich wieder von Süden nach Weſten; das Dorf Richterswyl liegt an ihrem Fuße, am Ufer des Sees. Schwarze Fichtenwälder bedecken ihren Rücken, und unter dieſen ſind die nähern Hügel mit unzählbaren Fruchtbäumen beſetzt, in Gärten von Korn und Gras, mit untermiſchten Häuſern. Das Dorf Richterswyl iſt reinlich, die Straſſen deſſelben gepflaſtert, die Häuſer von Steinen, und bemahlt. Rings um das Dorf ſind am Seeufer angenehme Spatziergänge, durch Alleen fruchtbarer Bäume, oder auf den Hügeln durch ſchattigte Wälder, und allenthalben die Ausſichten voll Erhabenheit und Anmuth, wo jeder Wanderer und jeder Fremdling ergriffen wird, ſtille ſteht, nur Auge iſt; langſam, leiſe, und

tief,

tief, ſeinen Athem hohlt. Jeder Fußbreit dieſer ſchönen Erde, iſt benutzet, bepflanzet, bebaut; aller Menschen Hände arbeiten, Kinder und Greiſe ſind emſig.

Die zwey Häuſer des Arztes ſtehen mitten in dieſem Dorfe, mit ihren Gärten umringet, ſo frey und friedlich, wie auf dem weiten Felde. Unter der Kammer meines Herzensfreundes lauft am Garten ein lieblich murmelnder Bach, und an dem Bache die Landſtraſſe, auf der ſeit Jahrhunderten beynahe täglich eine Menge Pilgrimme nach dem Kloſter Einſiedlen gehen. Aus Zimmern und Gärten ſieht man ſüdwerts, vor ſich den groſſen majeſtätiſchen Ezelberg; ſein Haupt bedeckt ein ſchwarzer Wald, ſein Fuß iſt nur eine Stunde entfernt von dieſen Zimmern und Gärten; an der Mitte des Berges hängt ein Dorf mit einer ſchönen Kirche, und auf dieſer Kirche ruhet, an jedem ſchönen

Abend, die Sonne. Vor den Zimmern und vor den Gärten liegt der Zürcherſee, den nie gefährliche Stürme in Aufruhr bringen, in deſſen Waſſer ſich die Ufer ſpiegeln, oder deſſen Wellen, durch ſanfte Winde bewegt, wie eine Heerde Schafe gaukeln.

Sieht man da in tiefer Nacht aus den Fenſtern, oder athmet man einſam im Garten erfriſchende Blumendüfte, indeß der Mond hinter den Bergen hervorwandelt, und eine feurige Heerſtraſſe über den See hinzeichnet, ſo höret man, mitten unter dieſer Todtenſtille, doch jenſeits am Ufer, jeden Schlag der ländlichen Glocken; höret des Nachtwächters Stimme herüber hallen, und das Bellen treuer Haushunde; höret von ferne, den Kahn des langſam herbeyrudernden Schiffers, ſieht wie Er in der feurigen Heerſtraſſe fährt, und mit den glänzenden Wellen ſpielt. Wer verſtummet nicht da,

wo

wo der Genferſee ganz offen liegt, bey der Majeſtät jenes Anblicks, als ſähe er ein Hauptſtück der ganzen Erdſchöpfung? Aber hier am Zürcherſee, zu Richterswyl, bey dem lieben und groſſen Arzte, iſt Alles näher, lieblicher, vertraulicher, freundlicher, inniger.

Weder Pracht noch Reichthum, iſt in den Häuſern dieſes Menſchenfreundes. Man ſitzt da auf Stühlen von Stroh; er ſchreibt an Tiſchen von inländiſchem Holz, und ſpeiſet ſich und ſeine Freunde aus Gefäſſen von Erde. Reinlichkeit und Bequemlichkeit herrſchen überall. Eine groſſe Sammlung gemahlter und in Kupfer geſtochener Menſchengeſichter iſt ſein einziger Aufwand. Der erſte Strahl der Morgenröthe erheitert die kleine Celle, wo dieſer Edle ſchläft und ruhet, und wecket ihn dankbar und froh ins neue Leben. Beym Erwachen begrüſſet ihn das Girren der Turteltauben, und der frühe

Morgengeſang der Vögel, die im Nebenzimmer mit ihm ſchliefen.

Die erſte Morgenſtunde und die letzte Abendſtunde ſind ſein. Alle übrigen Minuten widmet Er der groſſen Menge von Kranken und Traurigen, die ihn täglich beſuchen. Sein wohlthätiger Beruf verſchlinget ſein ganzes Leben; aber er iſt auch ſeines Lebens Glück und Freude, und die Nahrung ſeines Herzens. Kommt das Volk aus den gebürgigten Cantonen der Schweitz, und aus den Thälern der Alpen zu ihm, findet es keinen Ausdruck für die Darſtellung ſeiner Noth, traut es Ihm zu, daß er Alles ſehe und wiſſe, beantwortet es jede Frage einfältig, treu, und offen, behorcht es jedes Wort, faſſet es jeden Rath auf wie Goldkörner, und gehet dann von Ihm, ſehnend, getröſtet, voll Hofnung, und guter Entſchlüſſe, wie von ſeinem Beichtvater in Einſiedlen, wieder

weg;

weg: o ſo iſt er, am Abend eines ſolchen Tages ein glückſeliger Mann! Tritt eine treuherzige Bäurinn, die über die Lebensgefahr ihres Gatten weinte, in ſein Zimmer; drückt ſie ihm die Hand, daß es ihn ſchmerzt; ruffet ſie, Jeſus Maria, wie war mein Mann ſo ſchlecht als ich heim kam, und nun iſts in zwey Tagen ſo viel beſſer; ach wie ſeyd Ihr mir ſo lieb, Herr Excellenz: dann, ach dann empfindet dieſer Menſchenfreund, wie es einem König zu Muthe ſeyn muß, in der Stunde, da Er einem ganzen Volke wohlthut!

So iſt die Gegend der Schweitz beſchaffen, wo einer der größten Aerzte unſerer Zeit, der Doctor Hotze wohnt; ein Arzt und Philoſoph, der durch ſeinen hellen Kopf, durch ſeine Geiſtesgröſſe und Erfahrung in einer Reihe ſteht, mit meinen Herzensfreunden Tiſſot und Hirzel. So flieſſen ſeine Ta-

ge hin, einer dem andern gleich. Er lebet zwar täglich nur zwey Stunden einſam, aber deſto wohlthätiger für unzähliche Menſchen, die jeden Tag ſeines Lebens zu ihm kommen in dieſe paradieſiſche Gegend. Sein thätiger kraftvoller Geiſt ruhet nie, aber Himmelsruhe wohnet in ſeiner Bruſt. Ach ſolche Ruhe hätte Er an Höfen nicht gefunden (*). Aber ſolcher Ruhe biſt du fähig, lieber Leſer, wer du auch ſeyn magſt, wenn du auch nicht auf einem ſo ſchönen Erdenfleck wohnſt, nicht bey meinem lieben Doctor Hotze zu Richterswyl, nicht im Kapuziner-

kloſter

(*) Herr Doctor Hotze lehnte vor vielen Jahren einen Ruf nach dem Hofe des Marggrafen von Baden in dem ſchönen Carlsruhe ab; und im Jahre 1781 hatte ich von einem groſſen und mächtigen deutſchen Fürſten den Auftrag, ihm die Stelle ſeines erſten Leibarztes, nebſt vielen andern Vortheilen, mit einem jährlichen Gehalt von zweytauſend Thaler anzubieten.

kloſter bey Albano, nicht in meines Königs Hauſe zu Windſor.

Glücklich iſt jeder, der nicht mehr will, als er hat. Solches Glück iſt leicht, zu Richterswyl am Zürcherſee; aber auch leichter als ihr glaubt, in der Kammer da ich dieſes Buch über die Einſamkeit ſchreibe, wo ich ſeit ſieben Jahren nichts ſehe, als ein paar elende unförmliche Dächer, und die Spitze eines traurigen Kirchthurms.

Ruhe muß immer aus dem Herzen quillen; aber Ruhe kommt, mit jeder Tugend die ihr zur Seite geht, bey äuſſerer Stille leichter ins Herz. Wie gutmüthig und friedſam wird man auch nur bey dem Murmeln eines Baches, oder nach einem kleinen Schlaf unter einer hohen Tanne. Ruhige Natur wieget uns ſo leicht in Sanftmuth ein, denn ſich ſelbſt hat man mehr Urſache unter den Menſchen zu fliehen, als die Menſchen. Friede

de mit ſich ſelbſt, iſt Friede mit der ganzen Welt. Bey ruhigem Herzen, betrachtet man Menſchen und Dinge immer von der guten Seite. Unter lauter angenehmen Gefühlen lernt man, in ländlicher Einſamkeit, die Menſchen lieben. In klöſterlicher Einſamkeit lernt man, unter Faſten und Frieren, mitternächtlichem Chorgeſchrey, und tauſend widerlichen und ärgerlichen Gefühlen die Menſchen haſſen. Entzücket uns die ganze Natur umher, überflieſſen wir von Wohlwollen, dann fehlet uns auch weiter nichts, als nur ein Herz, das dieß alles mit uns theile.

Häusliche Glückſeligkeit wird darum, unter gleichgeſtimmten Seelen, auf dem Lande unausſprechlich vermehret. Ströme von Thränen und ewiger Schmerz, würden allem zur Seite gehen was die größten Höfe von Europa haben und geben, wenn man

ſich

ſich aus dem Schoße ländlicher und häuslicher Glückſeligkeit, gegen ſeinen Willen weggeriſſen ſähe in den Pallaſt einer Königsſtadt, und in das ſchale Leben, wo man nichts thut, als ſpielen und gähnen, Langeweile haben und geben, ſich haſſen und beneiden, ſich ſtreicheln und zerreiſſen (*).

Wahre, innige Freude, Liebe, Treu, und Sitten der Vorwelt gedeyen doch nirgends ſo gut wie auf dem Lande. Rouſſeau ſagte darum den Menſchen in Städten ſo herzlich: das Landleben habe Vergnügungen von de-

nen

(*) Frau von Maintenon ſchrieb an die Frau von Caylus, aus Verſailles: Nous ménons ici une vie ſinguliére. Nous voudrions avoir de l'eſprit, de la galanterie, de l'invention, et tout cela nous manque entierement. On joue, on baille, on s'ennuye, on ramaſſe quelque miſere les uns des autres, on ſe hait, on s'envie, on ſe careſſe, et on ſe dechire.

nen ſie nichts wiſſen; dieſe Vergnügungen ſeyen weniger abgeſchmackt, weniger grob, als ſie glauben. Auch da könne Geſchmack, Wahl, und Niedlichkeit herrſchen. Ein Mann von Verdienſt, der mit ſeiner Familie aufs Land ſich begebe, und ſein eigener Pächter werde, ſehe da ſein Leben eben ſo ſanft hinflieſſen, als ihr auf euren Aſſembleen. Eine gute Landwirthinn könne auch eine reitzende Frau ſeyn, eine Frau voll Anmuth, und von einer weit mehr rührenden Grazie, als alle weiblichen Affen in der Stadt.

Alles Böſe in der Welt vergißt man, in kühlen Schatten, einſamen und anmuthigen Thälern. Schon in Städten haſſet man die böſeſten Menſchen nicht, ſobald man ſie nicht ſieht. Nur im Gewirre des geſellſchaftlichen Lebens, und unter dem Drucke der Subordination, iſt das beſtändige Anprellen des Wahrheitſinns und der Vernunft

gegen

gegen befehlende Dummheit, die ergiebige Quelle, aus der ſo vieles Elend über das menſchliche Leben ſtrömt. Befehlende Dummköpfe verbittern ihren Subalternen das Leben, vergiften ihre Zufriedenheit, verkehren alle Ordnung in der menſchlichen Geſellſchaft; beſtreuen jedem, der mehr Verſtand hat als ſie, das Leben mit Dornen, und machen es ihm zu einem Thal des Mismuths, des Aergers, und der Thränen. Wie mancher Biedermann bey Hofe, wie mancher brave und geiſtvolle Officier, wie mancher vernünftiger und armer Teufel im Amte, wäre darum berechtigt mit dem Propheten auszurufen: O hätte ich Flügel wie Tauben, daß ich flöge, und etwa bliebe! Siehe ſo wollte ich mich ferne weg machen, und in der Wüſte bleiben. Ich wollte eilen, daß ich entrinne vor dem Sturmwinde und dem Wetter; denn ich ſehe Dummheit, Falſchheit

und

und Schadenthun, Lügen und Trügen, Frevel und Hader am Hofe, beym Regimente, im Collegio, und in der Stadt!

Dummheit, die Anſehn und Einfluß hat, wird inſonderheit dadurch ſchädlich und gefährlich, weil ſie alles in der ganzen Stadt ſo klein machen will als ſie ſelbſt iſt, weil ſie jeder Sache immer den unrechten Namen giebt, weil ſie jeden Menſchen immer grade für das Gegentheil von dem hält was er iſt, kurz und gut, weil Dummheit das Schwarze immer weiß nennt, und das Weiſſe immer Schwarz. Freye, offene, und rechtſchaffene Menſchen, müſſen, wenn ſie angeſehener Dummheit entgehen wollen, alle ihre Schliche und Ränke eben ſo gut kennen, wie der Fuchs bey Saadi dem Indianiſchen Fabeldichter. Jemand ſah einſt einen Fuchs eiligſt nach ſeinem Loch laufen, ſagt Saadi; und fragte ihn, warum ſo ſchnell? Haſt du

etwas

etwas übles begangen, und fürchteſt du, man werde dich dafür züchtigen? Nein, ſprach der Fuchs, mein Gewiſſen iſt rein; aber eben hörte ich die Jäger ſagen, ſie möchten wol ein Kameel haben, ſie wollen eins fangen, und es dann in die Knechtſchaft führen. Ey was kümmert dich das, du biſt ja kein Kameel? Lieber Gott, ſagte der Fuchs, gute Köpfe haben immer Feinde. Wenn mich einer den Jägern zeigte, und ihnen ſagte, da lauft ein Kameel, ſo würden mich die Kerle fangen und krumm ſchlieſſen, und keiner würde unterſuchen: ob ich auch wirklich das Thier ſey, wofür jener mich angab!

Der Fuchs hatte recht. Wären aber auch die Menſchen eben ſo böſe als dumm, oder auch nur böſe aus Neid, und entgienge ich deswegen nirgends ihren Schnäbeln und Pfoten, und wäre ich ihnen ein immerwährender Dorn im Auge, weil ſie glaubten,

ich habe mehr Glück als ſie: ſo würde ich doch durch nichts in der Welt mich an ihnen rächen, als nur dadurch, daß ich ihnen zeigte, mir ſey kein Menſch auf Erden ein Dorn im Auge.

Kein Menſch iſt ein Dorn in deſſen Auge, der nicht mehr will, als er hat. Die lieblichen Ausſichten auf Einfalt, Ordnung, und Ruhe, die in der Einſamkeit unſern Blicken ſich öfnen, ſchützen gegen jede unmäſſige Begierde. Im ſteten Umgange mit uns ſelbſt, erfahren wir gar zu gut, wie manches Verdienſt uns mangelt, und wie viel weniger wir doch im Grunde werth ſind, als man glaubt. Alles was uns Gutes widerfährt, alles Glück das wir haben, ſcheint uns darum unverdient; und eben darum iſt es unmöglich, daß wir traurig ſeyen über irgend eines andern Menſchen Glück. So entſtehet Gelindigkeit, bey dem aufrichtig und redlich mit

ſich ſelbſt lebenden Menſchen, aus dem Nachdenken über ſeine eigenen Mängel, und aus der richtigen Beurtheilung der gröſſern Verdienſte anderer Menſchen, die vielleicht in den Augen derjenigen, die in der Welt Verdienſte lohnen, weit weniger gelten als Er.

Meine Tage hätte ich in den liebenswürdigen Einſamkeiten von Louiſiane endigen mögen, ſagt ein Franzöſiſcher Geſchichtſchreiber dieſes Landes, fern von Weltgewühl, Geitz, und Trug. Da genieſſet man tauſend unſchuldige und ſich immer verneuende Freuden; da entgehet man jeder üblen Nachrede, der Klatſcherey, der Scheelſucht, der Verläumdung, und dem Neide. Auf dieſen lachenden unabſehbaren Wieſen, ſieht man, mit Erſtaunung über die Güte des Schöpfers, ſo viele verſchiedene Thiere friedſam umhergehen; da erfüllen ſo viele Vögel die Büſche mit ihrem Geſang; da laden ſo

viele Wunder der Natur ein zu ſtiller Betrachtung.

Aber mir deucht, wo man ſeine Augen in Deutſchland hinwende, gebe es wahrlich, in jedem ſtillen Hauſe wie in den Einſamkeiten von Louiſiane, weit mehr wahre und reine Freuden, als in der groſſen und glänzenden Welt. Der emſige Bürger, iſt des Abends nach ſeiner redlich vollbrachten Arbeit, mit ſeiner Gattinn und ſeinen Kindern, ſo ruhig und neidlos wie kein Hofcavalier. Läßt dem Manne in Geſchäften die Welt, laſſen ihm ſeine Mitbürger, nicht die Gerechtigkeit, nicht die Achtung und Ehre widerfahren, die er verdient; wird ihm ſein Dienſteifer, werden ihm ſeine Wohlthaten, mit Kaltſinn und Undank vergolten; wie bald wird Er dieſen Mangel, dieſe Leiden vergeſſen, wenn er in den Schos der Seinigen zurückkommt, mit offenen Armen und Herzen von ihnen em-

pfan-

pfangen wird, und in ihrer Mitte das gilt was er wirklich iſt, den Beyfall und das Lob erhält, die Er wirklich verdient, und den ganzen Werth ihrer Liebe und Zuneigung empfindet! Hat aller Schimmer der groſſen Welt, aller Glanz des Hofes, aller Triumph der Hoheit und Macht, ſein Herz kalt gelaſſen; hat ihn dort das Schauſpiel der Verſtellung, der Argliſt, der Falſchheit, der kindiſchen Eitelkeit ermüdet und erbittert: wie bald wird ſich in dem Kreiſe ſeiner Geliebten ſanfte Wärme durch ſein ermattetes Herz verbreiten, wie bald werden ſüſſere edlere Empfindungen daſſelbe wieder erheben, wie bald werden ihm die Wahrheit, die Offenheit, die Redlichkeit, die Unſchuld, die da leben und lieben, wieder mit der Menſchheit verſöhnen! Genöſſe Er hingegen eines noch ſo glänzenden Glückes, wäre Er dort Liebling der Miniſter und der Groſſen; wäre er der Lieb-

ling der Damen, der Tongeber in den feinſten Geſellſchaften; wäre Er ſelbſt groß und reich; herrſchte Er über noch ſo viele andere, aber ſeine Wohnung wäre die Wohnung der Zwietracht und der Eiferſucht, und ſein häusliches Leben verweigerte ihm die Ruhe, die es dem Weiſen und Guten gewähret, wie wenig würde ihm jenes äuſſere blendende Glück dieſen weſentlichen innern Mangel erſetzen!

Dieß ſind meine Geſinnungen über die Vortheile der Einſamkeit, zu unſerer Ausſöhnung mit den Menſchen und der Welt, aber dieß ſind nicht meine Worte. Es ſind die Worte eines öffentlichen Lehrers meiner Religion und meiner Theologie, aber nicht einer Religion die herrſchen will, nicht einer Theologie die von dem Herzen abprellt. Es ſind Worte aus ſeiner unvergleichlichen Predigt über häusliche Glückſeligkeit, die, wie

alle Predigten von Zollikofer, alle Menſchen leſen ſollten.

Einſamkeit ſchützet gegen den Spott der Leichtſinnigen, ſagt eben dieſer groſſe Religionslehrer, gegen die unverdiente Verachtung und das liebloſe Urtheil des Neides, gegen den traurigen Anblick der Thorheiten, der Verbrechen und des Elendes, die ſo oft den Schauplatz des geſchäftigen und des geſelligen Lebens verunſtalten; ſie löſchet das Feuer jeder böſen wilden Leidenſchaft in uns aus, und befeſtiget den Frieden in unſerer Bruſt. Was mein geliebter Zollikofer ſagt, habe ich erfahren. Wenn meine Feinde glaubten, gewiſſe kleine und erbärmliche Vorfälle trüben mir das Leben; wenn man mir erzählte, wie ſie ſich über dieſe Vorfälle innig freuten auf ihren Gelagen; wie ſchöne Damen ſogar hüpften und trippelten, und ſich im Kreiſe um denſelben verſammelten,

der ihnen ſagen konnte, wie man mich geſchmähet habe, und noch ſchmähen wolle, ſo ſagte ich zu mir ſelbſt: hätten mir auch alle meine Feinde und Feindinnen tauſendfachen Tod geſchworen, was würde mir das ſchaden? Was beweiſen Epigrammen, Neckereyen, Witzeleyen, und Spott? Was beweiſen jene paſquillantiſchen Kupferſtiche, die ſie, aus ihrem Athen, poſtfrey an alle Kaufleute und Liebhaber Deutſchlands und der Schweitz verſenden und verſchenken?

Dorne und Diſteln, auf die rauhere Füſſe ohne Schmerzen treten, oder die ſie mit Gleichgültigkeit zur Seite wegſtoſſen, erregen nur bey Weichlingen Wunden und Geſchwüre, ernſthafte Uebel aus geringem Schaden. Nur ſolche muß man, wie die Blüten zarter Pflanzen, mit Sanftheit, Achtung, und Sorgfalt pflegen, und nie mit groben und unflätigen Händen berühren.

Aber wer gegen die größten Gefahren und Widerwärtigkeiten des Lebens ſeine Kräfte geübet hat, wer ſeine Seele erhaben fühlet über Urtheile und Vorurtheile, wird ſolche unbedeutende Stiche nicht gewahr. Tand, der kleine Seelen beſchäftigt, überläßt er kleinen Geiſtern und Seelen, und ſieht allenthalben ſolchem Ungeziefer gleichgültig und unerſchrocken in die Augen.

Sanfte Winde, klare Quellen, fiſchreiche Flüſſe, dichte Gehölze, kühle Höhlen, Bänke von Raſen, und blumenreiche Wieſen, bedarf man darum nicht immer, um die Wuth ſeiner Feinde zu vergeſſen. O, die vergißt man überall, im Stillen! Alle kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens, aller Schnack, alle Ungerechtigkeit, alle niedrigen Sorgen und Bekümmerniſſe, verfliegen wie Staub, vor dem der Muth und Kraft genug hat, nach eigenem Geſchmack und Willen zu le-

 ben.

ben. Was man gerne thut, iſt immer angenehmer, als was man thun muß. Nur Weltzwang und Dienſtbarkeit vergiften freyen Seelen das Leben, benehmen alle Ruhe, alle Zufriedenheit, alle Kraft, auch in glänzendem Wohlſtand, Reichthum, und Ueberfluß.

Alſo kommt durch Einſamkeit, nicht nur Ruhe ins Herz; alſo macht ſie nicht nur gutmüthig; alſo überwindet und vergißt man in derſelben nicht nur Dummheit, Bosheit, und Neid. Einſamkeit bringet dem Herzen noch weit mehr und gröſſern Vortheil.

Freyheit, wahre Freyheit, findet ſich nirgends ſo gut, wie in der Entfernung vom Menſchengewühle, und allen unwillkührlichen Weltverhältniſſen. Vortreflich hat man geſagt, da komme der Menſch aus der Zerſtreuung zu ſich ſelbſt, fühle ſich ſelbſt, habe ein klares inniges Bewußtſeyn von dem was er iſt und hat, und lebe mehr in ſich

und

und für ſich, als in äuſſern Dingen. Er trete da in einen natürlichen und freyen Zuſtand zurück, ſpiele keine künſtliche Rolle, ſtelle keine ihm fremde Perſon vor, denke, rede, handle ganz nach ſeinem eigenthümlichen Charakter, nach ſeinen jedesmaligen Empfindungen. Da ſey er ganz das, und nichts andres als was er wirklich iſt. Da drohe ihm kein Amtsgeſicht, und kein Tyrann; da verlache er niemand, und da ärgere ihn nichts; da ängſtige ihn weder Geſchäftszwang noch Höflichkeitszwang; da zerbreche er alle Feſſeln der Gewohnheit, und willkührlicher verabredeter Dienſtbarkeit; da könne ſein Verſtand immer laut denken, und ſein Herz ſeinen Empfindungen ſich immer überlaſſen.

Frau von Staal hielt es für einen groſſen Irthum, daß man ſich am Hofe frey glaube, wo man doch bey ſeinen geringſten

Handlungen auf hundert verſchiedene Dinge ſehen müſſe, wo man nie laut denken dürfe, wo unſere Geſinnungen ſich immer nach allem richten müſſen was uns umgiebt, wo alles was uns nahe kommt das Recht zu haben ſcheint uns zu verſuchen, und wo wir uns ſelbſt niemals genieſſen. Selbſtgenuß, ſagte dieſe Franzöſiſche Hofdame, iſt nirgends, als in der Einſamkeit; die erſte Bekanntſchaft mit mir ſelbſt, machte ich in der Baſtille.

Freye Seelen ſind zu Kammerherren und Oberhofweſen eben ſo wenig gebohren, als unſere Weiber zu Nonnen. Furchtſam ſieht der Höfling umher, horcht vielleicht bey manchem Schlüſſelloch, iſt immer durch nagenden Argwohn gequälet, hat bey allem dem doch immer ein frohes und heiteres Geſicht, und zündet immer, wie jenes alte Weib, eine Wachskerze dem Erzengel Mi-

chael an, und eine dem Teufel; weil er nie weiß, wo er den einen oder den andern nöthig hat.

Solche Vorſicht und ſolcher Zwang ſind unerträglich für jeden der zum Höfling nicht gebohren iſt. Aber auch in weit geringern Weltverhältniſſen werden freye, offene, ſelbſtſtändige, und wirkſame Köpfe alle Feſſeln zerreiſſen. An Höfen muß man erzogen ſeyn um Vergnügen zu finden an Höflichkeitsdunſt; aus Mangel von Aufklärung und beſſerer Begriffe, wird da freylich manches wichtig, und durch den langen Seelenzwang auch manches leicht, das einen andern nur aus Ungewohnheit martert. Aber lieber Leſer, haſt du nie erfahren, was das iſt, auch nur in ganz alltäglicher Geſellſchaft einen ganzen Abend ſitzen und ſprechen zu müſſen, ohne zu wiſſen wovon du ſprechen ſolleſt, und alſo auch ohne etwas zu ſagen?

Oder hat man auch nur unter vier Augen, nie aus dir Ideen herauspumpen wollen, ohne dir eine einzige Idee zu geben? Haſt du nie Gedanken hingeworfen, die keine Gedanken erzeugten, und über den Kopf deiner Geſellſchaft wegfloſſen, wie Waſſer über Wachstuch?

Welcher Sklave iſt überall, ein Denker unter einem Trupp von Gecken und Thoren; welche Sklavinn eine vernünftige Conventualinn in einem dummen Convent; und welcher arme Schelm, jeder gute Kopf, in mancher kleinen Stadt! Nie verträgt man einen Umgang lange, der Alles verlachet und ausſtößt, was man ehret, ſchätzet, und liebt. Keine ärgere Tyrannen giebts, als die Vorurtheile der Menſchen; die größten Sklaven ſind wir da, wo uns niemand verſteht. Ach es iſt nicht genug, daß man ſich ernſtlich vornehme im Umgang zu gefallen; man muß,

wenn

wenn man gefallen will, auch wol gar nicht denken; man muß auch wol gar kein Gefühl haben; man muß auch wol alles verſchmähen, was die ganze vernünftige Welt hochſchätzt, und alles hochſchätzen was jeder Mann von Geiſt und Verſtand verſchmähet: oder, man ſpielt mit einem Kopfe, der ſich gegen ſo viele Unköpfe reiben will, eine groſſe Rolle auf Unkoſten ſeines Glücks.

Ein ländlicher Aufenthalt, oder auch in Städten ein ſtilles häusliches Leben, ſchützen gegen allen dieſen Zwang. Nur ſo macht man ſich unabhängig und frey, von allem was dem Herzen wehe thut, dem Geiſte ekelt, und den Magen beläſtigt. Aber eine Mönchskutte mußt du nicht anziehen, wenn Einſamkeit zwanglos ſeyn ſoll; auch keine Krone mußt du tragen, wie der Doge in Venedig. Dieſer arme Sklave darf keinen Freund beſuchen, darf keinem fremden Abgeſandten die

Beſu-

Beſuche wiedergeben, wenn er vom Senat nicht dazu beſondere Erlaubniß hat. Der Doge von Venedig lebt ſo elend, daß jedermann ſieht und geſteht, Einſamkeit und Abhängigkeit ſeyen die weſentlichſten Eigenſchaften ſeines Standes.

Hat man in der Einſamkeit nichts um ſich, das bindet, ſtöret, hemmet, necket und quält, ſo fühlet man erſt ſich ſelbſt; ſo hat man erſt ein klares inniges Bewußtſeyn von dem was man kann, und was man iſt; und ſo machen Freyheit und Muſſe, gewiß einen muntern und thätigen Kopf gegen alles andere Weltglück gleichgültig.

Einſamkeit und Freyheitsliebe, machten dem Petrarcha alles Weltglück verhaßt. Er ſollte in ſeinen ſpätern Jahren, nacheinander Secretair verſchiedener Päbſte werden, es koſte was es wolle; alle möglichen Schlingen wurden ihm gelegt, um ſeine Abſichten nach

dieſer

dieſer Seite zu leiten. Aber Petrarcha ſagte: Reichthůmer die man auf Koſten der Freyheit erwirbt, ſind ein wahres Elend, ein Joch von Gold oder Silber drůckt nicht weniger, als eins von Holz oder Bley. Er ſtellte ſeinen Gönnern und Freunden vor: daß er ſich nicht entſchlieſſen kőnne ſeine Freyheit und ſeine Muſſe zu verlieren, denn dieſe betrachte Er als die grőßten Gůter der Welt. Den Vergnůgungen der Wiſſenſchaften kőnne Er nicht entſagen. Er habe die Reichthůmer zu der Zeit verachtet, da er ſie am nőthigſten gehabt, und nun wůrde es ſchimpflich fůr ihn ſeyn ihnen nachzulaufen, da es ihm viel leichter werde ſie zu entbehren. Den Vorrath zur Reiſe můſſe man nach der Långe des Weges einrichten, und Er, der bereits anfange dem Ziel ſeiner Laufbahn ſich zu nåhern, habe mehr an die Herberge zu denken, als an die Reiſekoſten.

Ekel gegen das Hofleben, trieb den Petrarcha ſchon als einen ſchönen blühenden Jüngling von drey und zwanzig Jahren in die Einſamkeit, ob er gleich in ſeiner Geſtalt, in ſeiner Aufmerkſamkeit für ſeinen Anzug, und in ſeinem Temperamente ſogar, alles hatte was man von einem Hofmann verlanget. Er war ſo ſchön, daß die Leute auf der Gaſſe ſtille ſtanden, und mit Fingern auf ihn wieſen, wenn er vorbeygieng. Seine Augen waren voll Feuer, und ſeine ganze Phyſiognomie verkündigte ſeinen Geiſt. Er hatte bey der ſchönſten Geſichtsfarbe, groſſe und männliche Züge; und einen ſchlanken, edlen und hohen Wuchs. Zum Umgange mit Frauenzimmer und zu allen Wollüſten, wozu Frauenzimmer reitzen, riß ihn zuerſt ſein Temperament, dann die Wärme des Clima von Avignon wo er lebte, das Feuer der Jugend, auch die Schönheit ſo vieler Weiber

die

die aus mancherley Gegenden von Europa dort an dem päbſtlichen Hofe zuſammenkamen, und zumal das Beyſpiel dieſes lüderlichen Hofes. Er vertändelte einen groſſen Theil des Tages, mit der Anordnung ſeiner Haare und ſeines Putzes. Er trug immer ein weiſſes Kleid; der geringſte Fleck an demſelben, eine Falte am unrechten Orte, machte ihm den größten Verdruß. An ſeinen Schuhen ſogar vermied er mit Sorgfalt, alles was ihm nicht zierlich ſchien; ſie waren ſo enge, und machten ihm dadurch ſo groſſe Qual, daß es ihm zuletzt unmöglich geweſen wäre zu gehen, wenn er nicht endlich eingeſehen hätte, daß es beſſer ſey die Augen der Damen durch ſeine Schuhe zu beleidigen, als ſeine Füſſe. Auf den Straſſen vermied er mit der größten Aufmerkſamkeit den Wind, nicht etwa weil er glaubte ſich zu verkälten, ſondern weil er befürchtete ſeine Haare kom-

men dadurch in Unordnung. Aber eine weit höhere und feurige Liebe für die ſchönen Wiſſenſchaften und die Tugend, hielten ſeiner Neigung für das ſchöne Geſchlecht immer das Gegengewicht. Er ſchrieb zwar den Damen zu gefallen, alle ſeine Gedichte Italieniſch, und bediente ſich der Sprache der Gelehrten blos zu ernſthaften und wichtigen Gegenſtänden; indeß war er ſeines brennenden Temperamentes ungeachtet keuſch. Er verabſcheute jede Ausſchweifung; Reu und Ekel folgten bey ihm augenblicklich auf das kürzeſte Vergnügen bey dem ſchönen Geſchlechte. Es ärgerte ihn äuſſerſt, daß ſein Fleiſch nicht unempfindlich war; lieber wollte ich ſo hart ſeyn wie ein Stein, ſagte er, als durch ſo reitzende Triebe des Körpers immer gequälet. Unter den ſchönen Frauen von Avignon, gab es deſſen ungeachtet einige, die ſich beſtrebten das Herz des Petrarcha

trarcha zu erobern. Verführet durch ihre Reitze, und hingeriſſen durch die Leichtigkeit bey ihnen glücklich zu ſeyn, that Er beynahe alles was dieſe Frauen wollten; aber die Unruhen und Schmerzen der Liebe ſchreckten ihn ſo ſehr ab, daß er ihr auswich. Er war wilder als ein Hirſch, bevor er die Laura ſah; und doch machte er ſich, wenn man ihm glauben darf, in ſeinem drey und zwanzigſten Jahre noch keinen Vorwurf über ſeine Aufführung. Die Furcht Gottes, die Vorſtellung des Todes, die Liebe zur Tugend, die Grundſätze der Religion, Früchte der Erziehung einer guten Mutter, bewahrten ihn vor den Klippen die ihn umgaben. Nächſt allem übrigen was nicht taugte, war Juriſterey damals der einzige Weg am Hofe des Pabſtes anzukommen; aber Petrarcha verabſcheute dieſen Weg, und vermaledeyte die Juriſterey. Er hatte zwar für einige Zeit,

eh er ein Geiſtlicher ward, als Advocat ſich gezeigt, und einige Proceſſe glücklich geführet. Dafür machte Er ſich Vorwürfe in der Folge. In meiner Jugend, ſagte er, widmete ich mich der Kunſt, Worte oder vielmehr Lügen zu verkaufen, aber was man gegen ſeinen Willen thut, geräth immer ſchlecht, denn ich liebte die Einſamkeit, und verabſcheute das Gericht. Inneres Bewußtſeyn ſeines Werths gab zwar dem Petrarcha im Ganzen das jugendliche Zutrauen, und den Stolz, womit man glaubt, daß man auf alles Anſpruch machen dürfe; aber aus Haß gegen das Hofleben entriß er ſich Allem. Ich habe keine Hofnung, ſagte er in ſeinem drey und zwanzigſten Jahre, am Hofe des Stadthalters Chriſti mein Glück zu machen; ich müßte dazu die Palläſte der Groſſen fleiſſig beſuchen, ſchmeicheln, verſprechen, lügen, betrügen. Deſſen war Petrarcha

trarcha nicht fähig. Er haßte Ehre und Beförderung nicht, aber die Mittel die man anwenden mußte, dahin zu gelangen; er ſuchte den Ruhm, aber nicht auf gewöhnlichen Wegen. Er gieng gerne, wo andere nicht giengen, und entſagte darum der Welt.

Abneigung gegen die Höfe hat zumal auch Petrarchas kleine Schrift über die Einſamkeit veranlaſſet. Im Jahre 1346 war er, nach ſeiner Gewohnheit, in der Faſten, zu Vauclüſe. Der Biſchof von Cavaillon, begierig ihn zu ſprechen, und mit ihm die Früchte der Einſamkeit zu genieſſen, nahm ſeinen Aufenthalt auf dem Schloſſe dort, das auf der Spitze eines hohen Felſens liegt, und mehr für die Vögel gebaut ſcheint, als für Menſchen. Itzt ſind nichts mehr als Ruinen davon übrig. Alles was der Biſchof und Petrarcha zu Avignon und Neapel geſehen, gab ihnen den äuſſerſten Ekel

für den Aufenthalt in den Städten, und die größte Verachtung für die Nachſtellungen der Höfe. Sie wogen alle ihre vorigen Verdrüßlichkeiten gegen die Vortheile der Einſamkeit. Dieß war der gewöhnliche Inhalt ihrer Geſpräche, und dieß erregte bey Petrarcha den Vorſatz, eine ſo ſchöne Materie gründlich zu unterſuchen, und alles was er darüber gedacht, geleſen, und gehört hatte, in einer Schrift zu vereinigen. Er legte ſogleich am Anfang der Faſten Hand an das Werk, und auf Oſtern ward es fertig; aber er durchſah und verbeſſerte es in der Folge zu wiederhohlten malen, eh er es herausgab, und fügte immer noch hinzu was ihm etwa einfiel. Erſt zwanzig Jahre nachher, im Jahr 1366, übergab er es dem Biſchof von Cavaillon, dem es dedicirt iſt (*).

Nimmt

(*) Petrarchas Schrift de vita ſolitaria, und die

Nimmt man alles zuſammen, was ich hier von dem Petrarcha ſage, ſo erhellet, wie groß das Opfer war, daß Er der Einſam-

die de otio religioſorum, ſind vielleicht die ſchlechteſten von allen ſeinen Schriften. Er ſelbſt ſagt: mein Buch über die Einſamkeit hat nichts Gutes als den Titel, und er hat beynahe recht. Aber unübertreflich ſpricht er doch von der Einſamkeit, in vielen Stellen ſeiner poetiſchen und proſaiſchen Werke. Zu ſeiner Schrift de otio religioſorum veranlaßten ihn die Karthäuſer zu Montrieux. Petrarcha hatte in dieſem Kloſter einen Bruder, den er ſeit ſeiner Einkleidung nicht geſehen, und den er einſt auf einen Tag und eine Nacht beſuchte. Die Karthäuſer dort hatten gehöret, Petrarcha ſey der ſchönſte Geiſt, und der beredteſte Mann ſeines Jahrhunderts, und ſchmeichelten ſich deswegen, er würde ihnen etwas durchgedachtes und rührendes über ihre Abgeſchiedenheit ſagen. Er ſagte nichts; aber beym Abſchied verſprach er ihnen, daß er ihnen bald eine Abhandlung über die Glückſeligkeit ihres Lebens ſchicken wolle, und

keit brachte. Aber ſein Geiſt und ſein Herz genoſſen ihre Vortheile, wie ſie vielleicht niemand genoſſen hat; und alles dieſes Glück verſchaffte er ſich durch ſeinen Ekel für das Hofleben, und durch ſeine Freyheitsliebe.

Freyheitsliebe war auch bey Rouſſeau die Urſache ſeines Ekels gegen allen Umgang, und in der Einſamkeit die Quelle aller ſeiner Vergnügungen. Seine Briefe an den Herrn von Malesherbes ſind zur Kenntniß von dem wahren, und immer äuſſerſt misverſtandenen Charakter des Rouſſeau, eben ſo merkwürdig, als ſeine äuſſerſt misverſtandene Bekenntniſſe. Er ſagt in einem dieſer Briefe: Lange irrte ich mich ſelbſt über die Urſache

hielt Wort. Sobald er nach Vauclüſe zurückgekommen war, ſchrieb er dieſes kleine Buch, worinn er beweiſen will, wie viel glücklicher ein Karthäuſer ſey, als ein Weltmann; aber wodurch er wol nie einen Weltmann zum Karthäuſerleben verführte.

che meines immerwährenden, unüberwindlichen, und täglichen Ekels, gegen den geſellſchaftlichen Umgang. Ich glaubte, er entſtehe aus dem Verdruſſe über die mir mangelnde Fertigkeit meine Gedanken zu äuſſern; es ſchien mir, ich zeige im Umgange den wenigen Geiſt nicht, den ich habe, und ich behaupte alſo in der Welt den Platz nicht, der mir zukomme. Aber nachdem ich ſo vieles geſchrieben, war ich doch gewiß, wenn ich auch etwas dummes ſagte, daß man deswegen nicht glauben würde, ich ſey ein Dummkopf. Als ich mich dann auch geſucht und hervorgezogen ſah in der Welt, und mit einer weit gröſſern Achtung beehret, als meine lächerlichſte Eitelkeit nicht hätte verlangen können; und als ich, deſſen ungeachtet, den nemlichen Ekel gegen den Umgang vergröſſert, und nicht vermindert fand, ſchloß ich, dieſer Ekel müſſe von einer andern Urſache

herrüh-

herrühren, und Weltgenuß ſey nicht der Genuß den ich bedürfe. Und was war denn endlich dieſe Urſache? Nichts als dieſer unbändige Freyheitsgeiſt, den nichts überwinden konnte, und gegen den mir Ehre, Glück, und Ruhm ſogar, nichts ſind. Es iſt gewiß, daß bey mir dieſer Freyheitsgeiſt, weniger von Hochmuth herrühret, als von Faulheit. Unglaublich iſt dieſe Faulheit; ihr ekelt vor den geringſten Pflichten des geſellſchaftlichen Lebens; da ein Wort zu ſagen; dort einen Brief ſchreiben, hier eine Viſite machen, quälet mich, wenn ich das muß, an Leib und Seele. Daher kommts, obgleich ich den gewöhnlichen Umgang haſſe, daß innige Freundſchaft mir ſo theuer iſt. Hier giebts keine Pflichten; man folgt ſeinem Herzen, und Alles iſt gethan. Kurz, die Art von Glück, die ich bedarf, iſt nicht ſo wol, zu thun was ich will, ſondern nicht

zu thun was ich nicht will. Das thätige Leben hat keinen Reitz für mich; ich wollte lieber auf immer nichts thun, als etwas thun das ich nicht mag. Auch dachte ich hundertmal, ich wäre eben ſo ſehr unglücklich in der Baſtille nicht geweſen, weil ich dort nichts weiter hätte thun müſſen als dort zu bleiben.

Alle Vortheile freyer Muſſe fühlte niemand beſſer als Rouſſeau, und jeder hat dieſe Glückſeligkeit, wenn er will. Wenn ich, ſagt dieſer liebenswürdige Philoſoph, in meinen Schmerzen trübſelig die Länge meiner Nächte meſſe, wenn Unruhe und Fieber mich hindern auch nur einen einzigen Augenblick zu ſchlafen, dann vergeſſe ich doch oft meinen gegenwärtigen Zuſtand unter den Erinnerungen an mein voriges Leben; und Reue, ſüſſes Andenken, Klagen, zärtliche Rührung, machen mir in die Wette auf einige

Augenblicke mein Leiden vergeſſen. Was glauben ſie wol, welche Zeit meines Lebens, ich mir am meiſten und am liebſten bey dieſen Phantaſieen erinnere? Nicht die Freuden meiner Jugend, ich hatte nicht viele, ſie waren zu ſehr mit Bitterkeit vermengt, ſie ſind ſchon zu weit von mir; ſondern die Freuden meiner Abgeſchiedenheit von der Welt, meine einſamen Spatziergånge, jene ſchnellen und wollůſtigen Tage, die ich mit mir ganz alleine zubrachte, mit meiner guten und einfåltigen Haushålterinn, mit meinem geliebten Hund, mit meiner alten Katze, mit den Vögeln der Luft und den Hirſchen des Waldes; mit der ganzen Natur und ihrem unergrůndlichen Urheber. Eh die Sonne aufgieng, kam ich ihr in meinem Garten entgegen; wenn ich einen ſchönen Tag anbrechen ſah, war mein erſter Wunſch, ach verdůrben mir doch itzt keine Briefe, keine Viſiten,

ſiten, dieſen herrlichen Tag! Nachdem ich den Morgen mit allerley Geſchäften hingebracht hatte, die ich alle mit Vergnügen vollführte weil ich ſie auch hätte aufſchieben können, eilte ich zum Mittageſſen um verdrießlichen Beſuchen zu entgehen, und mir meinen Nachmittag zu verlängern. Vor ein Uhr, auch in den heiſſeſten Tagen, zog ich in der größten Sonnenhitze aus, mit meinem getreuen Hunde, und eilte, aus Furcht daß mich jemand anpacke, eh ich ihm aus der Schlinge ſey. Aber wenn ich einſt über eine gewiſſe Höhe war, mit welchem herzlichen Gefühle, mit welcher inniger Freude athmete ich itzt, da ich mich gerettet ſah, und mir ſagen konnte, nun iſt der Tag mein! Dann gieng ich langſamer, und ſuchte in irgend einer wilden Stelle im Walde, an irgend einem wüſten Orte wo nichts von Menſchenhänden zu ſehen war, wo nichts Dienſt-

barkeit

barkeit und Herrſchaft verkündigte, eine Zuflucht, wo ich glauben konnte, niemand ſey vor mir da geweſen, und kein Dritter werde ſich eindrängen zwiſchen die Natur und mich.

Wer gäbe nicht für ſolche Herzensfreuden alle Freuden der Welt, für dieſe beſcheidene Freyheit nicht alle eure glänzende und langweilige Sklaverey? Ach ich weiß es wohl, daß nicht jeder in Umſtänden iſt, um ſich ſelbſt in dieſer Maaſſe zu genieſſen; aber verſuchet es, ihr lieben Leute auf dem Lande, und das Glück, das ihr alle habt, ein einziger Tag eurer Freyheit, eine Stunde eurer Ruhe, heilt euch gewiß von der Sehnſucht nach unſern Städten, nach unſern Comödien, nach unſern Putzhändlern, nach unſerm Adel, nach unſern Reduten, und nach unſerer Langenweile.

Pabſt Clemens der ſechste, hatte dem Petrarcha nach dem apoſtoliſchen Secretariate, auch

auch noch verſchiedene anſehnliche Biſchthümer angeboten. Petrarcha ſchlug alles ſtandhaft aus. Du ſchlägſt mir alles ab, was ich dir anbiete, ſagte endlich der heilige Vater; verlange was du willſt, und du ſollſt es haben. Petrarcha ſchrieb, zwey Monate nachher, an einen Freund: jede Erhebung iſt mir verdächtig, weil ich den Fall bey ihr ſehe. Bewilligt man mir dieſe dem Golde vorzuziehende Mittelmäſſigkeit, die man mir verſprochen hat, ſo werde ich ſie mit ganzem Herzen und mit Erkenntlichkeit annehmen; aber will man mir ein wichtiges Amt geben, ſo ſchlage ich es aus, ſchüttle das Joch ab, und will lieber arm ſeyn als ein Sklave.

Ein Engländer frägt irgendwo: warum ſind die Bewohner jener reichen Ebenen der Lombardey, wo die Natur ihre Gaben ſo verſchwenderiſch ausſchüttet, weniger reich,

als die Bergbewohner in der Schweitz? Weil Freyheit einen mildern Einfluß auf das Glück der Menſchen hat, als Sonnenſchein und Zephire; ſie deckt den rauhen Fels mit Erdreich, trocknet den elenden Sumpf, und bekleidet die braune Wüſte mit ſchönem Grün; ſie macht den Landmann freundlich lächeln, und zeigt ihm ſeine anwachſende Familie mit Wohlgefallen und Frohlocken; Freyheit hat die ſchönen Felder der Lombardey verlaſſen, und wohnet in Helvetien.

Dieß iſt Poeſie in Proſe. Aber es iſt wahr zu Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glaris, und Appenzell. Denn wer mehr hat, als er braucht, iſt reich; und wer denken und ſagen und für ſich arbeiten kann ſo viel er will, iſt frey.

Genügſamkeit und Freyheit ſind alſo die wahre Würze des Lebens. Dieſer ſo ſeltene und ſelige Zuſtand der Seele, in dem man

ſagen

ſagen kann, ich habe genug, iſt die höchſte Philoſophie des Lebens. Nicht vieles haben, ſondern genug an dem Seinigen haben, iſt Glück. Könige und Fürſten ſind nicht glücklich, weil ſie immer mehr bedürfen als ſie haben, und immer aufgefordert werden mehr Gutes zu thun, als ſie wirklich können. Es iſt alſo den gröſsten und beſten Königen nicht zu verdenken, wenn ſie zuweilen ſagen: mein Sohn, heut hab ich Schaden am linken Ohr (*).

(*) Als der Oberamtmann Fromme zu Fehrbellin, dem König in Preuſſen, zur unrechten Zeit, von Viehſterben und Remiſſion ſprach, antwortete ihm der groſſe König: mein Sohn, heut hab ich Schaden am linken Ohr, ich kann nicht gut hören.

Aber vortreflich hörte dieſer groſſe König, als ihm im Jahre 1783 in einem Dorfe in Schleſien ein Rad brach, und Er deswegen ſo lange in ein nahe gelegenes Predigerhaus gieng, bis man

Gewöhnlich wollen auch die Menſchen glücklicher ſcheinen, als ſie ſind, und was dieſem Scheine abgeht, halten ſie dann für Ver-

man den Wagen reparirt hatte. Der Prediger war im Schlafrock, und flog weg, wie ein Pfeil, als der König in die Stube trat. Aber ſeine zwey Töchter blieben, ſuchten den König, ſo gut als es ihnen möglich war, zu unterhalten; und baten ſich auch die Erlaubniß aus, auf dem Clavier ſpielen zu dürfen? Der König gab es freundlich zu, hörte die Mädchen ſpielen und ſingen und lobte ſie ſehr.

Nun trat auch der Prediger herein, in vollem prieſterlichem Ornat, und in ſchneeweiſſer Parucke. Der König gieng gleich auf ihn zu, und ſagte: Glaubt er, daß er ſelig werden wird?

Nein, Ihro Majeſtät, erwiederte der Prediger.

Der König fragte ſehr lebhaft: warum nicht?

Weil geſchrieben ſteht: du wirſt nicht ins Reich Gottes eingehen, wenn du nicht bis auf den letzten Heller bezahleſt! Nun, Ihro Majeſtät,

Verluſt. Aber biſt du auf irgend eine Art glücklich, ſo laß dieß immer deine erſte Sorge ſeyn, daß es niemand weiß, als deine vertrauteſten Freunde. Verſchlieſſe alles was du haſt und genieſſeſt, denn in ein ſtilles und abgeſondertes Leben ſieht die Scheelſucht bey wenigen hin, und wenigen trübt da der Neid den Sonnenſchein ihrer Tage.

Wer wenig bedarf, hat immer genug. Ich bin zufrieden, ſchrieb Petrarcha an ſeine Freunde, die Cardinäle Taleirand und

ſtäkt, bin ich vierhundert Thaler ſchuldig, die ich gewiß mein Lebtag nicht bezahlen kann, und alſo kann ich auch nie hoffen ſelig zu werden.

Der König kehrte ſich um, gieng ohne ein Wort zu ſagen zur Stube heraus, ſetzte ſich in ſeinen Wagen, und fuhr davon. Aber auf der nächſten Poſtſtation, legte er vierhundert Thaler zuſammen, und ſchickte ſie mit folgendem Billet dem Prediger: „Ich ſchicke Ihm vierhundert Thaler, um Ihm die Zweifel an ſeiner „Seligkeit zu benehmen.“

von Bologne, ich will nichts mehr, ich habe meinen Begierden einen Zaum angeleget, ich habe alles was man haben muß, um zu leben. Cincinnatus, Curius, Fabricius, Regulus, nachdem ſie ganze Völker überwunden, und Könige im Triumphe aufgeführet, waren nicht ſo reich wie ich. Arm würde ich immer ſeyn, wenn ich den Leidenſchaften wollte die Thüre öfnen. Die Habſucht, die Ueppigkeit, der Ehrgeitz, kennen keine Gränzen; die Habſucht iſt ein bodenloſer Abgrund. Ich habe Kleider mich zu bedecken, Unterhalt mich zu ernähren, Pferde mich zu tragen, Land mich darauf niederzulegen, ſpatzieren zu gehen, und meine Hülle nach meinem Tode zu verwahren. Was hatte ein Römiſcher Kaiſer mehr? Mein Leib iſt geſund; durch Arbeit gezähmt iſt er weniger gegen den Geiſt rebelliſch. Ich habe Bücher von aller Art; ſie ſind ein Schatz für

mich;

mich; ſie nähren meine Seele mit einer Wolluſt, die Ekel nie begleitet. Ich habe Freunde, die ich als mein koſtbarſtes Gut betrachte, wenn nur ihre Rathſchläge nicht darauf abzielen, mich meiner Freyheit zu berauben. Dazu die größte Sicherheit; ich weiß von keinen Feinden, auſſer von denen, die der Neid mir gemacht hat. Ich verachte ſie im Grunde, und vielleicht würde es mir verdrüßlich ſeyn, ſolche Feinde nicht zu haben. Ich rechne noch unter meine Reichthümer die Gewogenheit aller Rechtſchaffenen, die in der Welt zerſtreut ſind, ſelbſt derer die ich nie geſehen habe, und vielleicht nie ſehen werde.

Aus dieſer Stelle des Petrarcha ſieht man zwar, daß der Neid ihn auch bis in ſeine Einſamkeit verfolgte. Er klagt oft darüber; aber hier nimmt er den Neid, wie man ſoll. Er verachtet ſeine Neider, und es wäre ihm leid, wenn er keine hätte.

Einſamkeit zeigt dem Menſchen ſeine wahre Bedürfniſſe. Bey groſſer Einfalt der Sitten hat man an Wenig genug. Wenn ich nicht ſehe und nicht weiß, was du haſt und brauchſt, ſo fällt mir auch nicht einmal ein, wozu das gut iſt. Einem alten Landprediger auf einem hohen Berge am Thunerſee, im Canton Bern, ward einſt ein Puterhahn geſchenkt; Er kannte das Thier nicht, und berathſchlagte mit ſeiner Köchinn, die es auch nicht kannte, was ſie mit dem Thier anfangen wollen? Der Paſtor und die Köchinn wurden eins, das Thier zu begraben. Ach wüßten doch alle Paſtoren in der Welt nichts von Puterhahnen, ſie wären alle ſo glücklich wie jener gute kleine Paſtor dort oben am Thunerſee!

Wer auf ſeine wahren Bedürfniſſe ſich einſchränket, iſt weiſer, reicher, und zufriedner, als wir alle. Sein Lebensſyſtem iſt

einfach und edel, wie ſeine Seele. Er findet Glückſeligkeit in der dunkelſten und weiteſten Entfernung von der Welt. Seine höchſte Liebe iſt Wahrheit und Einfalt, und diejenige Philoſophie die am wenigſten grübelt, nur wenig bedarf, und ihr höchſtes Glück nirgends ſuchet als in Gemüthsruhe.

Pope ſchrieb als ein Knabe von zwölf Jahren ein ſanftes, liebes, kleines Gedicht über die Einſamkeit, das den Kern dieſer ganzen Philoſophie enthält. Glücklich, ſagt er, iſt derjenige, der ſeine Wünſche und Sorgen auf einige ererbte Morgen Landes einſchränket; und der ſich freut, wenn er ſeine vaterländiſche Luft, auf ſeinem eigenen Boden einathmet; der Milch hat von ſeinen Heerden, Brodt von ſeinem Feld, Kleider von ſeiner Wolle, im Sommer Schatten von ſeinen Bäumen, und im Winter, Feuer. Geſegnet iſt Er, dem ſorgenlos und ſanft,

Stunden, Tage, und Jahre hingleiten, mit Geſundheit des Körpers und Ruhe der Seele, ohne Unterbrechung ſeiner Arbeit und ſeines Schlafes, in ſüſſer Erquickung, und gedankenvoller Unſchuld. Wer das hat, mag ungeſehen und unbekannt leben, und unbekannt ſterben; er bedarf keines Steines, der ſagt wo er liegt.

Einfacher, ruhiger und weniger ſchreckhaft, wird das Feld der Sinnlichkeit für jeden der des Lebens im Stillen ſich freuet. Für Weltlinge iſt dieſes Feld, voll leerer und verwilderter Plätze, voll Geräuſch und Lerm; man ſieht auf demſelben Weinberge und Weinkrüge, lüderliche Tänze, hie und da Siechenhäuſer, Gräber über denen Roſen verwelken, und Gebüſche in denen Sänger der Liebe ihre Originale aufſuchen. Aber für den, der jede wilde Freude und jede Lockung zu ſträflicher Wolluſt fliehet, iſt auch ſinnliches

Ver-

Vergnügen von höherer Natur, ſanft und erhaben, unſchuldig und rein, dauerhaft und voll Ruhe.

Aller Ekel den Ueberfluß giebt, verſchwindet bey der Einfalt des Landlebens. Man lernt da ganz anders fühlen als in der Welt. Alle unſere Gefühle werden reiner und freyer, nicht erſticket durch Ueberfluß, und immerwährende Sattheit. Petrarcha lud einſt ſeinen Freund, den Cardinal Colonna zu ſich in ſeine Einſamkeit nach Vauclûſe ein, und ſchrieb ihm: wenn du die Ruhe des Landes dem Geräuſche der Stadt vorziehſt, ſo komm hieher, ihrer zu genieſſen. Aber erſchrick nicht vor meinen ländlichen Speiſen, und harten Betten. Könige finden ſelbſt zuweilen Ekel an den ausgeſuchteſten Tafeln, und verlangen eine gröbere Nahrung. Die Abwechslung gefällt ihnen; ein unterbrochenes Vergnügen wird nur deſto lebhafter. Wenn

du

du nicht ſo denkſt, was verhindert dich aus-geſuchtere Speiſen mit dir zu bringen? Auch Weine vom Veſuv, und ſilberne Schüſſeln, und alles was deinen Sinnen ſchmeichelt? Wegen des übrigen verlaß dich auf mich. Ich verſpreche dir ein Raſenbett im Schatten, das Concert der Nachtigallen, Feigen, Trauben, Waſſer aus kühlen Quellen geſchöpft, kurz, alles was die Hände der Natur vom wahren Vergnügen darbieten.

Ach wie gerne entſagt man um Glücksgüter, die das Herz froh machen, denen die es beunruhigen. Durch eine geringe Wendung unſerer Imagination, unſers Geſchmackes, und unſerer Leidenſchaften, findet ſich allenthalben neuer und noch unerfahrner Genuß, Freude ohne Leid, und Wolluſt ohne Reu. Die verwöhnten Sinne leben zu neuen Entzückungen auf. Zwitſchernde Vögel und murmelnde Gewäſſer, tö-

nen

nen alsdann den Ohren lieblicher, als Oper-geſang und Kunſtfidlerey. Am Himmel, im Waſſer, und an Felſengebirgen ruhen die Augen vergnügter, als auf Aſſembleen und Bällen, und Petitſoupers. Man gewöhnet ſich in der Einſamkeit an alles was vorher unausſtehlich war, und entſagt jedem eitelen Vergnügen im Schoße der Einfalt. Petrarcha ſchrieb von Vauclüſe an einen Freund: Ich bekriege hier meinen Leib, denn Er iſt mein Feind. Meine Augen, die mich ſo viele Thorheiten haben begehen laſſen, ſehen itzt nichts als eine trockene, ſchwarze, und von der Sonne verbrannte Frau. Wenn Helena und Lucretia ihr Geſicht gehabt hätten, wäre gewiß weder Troja in die Aſche gelegt, noch Tarquinius aus ſeinem Reiche verjagt worden; aber dafür iſt nichts treuer, demüthiger, und arbeitſamer als ſie. Ganze Tage bringt ſie in den Feldern zu; ihre harte

Haut

Haut trotzet der brennenden Hitze des Hundſterns. Ob ich gleich ſchöne Kleider habe, ſo trage ich ſie doch nicht mehr. Du würdeſt mich für einen Ackersmann halten, oder für einen Hirten, mich der ſonſt ſo geſucht war in ſeinem Schmucke. Die nemlichen Urſachen finden nicht mehr ſtatt. Die Bande die mich feſſelten, ſind zerriſſen; die Augen denen ich gefallen wollte, ſind verſchloſſen; und wären ſie noch offen, ſo hätten ſie vielleicht über mich die Gewalt nicht mehr.

Einſamkeit zerſtöret allen eitelen Ehrgeitz, indem ſie die Güter der Erde von ihrem falſchen Glanze entkleidet, den ihnen die Einbildung leiht. Zu dieſer Gleichgültigkeit durch ländliches Vergnügen gewöhnt, findet ein weiſer Mann Aemter und Beförderungen ſeines Verlangens nicht mehr werth. Jener Römer vergoß Thränen, daß er wegen der angetragenen Conſulwürde ein Jahr

lang ſein Feld ſelbſt nicht bauen konnte; und Cincinnatus, der vom Pfluge geholet ward, um an der Spitze einer Römiſchen Armee zu ſtehen, ſchlug den Feind, bemeiſterte ſich ſeiner Provinzen, triumphirte in Rom, und war in ſechszehn Tagen wieder bey ſeinem Pfluge.

Einerley iſt es allerdings nicht, in einer niedrigen Hütte, oder in einem geräumigen und ausgeſchmückten Hauſe zu wohnen, ſeine Speiſe zu finden, oder genöthiget ſeyn ſie ſelbſt zu ſuchen. Aber man frage den, der beydes erfahren hat, in welcher von dieſen Zeiten ſeines Lebens er frölicher war? Wer will alle die Millionen von Sorgen überzählen, die man in Palläſten mehr hat als im Hauſe eines Bürgers? Wer will läugnen daß Unzufriedenheit jeden Genuß des Glückes vergiftet, und daß durch ſie der höchſte Wohlſtand nur verkleidetes Elend wird? Kein

Fürſt

Fürſt in Deutſchland, verdaut allen Gift den ihm ſeine Köche bereiten, ſo gut, wie ein Bauer in der Lüneburger Heide ſeine Buchweitzenklümpen. Wer mir aber auch dieß alles nicht zugäbe, muß doch geſtehen, daß eine ſchöne Franzöſiſche Bäurinn, der ein junger, artiger, und vornehmer Herr vorſchlug, ſie aus ihrem einſamen ländlichen Aufenthalte mit ſich nach Paris zu nehmen, vortreflich ſagte: Ah Monſieur le Marquis, plus on s'eloigne de ſoi-même, plus on s'écarte du bonheur!

Eine einzige Leidenſchaft, die man nicht befriedigen kann und will, vergället oft das Leben. Es giebt Zeiten da du unzufrieden biſt, mit deinem Kopfe, und mit deinem ganzen Daſeyn. Du biſt alles ſatt, und weder zur Einſamkeit gut, noch zur Zerſtreuung. Du kommſt zu keiner Ruhe, dich lüſtert nach keinem Vergnügen. Deine Arbeit bringt

kein

kein Gedeyen. Die Zeit ſcheint dir ſchreck-lich lange, und doch gebrauchſt du ſie nicht. Du kommſt durch das Chaos deiner Empfin-dungen und Gedanken nicht herdurch. Du genieſſeſt nichts von dem Gegenwärtigen, und harreſt doch mit Ungeduld auf alles was kommt. Kurz, dir mangelt das wahre Salz des Lebens; und ohne dieſes iſt das ganze Leben dumm.

Iſt etwa Liebe dieſes Salz? Liebe erhält freylich oft das Leben, zündet es auch wol zuweilen wieder an; aber eine Leidenſchaft die verzehret, giebt nicht bleibende Ruhe, nicht bleibende Heiterkeit, nicht bleibende Kraft, und dann wird das Leben dumm. Liebe, die zur Stärke und Dauer der Ewig-keit ſich erheben will, ſagt ein Meiſter in der Liebe, muß ächte wahre Freundſchaft wer-den, oder ſie zerſtöret ſich ſelbſt, oder zer-ſtöret ihren Gegenſtand mit durchdringenden

 freſ-

freſſenden Flammen, und beyde, der Liebende und das Geliebte, liegen ſodann wie ein Häufchen Aſche da! Salz des Lebens, iſt darum nur die Leidenſchaft die keiner Hülfe von auſſen bedarf, die ſelbſt ſich nährt, ſelbſt ſich hilft, immer neue Kraft durch ihre Dauer gewinnet, unabhängig und frey ſich ſelbſt ganz alleine ſtützet, und über alles ſich weghebt.

Einſamkeit und eingeſchränkte Bedürfniſſe ſind eine wahre Glückſeligkeit für entſetzte oder verbannte Staatsmänner. Nicht alle groſſen Staatsverwalter gehen wie Necker, von ihren Stellen durch das Thor der Unſterblichkeit ab. Dankbare Hände aber ſollten alle zu Gott erheben, wenn ſie nun auf einmal aus dem ſtürmiſchen Meere der Welt ſich verſetzet ſehen, in ländliche Ruhe, unter die Bäume die ihre Voreltern gepflanzet haben, und zu ihren eigenen Heerden. Aber

wenn

wenn in Frankreich ein Miniſter ſeinem König misfällt, wenn dieſer ihm befielt, daß er abgehe, das iſt, auf ſeine Güter ziehe, die er verſchönert, und zum lieblichſten Aufenthalte gemacht hat: ach ſo iſt ihm dieſer holde Aufenthalt ein Verbannungsort! Da kann Er es nicht aushalten, er verdaut nicht, er ſchläft nicht, ſobald Er ſein eigener Herr iſt. Muſſe und Freyheit machen ihn zu einem unleidlichen Hypochondriſten, der alles um ſich her drückt, und von allem gedrückt wird; die Ungnade iſt ſehr oft der Tod (*) eines Franzoſen. In England iſt

(*) C'eſt à ce terme, ſagt ein Franzöſiſcher Geſchichtſchreiber, où conduiſent presque toutes les disgraces. Le credit, l'autorité, et la conſideration, dont on jouiſſoit avant de les éprouver, ſont ſemblables à ces feux paſſagers, qui brillent pendant la nuit. Ils s'eteignent tout à

es nicht ſo. Da gratulirt man dem abgehenden Miniſter, wie einem Menſchen der von einer groſſen Krankheit ſich erhohlet hat. Er kann darauf zählen, daß er itzt mehr und beſſere Freunde hat, als vorher; denn ſeine gegenwärtigen Freunde hat er aus Achtung, und die vorigen hatte er um Geld. Gott lohne es den Engländern, daß ſie uns das Beyſpiel von Menſchen geben, die kühn genug ſind, alles in der Welt auf der Wage der Vernunft zu prüfen, und aus jeder Sache nicht mehr zu machen als ſie werth iſt. So wahnwitzig ſich auch viele Engländer gegen Gott empören, ſo höhniſch ſie auch oft alle Tugend, alle Sitten, allen Anſtand, alles ſittlich Schöne und Gute verlachen, ſo giebt es dann doch auch, zumal in reifern Jahren,

coup, et ne ſont que rendre plus ſenſible l'obſcurité et la ſolitude ou ils laiſſent un voyageur.

ren, viele unter ihnen, die wirklich die Kunſt verſtehen mit ſich ſelbſt zu leben, viele die auf ihren ſtillen und anmuthigen Landſitzen weit männlicher, freyer und erhabener denken, als irgend ein tollkühner unaufgeklärter Trotzkopf im Parlament.

Man hat geſagt, unter zwanzig abgedankten oder zu freywilliger Ruhe des Alters eingegangenen Miniſtern groſſer und kleiner Höfe, finde man immer zwölf bis funfzehn, die zuletzt Gärtner werden, und Landleute. Deſto beſſer für dieſe Exminiſter; denn ſie haben gewiß, wie der vortrefliche Kanzler von la Roche in Speyer, bey der Harke und der Schaufel mehr Ruhe, als in ihren ſchönſten Tagen bey Hofe.

Herrlicher Stof, ſetzte man hinzu, ſey dieß, zum moraliſiren und loben der Verachtung aller menſchlichen Herrlichkeit, für Leute, die Welt und Menſchen nicht kennen.

An dieſer geprieſenen Abgeſchiedenheit, haben ländliches Vergnügen und Unſchuld, Vergnügen an den Werken der Natur, und Genuß der endlich errungenen Ruhe, bey den mehreſten nur den wenigſten Antheil. Der Mann, der ſich in ſeinem Poſten unter unzählichen Hinderniſſen, durchringen, zwingen und mühen, bald mit Kunſt bald mit Liſt ſeinen Zweck erreichen mußte, ſey nun erſt, was er bisher nie ſeyn konnte, nun erſt Souverain und regierender Herr. Er könne ſchaffen und zerſtören, pflanzen und ausrotten, Verſuche machen, wann, wie, und wo er will. Er könne einen Obſtgarten zuſammenhauen, und ein Engliſches Boſquet dafür anlegen; Hügel machen wo keine ſind, und Anhöhen dafür abtragen; das Waſſer laufen machen, wie er will; Bäume hoch oder niedrig ziehen, pfropfen und ſtutzen, wie es ihm einfällt; Ausſichten öffnen,

nen, und verſperren; Ruinen machen laſſen, wo keine ſind; Tempel, in denen er ſelbſt Prieſter iſt, und Einſiedeleyen, in denen man bleiben kann, ſo lange man will. Dieß ſey nicht nur Entſchuldigung für den ehemals erlittenen Zwang, es ſey Sättigung, denn nun könne er befehlen, ohne zu gehorchen; und das Befehlen und Regieren hänge einem Miniſter an, bis an ſein Ende, es ſey nun daß Er einem groſſen Staate vorſtehe, oder einem Hünerhof.

Allerdings würde man Welt und Menſchen nicht kennen, allerdings würde man ſehr elend moraliſiren, wenn man behaupten wollte, um die Glückſeligkeiten der Einſamkeit zu genieſſen, müſſe man allen menſchlichen Leidenſchaften entſagen. Was in dem Menſchen iſt, muß in dem Menſchen bleiben. Wenn alſo der abgetretene Miniſter des Regierens und Befehlens nicht müde iſt, wenn

er wirklich klein genug denkt um es nicht zu ſeyn: o ſo mag Er ſeinen Hühnern befehlen, was und ſo viel er will, wenn nur das ihn glücklich macht, und wenn er nur dabey die Luſt verlieret ſich von neuem auf Meere und in Stürme zu wagen, und Schiffbrüchen ſich auszuſetzen, denen er nun in ländlicher Ruhe entgeht (*). Früher oder ſpäter lernt auch der Exminiſter gewiß alle menſchliche Herrlichkeit verachten, wenn er findet und erfährt: daß die wahre Grösse des Menſchen oft bey dem anfängt, was Miniſter für Nichtsſeyn halten; daß der Gram nichts Gutes

(*) Le Marechal de Boufflers eſt allé planter, ſagte die Frau von Maintenon. Je crois que ce Cincinnatus ne ſeroit pas faché, qu'on allât le chercher à la charrue. En attendant il nous a tous chargé de penſer à lui, s'il vaque quelque choſe pendant ſon abſence, qui doit etre de quinze jours!

Gutes mehr thun zu können, nur verlarv-
ter Ehrgeitz iſt; und daß Gärtner und Land-
leute bey Kohl und Spargel und Hühnern,
weit vergnügter und glücklicher leben als der
größte Miniſter.

Sich ſelbſt genug ſeyn, iſt alles was man
unter ſolchen Umſtänden bedarf; ſich des
Ueberfluſſes entwöhnen, macht Weniges
ſchmackhaft. Im erſten Jahre war Petrar-
cha zu Vauclüſe faſt immer alleine. Er hat-
te keine andere Geſellſchaft als ſeinen Hund,
und zu ſeiner Bedienung einen Fiſcher von
Vauclüſe, der alles verrichtete was er be-
durfte. Die Bedienten die er zu Avignon
gehabt, konnten ſich an ſeine wilde Lebens-
art nicht gewöhnen, und lieſſen ihn ſitzen.
Uebrigens wohnte er ſchlecht. Er hatte ein
Baurenhaus, welches er nachher ohne alle
Kunſt umbauen ließ, nur um es wohnbarer
zu machen. Itzt iſt keine Spur mehr davon

übrig. Seine Nahrung war geringe; man fand nichts bey ihm, was den Sinnen ſchmeichelt. Seine beſten Freunde beſuchten ihn daher nur ſelten, und hielten ſich nur kurze Zeit bey ihm auf; die andern giengen nur aus chriſtlicher Liebe zu ihm, ſo wie man etwa zu Kranken oder Gefangenen geht. Er ſchrieb an ſeinen Freund, Philipp von Caſaſole Biſchof von Cavaillon, der damals in Neapel war: Andere mögen nach Geld und Ehre laufen; ſie ſeyen Fürſten und Könige, ich will es ihnen nicht verwehren. Ich bin Dichter, und das iſt mir genug. Und du, Biſchof, willſt du immer herumirren, immer auf Wegen und Straſſen ſeyn? Du kennſt die Höfe der Fürſten, die Fallſtricke die man daſelbſt legt; die Sorgen, welche da freſſen; die Gefahren, welche man läuft; die Stürme, denen man ſich ausſetzet. Komm du wieder in deinen Kirchſprengel, zur Ruhe.

Du

Du kannſts mit Ehre, da dir das Glück noch lacht. Du findeſt hier alles, was du bedarfſt; laß Geitzigen den Ueberfluß. Haben wir auch keine Tapeten, ſo ſind wir doch bequem gekleidet. Iſt unſere Tafel nicht koſtbar, ſo haben wir doch zu leben. Unſere Betten ſind nicht mit Gold und Purpur bedeckt, aber wir werden nur deſto beſſer ſchlafen. Die Stunde des Todes nähert ſich, und räth mir nicht mehr auszuſchweifen. Mir iſts genug, wenn ich meine Gärten noch bauen kann. In dieſe pflanze ich Obſtbäume; ſie ſollen mich mit ihrem Schatten bedecken, wenn ich unter meinen Felſen fiſche. Die Bäume, die ich habe, ſind alt; ſie bedürfen wieder Erſatz. Sag deinen Leuten, ich bitte dich, daß ſie mir Pfirſchbäume und Birnbäume von Neapel bringen. Ich arbeite für mein Alter, und für künftige Freuden die ich mit niemand theilen will, als mit dir.

Dieß

Dieß ſchreibt dir, mitten im Walde, der Einſiedler an der Sorgue.

Genügſamkeit wäre mein Reichthum, und Unabhängigkeit von allem Glaubenszwang mein Ehrgeitz, hätte mich das Glück zu einem Landprediger gemacht. Die Glückſeligkeit eines Landpredigers, übertrift jede andere Glückſeligkeit, wenn er will. Solche Glückliche giebts, in Hütten aus Holz und Leimen; wo man jedesmal in Gefahr iſt ſich todt zu ſtürzen, wenn man eine Treppe hinunter gehen will; wo ein Mann der nicht fünf Fuß hat, den Kopf an allen den niedrigen Thürbalken wund ſchlägt; wo man über den Miſt ins Haus kommt, aus dem Stall in die Studirſtube, und durch die Rauchkammer zur Frau Paſtorinn. Trockene Erbſen, und rohe Schinken, ſind Leckerbiſſen für dieſe Patriarchen. Milch und Bier iſt ihr Getränke, und ſie wiſſen nichts von Colik.

Kein

Kein Fenſter iſt dichte, und ſie verkälten ſich nie. Die Frau Paſtorinn lieſt keine Romanen, und ihre Nerven ſind ſtark. Ihr einziger Almanach iſt der Gartenkalender. Flicken und Nähen iſt die Wonne ihres Lebens, und ihren Kopfputz macht ſie ſelbſt. Ihre einzige Liebe ſind ihre Kinder, jeder Verunglückter, und ihr Mann. Der Herr Paſtor lehrt Tugend auf der Kanzel und durch ſein Leben. Alle ſeine moraliſchen Handlungen ſind immerwährende Richtung zu Gott. Chriſtus iſt ſein Fels, Vernunft bey Tage ſein Führer, und Glauben ſein Leitſtern bey der Nacht. Von Religionszänkereyen weiß er nichts. Er denket über alles billig und mäſſig. Beym Hagel freut er ſich, wenn ſein Feld am meiſten leidet. So lange der Bauer noch einen Schinken hat, hungert kein ſolcher Paſtor. Sein Beutel iſt oft leer, und ſein Herz iſt nie traurig; und darum iſt er

glück-

glücklicher, als kein König, und kein Conſiſtorialrath in der Stadt.

Einſamkeit brächte kein Glück bey ſo vielen Vortheilen, wenn man nicht in derſelben dem Grübeln an ſeinem Glücke entſagte. Durch das immerwährende Nachdenken über das was noch etwa beſſer ſeyn könnte, vergißt man Alles was gut iſt. Wenn du immer an der ſchlimmen Seite aller Dinge ſchnüffelſt, alles grade haben willſt was nun einmal ſchief iſt, und ſchief bleiben ſoll, ſo mußt du auch nichts in der Welt mit deinem Augenmaaß meſſen; denn ohne die vielen ſchiefen Köpfe in der Welt, wäre das Leben nicht zur Hälfte ſo luſtig!

Es iſt ein vortreflicher Wegweiſer zu unfehlbarer Glückſeligkeit, wenn man ſich alles in der Welt gefallen läßt wie es iſt, oder mit einem berühmten deutſchen Philoſoph zum Grundſtein der ganzen Moral annimmt, man

müſſe

müſſe ſo viel Gutes thun als möglich, und übrigens mit der Einrichtung aller Dinge, ſo wie ſie ſind, zufrieden ſeyn. Die Moral der Gelindigkeit und der Sanftheit iſt dieß freylich; aber ſie ſchlägt doch gar zu leicht in Mönchsmoral (*) um; taugt nicht für kühne Menſchen, und macht nicht Völker frey. Indeſſen iſt es wahr, daß nichts ſo ſehr zur Unzufriedenheit führet, als wenn jeder Menſch gegen alles was iſt, etwas zu erinnern findet.

Als mich einſt in Hannover mein Barbier einſeiffen wollte, ſagte Er mit einem groſſen Seuf-

(*) Laiſſer aller le monde comme il va, ſagt ein geiſtvoller Schriftſteller, faire ſon devoir tellement quellement, et dire toûjours du bien de Monſieur le Prieur, eſt une ancienne maxime de Moines; mais elle peut laiſſer le Couvent dans la mediocrité, dans le relachement, et dans le mépris.

Seufzer: es iſt heute erſchrecklich heiß! Sie ſetzen den Himmel in wahre Verlegenheit, erwiederte ich; ſeit neun Monaten ſagten Sie mir, immer um den andern Tag: es iſt heute erſchrecklich kalt! Kann denn der liebe Gott die Erde nicht mehr regieren, ohne daß die Herren Chirurgi etwas dagegen zu erinnern hätten? Sollte es nicht beſſer ſeyn, daß wir uns alle über die Witterung zufrieden gäben, wie ſie kommt, und daß wir die warmen Tage von Gottes Hand eben ſo dankbar annähmen, als die kalten? O ja, ſagte der Barbier.

Mit ziemlicher Zuverläſſigkeit kann ich alſo behaupten: Genügſamkeit und Zufriedenheit mit ſeinen Schickſalen ſeyen dem Menſchen doch mehrentheils zu allen guten Dingen nütze; und in ſehr vielen Fällen biete Einſamkeit zu beyden die Hand.

Ein-

Einſamkeit macht ſogar auch dadurch glücklich, daß man ſich in derſelben den Umgang mit Menſchen abgewöhnet. Da es einmal unmöglich iſt immer guten Umgang zu haben, ſo läßt man ſich auch wol die Luſt dazu vergehen, und tröſtet ſich mit dem Gedanken, daß es ungleich leichter iſt, Langeweile in der Einſamkeit zu vertreiben, als in der Welt. Kommt man ſodann noch äuſſerſt ſelten aus groſſen Geſellſchaften frölich nach Hauſe, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß man ſich entſchlieſſe gar nicht mehr in groſſe Geſellſchaft zu gehen. Je weniger wir ſonach mit andern Umgang haben, deſto geſchickter machen wir uns zum Umgange mit uns ſelbſt, und deſto unabhängiger von der Welt.

Wie oft findet man in kleinen und ſteifen Städten kein fühlendes und liebendes Weſen; niemand, an den man ſich anſchmie-

gen möchte; niemand, mit dem ſich auch etwa eine freye Idee auswechſeln lieſſe; niemand, an deſſen Herz man gerne eine Thräne vergöſſe. Wer ſolches Elend überleben will, muß nicht Quellen graben die kein Waſſer geben; aber er muß ſich auch keinen Aufſchub deſſen erlauben, was geſchehen kann und muß, kein leeres Staunen am Fenſter, kein gedankenloſes Angaffen der Luft, kein Angeln nach Ideen, wenn er etwa ſelbſt bey denen nichts denkt die man ihm giebt.

Der Geſchäftloſe gähnet ſeine Langeweile nicht weg. Nur ein Faulpelz erwartet von den kommenden Tagen und Wochen, was jeder Geſchäftige in dem gegenwärtigen Augenblicke findet. Nur der Froſt der Läſſigkeit vertrocknet das Herz, nur Arbeitsſcheu zerſtöret alles Vergnügen. Aber wer mit Ernſt ſich einen Lebenszweck wählet, und immer alles was er thun muß, auf der Stelle

thut, iſt ſich ſelbſt immer genug. Jeder Tag wird ihm zu kurz, und jede Nacht wird ihm zu lange. Aller Ueberdruß verſchwindet, wenn man niemals auf Morgen verſchiebet, was heute noch geſchehen kann, niemals der Zukunft traut, und ſich keines Augenblickes Meiſter glaubt, als des Augenblickes den man hat.

Zu ſolcher Geſchäftigkeit iſt man doch in kleinen Städten und auf dem Lande am meiſten geſchickt. Die groſſe Welt bewegt ſich den ganzen Tag, und thut eigentlich den ganzen Tag nichts. In einer kleinen Stadt und auf dem Lande, denkt und thut man alles mit weit mehr Theilnehmung und Vergnügen. Man liest nicht, wie die Leſewelt, um ſagen zu können, man habe geleſen, ſondern um das, was man Gutes liest, zu genieſſen. Jedes in ſolcher Abgeſchiedenheit und Stille geleſene und genoſſene Buch greift

tiefer in die Seele, verwebt ſich genauer mit unſern Gedanken, wirkt gewaltiger ins Herz. Bey ſolcher Benutzung der Zeit entwöhnet man ſich in kleinen Städten, und in der Stille der Fluren, des Umganges ſo ſehr, daß man ſich eben deswegen glücklich preiſet, weil man keinen Umgang hat.

Ländliche Stille wird darum auch für Frauenzimmer oft eine Schule wahrer Philoſophie. In England wo die Natur ſo ſchön iſt, und wo man ſie täglich verſchönert, hat ſchon das Landleben an ſich unausſprechliche Reitze, aber der Geſchmack für wahre Einſamkeit iſt doch im Ganzen, unter dieſem unruhigen Volke, vielleicht bey dem Frauenzimmer tiefer gegründet, als bey dem männlichen Geſchlechte. Ein Lord der auf ſeinen Gütern den ganzen Tag reitet und jagt, genieſſet die Einſamkeit doch nicht wie ſeine Gemahlinn, die ſich dort in jeder ſchönen

Hand-

Handarbeit übt, und in ihren romantiſchen Gärten jedes gute Buch liest. In England, wo ſo viele Ideen im Umlaufe ſind, iſt überhaupt ſchon der Hang zum Nachdenken gröſſer, daher die Stille erwünſchter, und Selbſtgenuß von höherm Werth. Die anitzt bey unſern deutſchen Damen ſo ſehr überhandnehmende Cultur hat gewiß auf dem Lande angefangen; und überhaupt findet man in Deutſchland bey Damen, die viel auf dem Lande wohnen, viel vor ſich leben, niemand ſagen was ſie leſen, ungleich mehr Verſtand und Gefühl, als bey der Leſewelt in Städten.

Landbewohner würden ihren Aufenthalt in Städten jedesmal verkürzen, wenn ſie nur genug die Vortheile ihrer Lage auf dem Lande überlegten und fühlten. Es iſt faſt unmöglich, daß ihnen unter allem unſerm Tand nicht ſchwindle; daß ihnen nicht bald vor

Menſchen ekle, die ſo wenig in ſich ſelbſt ſehen, nach allem greifen und jappen was auſſer ihnen iſt, ihr ganzes Leben mit Affectation, Ziererey, Viſitenſchnack und Spiel hinbringen, und ſo ſelten mit Gedanken die das Herz erheben. Das Glück des Landlebens iſt bey ſo vieler Gutmüthigkeit, Offenheit, Zutraulichkeit, und Einfalt, zu groß, als daß man auch da noch Langeweile haben könne, wenn man unſer Stadtleben erfahren hat; und nicht läſſig und faul, nicht krank oder verliebt, oder doch nur unglücklich iſt, weil man glaubt daß man es ſey.

Welcher Erſatz iſt dann auch, in ländlicher Stille, das Andenken an abweſende Freunde. Ach man bedenke doch, wie man durch dieſes bloſſe Andenken, in der Einſamkeit alles wieder mit ihnen durchlebt und durchempfindet. Du biſt ferne von mir, und ich bin doch immer bey dir. Sieh, da

faſſeſt du; den Stuhl habe ich ja noch; dieſes Bild gabſt du mir, dieſe ſchöne ruhige Landſchaft; mit welchem ſüſſen Geſchwätz, mit welchem Wechſel der Herzen und der Gedanken, weideten wir uns an dieſem Kupferſtiche, an dieſen Bildern ſeliger Ruhe! Und ſoll man ſich unglücklich glauben, wenn man ſich Briefe ſchreiben kann? Nie lebt man freudiger und thätiger, nie mit ſo vieler Erwartung und Hofnung im Herzen, als wenn man nur von einem Poſttag zum andern lebt. Durch ſolche in der Einſamkeit ausgedachte und dem Herzen ſo angenehme Künſte der Imagination, erſchaffen ſich Freunde eine Welt unter ſich, und verweben noch immer ihr Daſeyn mit einander, wenn auch Meere ſie trennen, und keiner mehr die Stimme, keiner mehr den Fußtritt des andern höret.

Freunde die das Schickſal getrennet hat, veredeln nirgends ihre Gefühle und ihr Ver-

halten für einander ſo mächtig, wie da wo nichts dieſes ſüſſe Andenken ſtöret, und wo die Welt nie in die Mitte kommt zwiſchen ihre Herzen. Wechſelſeitige üble Laune, Unbehaglichkeit in die man durch das Gewirre des Lebens, und durch ſo viele kleine Vorfälle täglich geriſſen werden kann, machen oft das Beyſammenſeyn der zärtlichſten Gemüther weniger milde. Man denket in dieſen unglücklichen Augenblicken, nur an das was man ſich heute nicht iſt, und nicht an das was man in jeder groſſen Angelegenheit des Lebens ſich war, auch noch itzt und immer ſich ſeyn würde. Er, der mich immer durch Liebe angezogen hat, ſtößt mich heute durch üble Laune zurück; und wie manches freundliche Gefühl, wie manche ſüſſe Lebensfreude geht darüber verlohren, wenn ich jenes Entfernte nicht immer an das Gegenwärtige knüpfe, und üble Laune erwiedere

durch

durch üble Laune. Kurzes Misvergnügen, und ein ſo leicht zu hebendes Uebergewicht von Gram, können nur auf Augenblicke das ſchöne Bild verdunkeln, unter dem mir ſonſt mein Freund immer ſich darſtellt, und das immer ſo milde in mein Herz wirket. Er verbreitet Seligkeit über mein Leben, zaubert mir ſonſt allen Unmuth weg, und verheelet mir nur in dieſem Augenblicke nicht ſeinen eigenen Unmuth. Freylich iſt das eine Folge unſerer zwangloſen Freymüthigkeit; aber Freunde ſollen gegen einander nicht grämeln, da ſie ſonſt doch alles Unglück des Lebens zuſammen theilen, und alles für einander leiden und thun. Freundſchaft fordert Offenherzigkeit, aber auch zu wechſelſeitigem Genuſſe immer wechſelſeitige Duldſamkeit und leiſes Nachgeben, immer Sanftheit des Betragens gegen jede Verſtimmung der Seele, immer Zartheit gegen Schärfe. In der Ge-

genwart geſchiehet dieß alsdann nicht, wenn jeder ſeinen ganzen Vorrath von übler Laune nicht nur mitbringt und auspackt, ſondern von den Stacheln ſeines eigenen Lebens genecket nun wieder neckt, und Stunden hindurch immer gereitzet bleibt und immer reitzet. Aber wie verſchwindet dieß alles in der Einſamkeit, die das Andenken aller Geliebten unſerer Seele heiligt, das Andenken von Allem vernichtet was nicht gegenwärtiger Freundſchaftsgenuß war. Sicherheit, Feſtigkeit, und erprobte Treu, ſteigen da wieder zu dem hohen Range, den ſie in liebenden Herzen hatten und verdienten. Alles iſt itzt Einklang; ich verſtehe immer meinen Freund, bin immer von meiner Freundinn verſtanden. Die lieben Unſichtbaren umſchweben mich bey jedem Gedanken und jeder Empfindung die ich ihnen mittheilen möchte. Wie ein Heiligthum verwahre ich jedes Blümchen,

chen, das ſie auf die Wege meines Lebens ſtreuten; und jedes Blůmchen, das ich ſehe, breche ich ab für ſie.

Troſtreich iſt es auch für das Herz, daß Einſamkeit uns Freunde finden läßt, die nichts uns raubt, von denen nichts uns trennt, und für die wir nie vergeblich unſere Arme ausſtrecken.

Petrarchas Freunde ſchrieben zuweilen an ihn, um ſich zu entſchuldigen, daß ſie ihn nicht beſuchen. Unmöglich kann man bey dir leben, ſagten ſie, das Leben das du zu Vauclůſe führeſt, iſt der menſchlichen Natur zuwider. Du ſitzeſt im Winter wie ein Kautz bey deinem Feuer. Im Sommer laůfſt du unaufhörlich in den Feldern herum. Selten findet man dich ſitzend im Schatten eines Baums. Petrarcha verlachte dieſe Vorſtellungen. Er ſagte: dieſe Leute betrachten die Vergnůgungen der Welt als ihr höchſtes

Gut;

Gut; ſie begreifen nicht, daß man dem entſagen kann. Ich habe Freunde, deren Geſellſchaft mir höchſt angenehm iſt. Sie ſind aus allen Ländern, aus allen Jahrhunderten. Sie haben ſich im Kriege hervorgethan, in Staatsgeſchäften, und in den Wiſſenſchaften. Es iſt leicht mit ihnen fertig zu werden; ſie ſtehen mir immer zu Dienſten. Ich laſſe ſie kommen, und ſchicke ſie wieder weg, ſo oft ich will. Sie ſind nie verdrüßlich, und antworten mir auf alle meine Fragen. Einige erzählen mir alle Begebenheiten verfloſſener Zeiten. Andere entdecken mir die Geheimniſſe der Natur. Andere lehren mich wohl zu leben und ruhig zu ſterben. Andere verjagen durch ihre Munterkeit meinen Kummer, und beluſtigen mich durch ihren Witz. Andere machen meine Seele fähig alles zu dulden, und nichts zu wünſchen; und lehren mich, mich ſelbſt ertragen. Kurz,

ſie öfnen mir den Weg zu allen Wiſſenſchaften und Künſten, und ich verlaſſe mich auf ſie in jeder Noth. Zur Vergeltung für ſo groſſe Dienſte verlangen ſie nichts, als ein wohlverſchloſſenes Zimmer in einer Ecke meines kleinen Hauſes, wo ſie vor dem Wurm in Sicherheit ſind. Endlich nehme ich ſie auch mit mir auf die Felder, deren Stille ihnen beſſer gefällt, als der Tumult der Städte.

Liebe, die dem Herzen doch Alles iſt, ſcheint einen groſſen Rang unter den Glückſeligkeiten der Einſamkeit zu verdienen, wenn man Liebe in derſelben ſo behandelt, daß man ſie zu ihren Glückſeligkeiten zählen darf.

Liebe geſellet ſich gerne zu allen Blicken in die ſchöne Natur. Zärtliche Weiber fühlen Liebe, bey jeder ſchönen Ausſicht, ſo wie vielleicht nach jedem angenehmen Gefühle von jeder Art. Das weibliche Herz ſchmel-

zet viel leichter in ſtillen Schatten, auf den Gipfeln der Berge, oder im Hinblicke nach dem Mond. Jede ſtarke Erſchůtterung wirkt in dem Menſchen immer am meiſten auf den gebrechlichſten Theil; alſo trifft in der weiblichen Seele jeder Enthuſiaſmus immer frůher oder ſpåter das Herz.

Weiber ſind gewiß zårtlicher als wir, im reinen Genuſſe des Landlebens. Sie fůhlen viel beſſer, die Schőnheit einſamer Spaziergånge und waldichter Schatten; mit ſanfterm Erſtaunen, die Grőſſe und Schőnheit der Natur. Manches Herz ergiebt ſich vielleicht auf dem Lande, das unbezwingbar ſchien in der Stadt. Liebe begleitet darum ſo oft fůr alle zårtlichen Seelen, den kommenden Frůhling. Was iſt der Liebe åhnlicher, ſagt ein groſſer deutſcher Philoſoph, als die Empfindung, welche mir dieſes von der Abendſonne erleuchtete herrliche Thal einfłőßt.

flößt. Rouſſeau fand die Freude, mit welcher er die erſten Knoſpen kommen ſah, unausſprechlich; die Ankunft des Frühlings war für ihn eine Auferſtehung im Paradieſe. Seine Neigung zur Zärtlichkeit wuchs durch jeden Blick ins Grüne; für ſeine Augen waren die Reitze ſeiner Geliebten, und die Anmuth des Frühlings, Eins. Sein lange bedrücktes Herz, erweiterte ſich auf einmal bey einer ſchönen Ausſicht; er athmete im Baumgarten ſeine Seufzer leichter aus.

Verliebte ſind nirgends ſo gerne wie im Stillen. Sie ſuchen Ruhe an einſamen Oertern, um da dem einzigen Gedanken nachzuhängen, für den es ſich ihnen der Mühe verlohnet zu leben. Was kümmern ſie ſich um alles was in Städten vorgeht, um alles was nicht Liebe athmet, oder athmen läßt. Dunkele Kammern, ſchwarze Tannenwälder, ſtille Seen in die ſie ihre Gedanken verſenken,

ſind

ſind die einzigen Vertrauten ihrer Seele. Ihnen iſt eben ſo wohl in hohen waldichten Schatten, und bey dem ſchauerigten Geſchrey der Adler, als auf Fluren wo eine einſame Hirtinn ihrem Säugling die Bruſt reichet, indem ihr Geliebter neben ihr ſeinen harten Biſſen Brodt bricht, und glücklicher iſt als ihr alle. Alles Erhabene, alles Schöne, und alles Milde, fühlet ein Mann von Geiſt, wenn er verliebt iſt. Nichts in der Welt giebt ſo viel Geiſt, wo auch keiner iſt, wie Liebe.

Die ſüſſeſten Erinnerungen der Liebe finden in der Einſamkeit ihre Auferſtehung. Ach das erſte Erröthen, der erſte kleine Händedruck, der erſte Zorn über eine unerwartete Störerinn, oder einen unbehaglichen Zerſtörer ihrer ſüſſen Unterredungen, dieß alles, ſind unvertilgbare Eindrücke! Oft glaubt man die Zeit habe ſie ausgelöſcht. Aber es

giebt

giebt Fächer in der Seele, die verſchloſſen bleiben eine lange Zeit, und ſtößt ihr die Thür nur ein wenig auf, ſo ſtürzet alles heraus. So gehts mit der ganzen Reihe unſerer jugendlichen Empfindungen, und zumal mit allen Erinnerungen unſerer erſten Liebe, denen wir ſo gerne nachhängen. Ewig bleibet der Eindruck; ewig das Andenken jenes höchſten Grades der Entzückung in der Liebe, der, wie ein Kenner unausſprechlich ſchön und wahr geſagt hat, jenes erſte glückliche Finden iſt, jener über alle Begriffe ſüſſe Augenblick, da beyde Geliebten gewahr werden, daß ſie ſich lieben (*).

Wer

(*) Mit ſo klangvollen und harmoniereichen, ſo ſanft, ſo zärtlich, ſo melodiſch rührenden Worten, hat niemand das Andenken dieſer geliebten Augenblicke dargeſtellt, wie Rouſſeau: Moments précieux et ſi regrettés! Ah! recommencez pour moi votre aimable cours; coulez

Wer gerne im Stillen über Liebe nachdenkt, und Liebe erfahren hat, findet in dieſem unerſchöpflichen Nachdenken den höchſten Genuß der Liebe. Herder ſagt, er wiſſe nicht, welche Mythologie irgend eines Aſiatiſchen Volkes ihre Zeiträume des höchſten Alterthums der Welt ſo eintheile: es haben ſich die Menſchen, damals noch paradieſiſche Geiſter, Jahrtauſende zuerſt durch Blicke geliebt, nachher durch einen Kuß, durch eine bloſſe Berührung. So ſtille erhaben, und ſo unausſprechlich edel, liebt Wieland, in ſeinen früheſten und feurigſten Jahren, ein ſchönes, liebevolles, und liebeathmendes Frauenzimmer in Zürich; denn dieſer groſſe Geiſt wußte wohl, daß das Geheimniß der Liebe auf gewiſſe Weiſe ſchon im erſten

lez plus lentement dans mon ſouvenir s'il eſt poſſible, que vous ne fites réellement dans votre fugitive ſucceſſion.

ſten Kuſſe, im erſten Seufzer erſtirbt. Ich fragte darum einſt dieſes Frauenzimmer: Mademoiſelle, wann hat Wieland, Sie zum erſtenmal geküßt? Die ſchöne Zürcherinn erwiederte mir: Wieland küßte mir zum erſtenmal, am Ende des vierten Jahres unſerer Bekanntſchaft, die Hand.

Aber ſo paradieſiſch wie Wieland ergreifen nicht immer, junge einſame Mädchen die Bilder der Liebe. Aufmerkſamer auf alle ihre Gefühle, weniger mit ihrer Metaphyſik bekannt, und weniger zerſtreut, empfinden ſie im Stillen viel früher, das nähere Streben nach Vereinigung der Weſen. Eine Dame von meiner Bekanntſchaft lebte am Genferſee, einſam und abgeſondert von der Welt. Sie hatte drey ſehr liebenswürdige, ſehr ſchöne, ſchwarzäugigte Töchter; die älteſte war vierzehn Jahre alt, die jüngſte neun Jahre, als ihnen einſt ein zahmer Vogel ge-

bracht ward, der den ganzen Tag durch ihr Zimmer hůpfte. Die drey Kinderchen knie-ten nieder, und ſtreckten ſtundenlang, uner-můdet, dem Vogel ein Stůckgen Biſcuit auf dem Finger entgegen, in der Hofnung, der liebe Vogel hůpfe ihnen dann auf den Fin-ger; aber kaum hatte der Schelm ſein Biſ-cuit, ſo flog er weg. Der Vogel ſtarb. Ein Jahr nachher, ſagte die jůngſte Tochter zu ihrer Mutter: ach der liebe Vogel, Mam-ma, håtten wir doch wieder einen ſolchen Vogel! Nein, antwortete die ålteſte Schwe-ſter, was ich am meiſten in der Welt wůn-ſche, iſt ein kleiner Hund! Wenigſtens kann man ihn befůhlen, liebkoſen, auf ſeinen Knieen haben. Der Vogel war nichts, er ſaß auf dem Finger, und wir ergriffen ihn doch nicht. Ein kleiner Hund, welche Glůck-ſeligkeit!

Jene

Jene arme Nonne in Hildesheim, in deren Celle ich eine Hecke von Canarienvögeln fand, vergeſſe ich nie; aber nie verzeihe ich mir auch die Sünde, daß ich überlaut lachte, als ich dieſe Hecke erblickte. Ach dieß war Natur, und wer kann der Natur widerſtreben? Eine wahnwitzige Anwendung dieſer Natur auf das erhabenſte aller Weſen, iſt hingegen die Myſtik der Nonnen, dieſe himmliſche Epilepſie der Liebe, dieſe Mißgeburt der Einſamkeit.

Abſonderung und Stille ſcheinen der Liebe ſo hold, daß man zuweilen vom Gegenſtande ſeiner Liebe weg, gerne in die Einſamkeit geht. Wer erinnert ſich nicht aus Rouſſeaus Bekenntniſſen die Geſchichte, welche die Frau von Luxemburg von einem Manne erzählte, der ſeine Geliebte verließ, blos um an ſie zu ſchreiben? Rouſſeau erwiederte der Frau von Luxemburg, Er wäre wol dieſer

Mann auch geweſen; und wie wahr! Wer hat geliebt und weiß nicht, daß es Zeiten giebt, da man mit der Feder in der Hand unendlich mehr ſagt, als durch die todte Zunge, das elende Hülfsmittel der Rede, die nichts iſt, und nichts ausdrückt; nie ſo viel, als wenn man im Moment der äuſſerſten Entzückung nur ſich anſieht, und völlig ſchweigt.

Liebe fühlet man nicht nur nirgends ſo ſtark, ſondern nirgends drückt man ſie auch ſo gut aus, wie in der Einſamkeit. Kein deutſcher Weltmann mahlt ſeine Liebe für irgend eine unſerer groſſen Stadtdamen ſo gut, wie jener Hannöveriſche Dorfküſter die ſeinige für ein junges ſchönes Baurenmädchen. Sie ſtarb. Der Küſter ſetzte ihr auf dem Kirchhofe einen Leichenſtein, und hat mit armſeliger Kunſt in denſelben eine Roſe

ein-

eingehauen, und dabey die Worte: So war ſie! (*)

Unter den Felſen von Vauclûſe, auch in noch weit einſamern Wildniſſen, dichtete Petrarcha ſeine ſchönſten Lieder, um die Abweſenheit ſeiner Laura zu beweinen, oder über

(*) Vor einigen Jahren erzählte ich dieſe Geſchichte in dem Hannöveriſchen Magazin. Unſere ſchönen Geiſter fanden ſie läppiſch; denn im Eingang dieſer Erzählung hatte ich geſagt, das Monument dieſer Hannöveriſchen Bäurinn ſey vielleicht weniger groß, aber es habe mich doch gewiß eben ſo ſehr gerühret, als der mir unvergeßliche Anblick eines der größten Meiſterſtücke der Bildhauerkunſt, des Grabmals des Cardinals von Richelieu, in der Kirche der Sorbonne zu Paris. Richelieu ſinkt da ſterbend nieder; eine Muſe ringet ſich zu ſeinen Füſſen; über ihm ſteht die Religion, und hebt, mit einer Majeſtät die ſich nicht beſchreiben läßt, den Sterbenden in die Höhe. Dieß iſt unſtreitig ein erhabener Anblick; der Anblick jener Roſe iſt mehr rührend und wilde.

ihren Steifſinn ſich zu beklagen. Nach der Meinung der Italiener ſchrieb Petrarcha beſſer über die Liebe, als alle Menſchen in der Welt vor und nach ihm, in Griechiſcher, Lateiniſcher, und Toſkaniſcher Sprache. Ach dieſe leiſe und reine Herzensſprache, ſagen ſie, kannte niemand als Petrarcha, und Er verband mit den drey Grazien eine vierte, die Grazie der Rechtlichkeit (*).

Liebe nimmt aber auch in einſamen Landgegenden, auf alten romantiſchen Schlöſſern, und in der Trunkenheit jugendlicher Einbildungskraft, oft den höchſten Flug der Schwärmerey. Religion, Liebe, und Melankolie, machen da das erhabenſte und grillenhafteſte Gemengſel von Empfindungen im Herzen,

(*) Man verzeihe mir dieſes vielbedeutende Hanöveriſche Wort, das nicht deutſch iſt, aber wie mir deucht, dieſes decorum und honeſtum hier am beſten ausdrückt.

Herzen, und Ueberſpannung im Kopfe. Der ſchmachtende Jüngling nimmt den Text zu ſeiner erſten Liebeserklärung aus der Offenbarung Johannis. Indem er verlanget, daß ſeine Geliebte nicht mehr lache, weil Liebe nichts ſeyn könne als ewige Melankolie, indem er ſich erſtechen will aus Liebe, ſieht ihre erhitzte Phantaſie in ihm nichts, als das höchſte Muſter aller Vollkommenheiten. Beyde Engel lieben ſich auf dem uralten hohen Schloſſe, nicht mehr wie weniger reine und edle Seelen ſich lieben, nicht in Proſe möchte ich wol ſagen, ſondern dythirambiſch. Der geliebte Jüngling iſt zwiſchen den Felſen, im Mondlichte, nicht etwa nur ein ſanfter, vernünftiger, geſitteter, und lieber Jüngling; er iſt ein Gott (*) Ihr

 eige-

(*) Quand la paſſion eſt à ſon comble, ſagt Rouſſeau, elle voit ſon objet parfait. Elle

eigenes ganzes Weſen hält die feurige Dame für ein Heiligthum der Liebe, und ihre Liebe zu dem ſanften, artlichen Jüngling, für einen Ausfluß, für einen Theil der Gottheit. Gemein Verliebte vermengen freylich in jeder Entfernung ihr Daſeyn, ſchreiben ſich von jeder Poſtſtation, ergreifen jede Gelegenheit um von einander zu ſprechen, oder ſprechen zu hören; aber dieſe bis zur höchſten Spitze der Erhabenheit erhitzte und verliebte Dame, zieht alle Buttervögelein, alle gefiederten Sänger in der Luft, alle Engel im Himmel, Gott und die ganze Natur in ihren Roman.

Che-

le en fait alors ſon idole; elle le plaçe dans le ciel; et comme l'enthouſiaſme de la devotion emprunte le language de l'amour, l'enthouſiasme de l'amour emprunte auſſi le language de la devotion. Il ne voit plus que le paradis, les anges, les vertus des Saints, les deliçes du ſejour celeſte.

Cherubine und Seraphine, blicken mit Wolluſt auf ihre Küſſe. Alle vier Evangeliſten, alle Ertzväter, alle Heiligen, billigen laut die Reinheit ihrer ſonſt ziemlich geheim gehaltenen Liebe. Sie ſieht nichts mehr in der Welt wie es iſt, etwa ihren Herrn Gemahl ausgenommen. Temperament iſt in nichts, Reinheit iſt in Allem. Sie reiſſet die Welt aus ihren Angeln, und die Sonne aus ihrer Achſe, um zu beweiſen, daß alles recht iſt, was ſie thut, und was ſie will; und erſchaffet ein neues Evangelium, und eine neue Moral, für ſich, und ihren artlichen Jüngling.

Solche Wirkungen der Liebe gehören nicht zu den Vortheilen der Einſamkeit. Auch leiſe Liebe ſogar, die nicht dichtet, keine Farben borgt, ſich nichts einbildet, nie idealiſirt, keine ſolche Kraftſprünge macht, verzehret am Ende doch den Menſchen, und

macht

macht ihn unglücklich. Mit einer einzigen Perſon beſchäftiget, die wir über alles lieben, die alle Kräfte unſerer Seele verſchlinget, fliehen und verſchmähen wir gerne die Welt. Aber wären wir auf immer getrennet von ihr, die bis zur erhabenſten Aufopferung alles für uns that, die unſer einziger Troſt war in allen Trübſalen unſers Lebens, in der tiefſten Bedrückung unſer einziges Glück, in jeder Entfernung der höchſte Lichtpunkt unſerer Sehnſucht, unſere einzige Kraft wenn alle Kraft uns verließ, unſer beſter Rath wenn wir keinen Rath mehr wußten, und häuslicher Jammer uns ganz niederwarf, und wir unvermögend waren zu denken und zu handeln: o ſo wäre in träger Einſamkeit Schmachten unſere einzige Wonne! Alle Nächte brächten wir ſchlaflos zu; der Ekel vor dem Leben, das Verlangen nach dem Tode, die Flucht vor den Menſchen, die

Sehn-

Sehnſucht nach den fürchterlichſten Wüſten, nagten dann an unſerm Herzen, und trieben uns einſam auf den Fluren umher, fern von den Fußſtapfen der Menſchen. Und flöhen wir von der Elbe zum Genferſee, und ſuchten wir Freyheit in Weſten und Norden, und bis an die Grenzen des Oceans: ſo wären wir doch wie Virgils Reh, das Felder und Wälder durchläuft, und überall den Pfeil mit ſich ſchleppt der es verwundet.

Petrarcha erfuhr, mehr als jemals, die Schmerzen der Liebe, in ſeinem neuen Aufenthalt zu Vauclüſe. Nicht ſo bald war er hingekommen, als ihn ſchon das Bild der Laura unaufhörlich verfolgte. Er ſah Sie allenthalben, zu allen Zeiten, unter tauſend verſchiedenen Geſtalten. Dreymal, ſagt er, erſchien Sie mir, mitten in der Nacht, bey verſchloſſenen Thüren, vor meinem Bette, mit einer zuverſichtlichen ihre Herrſchaft verkünden.

kündenden Miene. Die Furcht goß einen eiskalten Schauer durch meine Glieder. Mein Blut zog ſich zurück aus den Adern zum Herzen. Wäre man damals mit einem Lichte gekommen, man hätte mich bleich gefunden wie einen Todten, und mit allen Zeichen des Schreckens auf meinem Geſichte. Noch vor der Morgenröthe ſtand ich zitternd auf von meinem Lager, verließ eilends mein Haus, mir war da alles verdächtig, und kletterte auf den Gipfel der Felſen. Durch die Gehölze lief ich dann, ſah mich von allen Seiten um, ob die Geſtalt, die mich in meiner Ruhe geſtöret, noch hinter mir ſey, mich noch verfolge? Sicher glaubte ich mich nirgends. In abgelegenen Oertern, wenn ich mir ſchmeichelte ich ſey da alleine, ſah ich ſie oft hervorgehen, aus dem Stamm eines Baumes, aus dem Becken einer Quelle, aus der Höhle eines Felſen, und was weiß ich,

wor-

woraus Alles. Die Furcht machte mich unbeweglich; ich wußte nicht was aus mir ward, oder wohin ich gieng.

Bey ſolchen Convulſionen der Imagination iſt Einſamkeit keine Arzeney. Auch hat Ovid vortreflich geſagt: vermeidet ihr Verliebten einſame Oerter, hütet euch alleine zu ſeyn; wohin fliehet ihr? nur im Gedrenge ſeyd ihr ſicher. Petrarcha erfuhr ſchon in den erſten Anfällen ſeiner Leidenſchaft, wie vergebens es ſey die Liebe zu fliehen. Vergebens verbarg er ſich in Felſen und Gehölzen. Keine Oerter waren ſo rauh und ſo wild, wo ihn die Liebe nicht verfolgte. Die kühle Quelle zu Vaucluſe, das ſchattigte Gehölz von welchem das kleine Thal das zu dieſer Quelle führet, damals umſchloſſen war, ſchienen ihm ſehr geſchickt das Feuer zu mäſſigen, welches ihn verzehrte. Die fürchterlichſten Einöden, die ſchwärzeſten Wälder,

die unzugänglichſten Berge, waren ſein angenehmſter Aufenthalt. Aber die Liebe verfolgte ihn allenthalben, und ſetzte ihn nirgends in Sicherheit. Seine Seele flog immer nach Avignon.

Einſamkeit iſt auch dann für die Liebe keine Arzeney, wenn ſie der Tugend ſchadet. Nähme Liebe im Herzen einen ſündhaften Schwung, ſo wäre doch die Gegenwart der geliebten Perſon, für ein tugendhaftes Gemüth, nicht gefährlich. Aber durch Einſamkeit und Abweſenheit werden die geheimſten Triebe der Seele gereitzet. Der Anblick der geliebten Perſon unterdrücket in einem tugendhaften Gemüthe jede Anwandlung verbotener Begierden; in der Entfernung glaubt man ſich in Sicherheit, und hält darum ſeiner Imagination nicht den Zügel. Einſamkeit zumal erhöhet alle Bilder der Wolluſt, alles was Wünſche belebet und anfeuert; da

fürch-

fürchtet man nichts, und wandelt in den Gefilden angenehmer Täuſchung fort, und dann wird Leidenſchaft gefährlich.

Wollüſtig brannte oft das Herz des Petrarcha, an den Felſen von Vauclüſe, wo er Ruhe ſuchte gegen Laura und die Liebe (*). Aber

(*) Man las in tauſend Büchern, die itzt niemand lieſt, Petrarcha habe mit ſeiner Laura in Vauclüſe gewohnt, und Er habe aus ſeinem Hauſe nach dem Hauſe der Laura einen unterirdiſchen Gang ſich gegraben. So glücklich war Petrarcha nicht. Laura war vermählt, und lebte mit ihrem Manne, Hugo von Sade, in Avignon ihrer Geburtsſtadt, wo ſie auch ſtarb. Eilf Wochenbette hatten ſie ſo heruntergebracht, daß ſie ſchon in ihrem fünf und dreiſſigſten Jahre ihre Schönheit verlohr. Sie hatte dabey ſehr vielen häuslichen Verdruß. Ihr Mann ſchätzte ihre Tugend und ihr gutes Verhalten nicht genug. Er war eiferſüchtig ohne Urſache, und was gewöhnlich dem weiblichen Geſchlechte am unausſtehlichſten iſt, eiferſüchtig ohne Liebe. Petrarcha

Aber er warf die ſchnöden Bilder weg, und ſeine Liebe ward geiſtig; und glühet noch, mit himmliſcher Reinheit, in ſeinen unſterb-lichen

trarcha hingegen liebte die Laura zwanzig Jahre. Aber in ihrem Hauſe konnte er ſie nicht beſuchen, denn das litt ihr Mann nicht. Er ſah ſeine ſchöne und geliebte Laura nirgends als in Kirchen, auf Aſſembleen, auf öffentlichen Spatziergängen, und niemals alleine. Ihr Mann verbot ihr ſogar oft, mit ihren Freundinnen ſpatzieren zu gehen, und wüthete fürchterlich, wenn ſie es that. Hätte es auch die Laura wirklich nicht geſchmerzet, daß man ihr das unſchuldige Vergnügen ſo oft verſagte, den Petrarcha zu ſehen, der in einem fort Lieder für ſie dichtete und der ſein Leben blos durch dieſe Lieder erhielt, ſo nagte und peinigte ſie doch das ſchlechte und unverdiente Verhalten ihres Mannes; und ſeine ewige Quälerey, und ſeine ewigen Verbote, und ihre unaufhörlichen Wochenbette koſteten ihr viele Thränen. Laura war gebohren 1307 oder 1308, ſie war drey oder vier Jahre jünger als Petrarcha, und ſtarb an der Peſt den achten

lichen Liedern, die er unter jenen Felſen ſang. Nur war die Stadt Avignon, wo Laura lebte, ihm zu nah, und er gieng zu oft hin. Auch ſolche Liebe iſt nicht Ruhe; ſie iſt ein Fieber der Seele, das mannigfaltige ſehr bekannte Uebel dem Körper zuzieht. Aber wenn du liebeſt, und doch nicht regiert biſt von der Liebe, ſo ſetze dich dort ans Waſſer, und denke, daß Liebe, wie jener Fluß, zuerſt brauſend über Felſen herabſtürzt, und dann doch ſanft und milde in der Ebene hinflieſſet, zwiſchen Auen und ſtillen Schatten (*).

achten April 1348. Sieben Monate nach ihrem Tode war ihr Mann ſchon wieder verheurathet; und Petrarcha ſogar, ſtarb erſt im Jahre 1374.

(*) Aus einer wilden ſchauerichten Höhle, in den Felſen von Vauclûſe, entſpringet die Sorgue (la Sorgue), ſtürzet ſich gleich vor der Höhle mit entſetzlichem Geräuſche über die Felſen herab, flieſſet dann in der Ebene ruhig über die Tiefen hin, wird gleich ſchiffbar, windet ſich durch verſchie-

Liebe und Ruhe umarmen ſich, wenn du dich demüthig ergiebſt, unter alle Fügungen Gottes. Hätte der Tod dir deine Geliebte entriſſen, wäre dir itzt die Welt eine Wüſte, und wollteſt du dich nirgends mehr niederſetzen, als da wo ſie ſtand und wo ſie gieng, dann würden deine Thränen flieſſen bis in den Tod. Trauren heißt Gott nicht ergeben ſeyn. Der Traurige will immer an dem hängen, was nun einmal nicht mehr iſt, und nicht mehr ſeyn kann. Er ſuchet immer, und findet nie. Er lauſchet, und höret nichts. Er glaubt er ſehe das geliebte Bild leben und Athem holen, und es iſt nichts als bunte Farbe auf todter Leinwand, oder gefärbter hinfälliger Staub hinter Glas. Er bricht Roſen ab, von dem Grabe der weggeſunkenen Freude ſeines Lebens, begieſſet ſie, pfleget

ſchiedene Arme nach Avignon, und fällt da in die Rhone.

pfleget ſie, liebelt mit ihnen, und freuet ſich ihres ſanften Geruches; doch auch dieſes letzte lebende Andenken vergeht, die Roſe blättert ab, und verdorret. Aber hat man in der Einſamkeit lange genug ſich geſträubet gegen die Scheidewand des Schickſals, hat man lange vergebens ſeine Arme ausgeſtrecket in leere Luft, hat man lange genug ſtaar und hofnunglos hingeblicket nach dem geliebten verſchwundenen Schatten, oder ſich vergebens geſehnet nach thränenfreyem Wiederſehen: dann übet man doch allmählig ſeine Kräfte, trägt Unglück heroiſch, kämpft gegen jede Schwäche, und dann kommt Ruhe.

Am Fuſſe einſamer Berge, in dunkeln, engen, ſchauerichten Thälern, freueſt du dich jedes Sieges über dich ſelbſt, und jedes Heldenſchrittes in deinem Leben, beſſer als über allen Menſchenbeyfall in vergoldeten Zimmern, und pflanzeſt da, mit ungleich mehr

Vergnügen, als die groſſe Welt hat und giebt, deine Erbſen.

Liebe geht hingegen in Städten und im Weltleben, in Gleichgültigkeit über, wenn die Damen kein Roth mehr auflegen. Wer nun einmal keine Liebe mehr verlanget, wird ſich auch keine Reitze mehr wünſchen; wird nach nichts mehr ſeufzen, als nach Frieden und Ruhe; wird ſich auf immer wegwenden, von jeder Gefahr. Alles Glück der Liebe, iſt doch nur in ihrem Anfange Glück, und weiterhin immer Todesqual. Liebe verfeinert unſer Vergnügen immer zu Schmerz. Nur Gleichgültigkeit kann zermalmte weibliche Nerven wieder ſtärken. Thränen ſogar vertrocknen, die aus Mitleid floſſen, wenn ein Herz das oft für andere ſchmolz, nun für ſich ſelbſt nichts mehr fühlet. Wunden die itzt noch jeden Augenblick bluten, ſchlieſſet dann auch jeder Augenblick. Sanfte Tage

folgen

folgen auf ruhige Nächte. Der Ueberreſt des Lebens verflieſſet in halbem Vergnügen; denn die guten Damen ſind zufrieden, wenn ſie itzt auch nur halb gefallen.

Aber die Cur iſt alsdann auch nur halb gemacht; denn Liebe kann vergehen, und Coketterie ſtirbt nie. Ach wie manche kluge Weltdame hat der Liebe entſagt, und doch iſt ihr noch gar nicht gleichgültig, was man etwa von ihrem Geſichte, ihrer ganzen Figur, ihrem Anſtande, und überhaupt von dem ganzen Eindrucke ſagt, den ſie macht. Gleichgültig iſt ihr freylich der leere Tändelkram der Welt und der Weiber; und darum fällt ihr auch nicht ein, hier einen kleinen Vorzug, dort einen kleinen Beyfall zu erringen. Durch kleinen Tand wird ihre Seele nicht mehr beunruhigt. Sie iſt nicht mehr gierig jedem zu gefallen, und jeden zu fangen; aber eine edle und ihrer würdige Ero-

berung nimmt ſie noch mit. Ueberhaupt iſt keiner, auch nicht coketten Dame, keine Wirkung, von der ſie die Urſache iſt, ganz gleichgültig. Weib und Dame wollen doch zu jeder Zeit, an jedem Orte, in jedem Alter, immer nach Möglichkeit intereſſiren.

Eine deutſche Edelfrau ſagte: ach meine Tochter wäre ein trefliches Mädchen, wenn ſie nur das verdammte Laſter der Coketterie nicht hätte! Dieſe Edelfrau war im Irthum; denn wenn man den Geiſt durch viele Gegenſtände zerſtreut, ſo neigt er ſich mit weniger Hitze gegen Einen. Manche Dame, die ſich wegen unglücklicher Liebe den Tod prophezeyt, wird auch vielleicht nur darum eine Cokette, um nicht dieſes ehrlichen Todes zu ſterben.

Aber dieß alles taugt nichts in der Einſamkeit. Liebe und Coketterie gehen da in Gleichgültigkeit über, und die Hofnung iſt

groß,

groß, ſie ganz zu überwinden, wenn man mit der wahren Behandlung der Leidenſchaften bekannt, ſeine Glückſeligkeit ſich gewöhnet itzt nur da zu ſuchen, wo man ſie vorhin nicht geſucht hat. Dann entſtehet allmählig wahre Gleichgültigkeit für die Welt. Aber ſolche Curen gelingen nur an ſtarken Seelen. Was dieſe unternehmen, hat Kraft; und nur ſolchen giebt Einſamkeit, was ihnen die ganze Welt mit aller ihrer Unterhaltung und Zerſtreuung, nicht zu geben vermag.

Es iſt angenehm zu ſehen und zu prüfen, wie Ueberwindung der Liebe dem guten Petrarcha gelang. Als er vor Laura und ſeiner Liebe nach Italien geflüchtet hatte, thaten ſeine Freunde in Frankreich alles, um ihn zu bewegen nach Frankreich zurückzukehren. Einer von ihnen ſchrieb ihm: welch ein Teufel beſitzt dich? Wie konnteſt du ein

Land verlaſſen, in welchem du deine Jugend verlebteſt, und wo dir deine Schönheit, die du ehedem mit ſo vieler Sorgfalt blühend erhielteſt, ſo viel Vergnügen brachte? Wie kannſt du entfernt von deiner Laura leben, die du ſo zärtlich liebeſt, und die deine Abweſenheit betrübt?

Petrarcha antwortete: du verlierſt deine Mühe, mein Entſchluß iſt zu bleiben wo ich bin. Hier bin ich vor Anker. Die Rhone mit aller ihrer hinreiſſenden Gewalt, und deine Beredſamkeit, ziehen mich hier nicht heraus. Um mich zu überreden, meinen Vorſatz zu ändern, ſtellſt du mir die Verirrungen meiner Jugend vor Augen, die ich vergeſſen ſollte: eine Leidenſchaft, deren Qualen mich flüchtig gemacht haben, weil mir kein anderes Hülfsmittel blieb; die kleinen Reitze einer vergänglichen Schönheit, mit der ich mich zu ſehr beſchäftigte. Es iſt

nicht mehr Zeit an alle dieſe Thorheiten zu denken; ich habe ſie hinter mir gelaſſen, und eile mit groſſen Schritten zum Ziele meiner Laufbahn. Wichtigere und ernſthaftere Gegenſtånde beſchåftigen mich itzt. Gott wolle nicht, daß ich mich nach deinen treuloſen Rathſchlågen wieder in die Netze der Liebe werfe, und ein allzubekanntes Joch mir wieder aufbůrde! Dieß ſchickte ſich fůr meine Jugend. Itzt errőthe ich, daß ich die Fabel der Welt bin, und daß ich ſehe wie man mich mit dem Finger zeigt. Ich betrachte alle deine Antråge, und alles was du mir ſageſt um mich zu verfůhren, als eine Critik meiner Sitten. Ergreift mich hier meine Liebe fůr die Einſamkeit wieder, ſo flieh ich die Stadt, und irre auf den Fluren umher ohne Sorgen und Unruhe. Im Sommer ſetz ich mich in Schatten auf einen grůnen Raſen, oder an dem Ufer eines Fluſſes, und

ver-

verſpotte die Hitze Italiens. Kommt der Herbſt, ſo flieh ich in die Haine, im Gefolge der Muſen. Dieſes Leben ſcheint mir beſſer, als das Leben an Höfen, ein Leben von nichts als Ehrgeitz und Neid. Mit Freude trete ich auf Italieniſchen Boden; die Luft iſt mir hier heiterer und reiner. Endigt der Tod meine Arbeiten, ſo wird es ein groſſer Troſt für mich ſeyn, mein Haupt in die Arme eines Freundes zu legen, der mit Zähren mir die Augen zudrückt, und deſſen Hände mich begraben im Schoße meines Vaterlandes.

So ſchrieb Petrarcha der Philoſoph. Petrarcha der Menſch gieng, kurze Zeit nachher, wieder nach Avignon; und dann ab und zu, auch nach Vauclüſe!

Mit der redlichſten Offenherzigkeit geſtand Petrarcha ſelbſt ſein Schwanken zwiſchen Vernunft und Liebe. Er ſchrieb einſt ſeinem

nem Freunde, Wilhelm von Paſtrengo, aus Vaucluſe: da ich ſah, daß es kein anderes Mittel mehr gab mich zu heilen, als Avignon zu verlaſſen, entſchloß ich mich dazu, ungeachtet der Bemühungen, die alle meine Freunde ſich gaben mich zurück zu halten. Ach, ihre Freundſchaft machte mich nur unglücklich. Ich habe mich in dieſe Einſamkeit begeben, um einen Zufluchtsort gegen die Stürme des Lebens zu ſuchen, und eh ich ſterbe, hier noch ein wenig für mich ſelbſt zu leben. Ich ſah mich ſchon nah an dem Ziele; ich fühlte ſchon mit einem auſſerordentlichen Vergnügen meinen Geiſt viel freyer; das Leben welches ich führe, ſchien mir dem Leben der Seligen im Himmel ähnlich. Aber ſieh, die Macht der Gewohnheit und der Leidenſchaft; ich kehre oft, ohne Geſchäfte in Avignon zu haben, in dieſe verhaßte Stadt zurück. Ich laufe ſelbſt in die

Netze, worinn ich gefangen ward. Ich weiß nicht welch ein Wind mich aus dem Hafen, in dem ich mich befunden, in dieſes ſtürmiſche Meer treibt, wo ich doch ſo oft Schiffbruch gelitten. Ich bin nicht ſobald darinn, als ich auf einem Schiffe zu ſeyn glaube, das der Sturm treibt. Ich ſehe den Himmel im Feuer, das Meer erzürnt, und nichts um mich her, als Klippen. Der Tod ſchwebt mir vor Augen; aber was noch ſchlimmer iſt als der Tod, das gegenwärtige Leben wird mir zuwider, und ich fürchte das künftige.

Paſtrengo antwortete wie ein Freund der nicht nur wußte was Petrarcha that, ſondern der ihm auch wollte merken laſſen was er immer thun ſollte. Mit Vergnügen, ſagte er, vernehme ich, du habeſt die Thüren deines Gefängniſſes zerſprengt, deine Feſſeln zerbrochen, deine Bande zerriſſen; du ſeyeſt

nach

nach einem heftigen Sturm endlich in dem Hafen nach dem du dich ſehnteſt, und wo du ein ruhiges Leben führſt. Ich ſehe von hier aus, Alles was du den Tag über zu Vaucluſe machſt. Mit der erſten Morgenröthe, durch den Geſang der Vögel und durch das Gemurmel deiner Quelle erweckt, ſteigſt du auf deine vom Thau benetzten Hügel, und erblickſt von da unter deinen Füſſen angebaute Länder, und vielleicht das Meer mit Schiffen bedeckt. Immer haſt du deine Schreibtafel zur Hand, in die du jeden Augenblick deine Gedanken aufzeichneſt. Wenn ſich die Sonne über dem Horizont erhebt, ſo gehſt du in dein kleines Haus, um eine mäſſige Mahlzeit zu verzehren, und dann geruhig darauf zu ſchlafen. Um die groſſe Hitze zu vermeiden, begiebſt du dich dann in das Thal, wohin deine wunderbare Quelle ihre Wellen ergieſſet, die mit fürchterlichem Getöſe

töſe durch die Felſen ſich herabſtürzen, und den reitzenden Fluß hervorbringen, der das Thal von Vauclûſe benetzet. Ich werde jene ſchauerichte Höhle gewahr, deren zuweilen niedriges und ruhiges Waſſer den Eingang erlaubt, und worinn man bey der größten Hitze des Sommers eine ſo friſche Luft athmet. Die Gotte die über dem Waſſer hängt, das klarer iſt als Kryſtall, wo du im Schatten ſitzeſt, deine Augen an dem angenehmen Schauſpiel weideſt, deinen Geiſt erhebſt, und deine Meiſterſtücke hervorbringſt. Die Güter dieſer Welt betrachteſt du da, als einen verſchwindenden Schatten, und entſagſt ihnen, um nützlichen Gebrauch deiner Zeit. Wenn du aus der Grotte herausgehſt, iſt deine Schreibtafel voll. Glaube aber nicht, daß du allein die Schätze deines Geiſtes genieſſeſt; mein Geiſt, der dich nie verläßt, theilt mit dir dieſen nützlichen und angenehmen Genuß.

Solche Glückſeligkeit fand Petrarcha in Vauclüſe, unter ſolchen Gefahren. Liebe, die ſich in der Einſamkeit nicht mäſſigen kann, gewähret ſie nicht; aber am Ende wird doch alle Traurigkeit über verlohrne Freuden der Liebe, durch wohlbenutzte Einſamkeit erſetzet. Alſo iſt in unglücklicher Liebe, für den Einſamen nicht alle Freude des Lebens dahin. Alſo denkt er auch noch ohne Gram, an vergangene Freuden der Liebe, die nie wiederkehren. Alſo kommt doch eine Zeit, da man ausgeweinet hat, und ausgelitten; und da man ruhig auf dem Todtbette ſagt: Geliebte, wenn du mein Schickſal höreſt, ſo verdient wohl eine Liebe wie meine war, eine Zähre, und einen tief aus dem Herzen herausgehohlten Seufzer; aber vergiß meine Fehler, laß meine Tugenden mit dir leben, und meine Thorheiten mit mir ſterben.

Schon im Kampfe mit ſeiner Liebe, hub Petrarcha ſich zu der Macht ſeines Geiſtes und der Gröſſe empor, die ich gegen das Ende des zehnten Capitels beſchrieben habe. Eben in dieſer Zeit, erwarb er ſich einen Einfluß auf ſein Jahrhundert, den kein Gelehrter unſerer Zeit auf eine Meile Weges hat. Es war ihm überaus leicht, von verliebten Ideen zu ernſthaften Gedanken überzugehen, bey jeder Gelegenheit von muthigen Entſchlüſſen zu kühner That. Petrarcha, der vor den Füſſen eines Weibes weinte, ſeufzte, winſelte wie ein Kind, der für Laura nichts als weiche, ſchmachtende Gedichte ſchrieb, die Liebe ihm eingab: ſchrieb ſobald er ſeine Augen nach Rom kehrte, Briefe voll alten Römergeiſtes, im männlichſten und muthigſten Styl. Könige (*) vergaſſen über dem Leſen

(*) Der König Robert von Neapel entzog ſich oft, viele

Leſen ſeiner Lieder Eſſen und Schlaf; aber Er war bey mehrern Jahren nicht mehr der verliebte Dichter allein, der nur zu den Füſſen ſeiner ſpröden Geliebten Geſänge ſeufzte, nicht mehr der weibiſche Sklave, der die Ketten einer ſtolzen Gebieterinn küßt, die ihn mit einem Scheine von Widerwillen verachtet; Er war ein kühner Republikaner, der Liebe zur Freyheit in ganz Italien erſchallen ließ. Er ſelbſt leutete die Sturmglocke wider alle Tyrannen.

Deutſchland läßt ſeine größten Dichter, in Adlersgeſtalt, geruhig aus ihrem Kämmerlein zur Sonne fliegen, und von der Sonne wieder herab in ihr Kämmerlein. Haſen laufen, Puterhahnen kullern, Eulen lauſchen, und Gänſe ſchnattern, etwa indeß im

viele Stunden hindurch, den ernſthafteſten Geſchäften, und las bis tief in die Nacht hinein die Werke des Petrarcha, ohne weder an Eſſen noch Schlaf zu denken.

Thale; mehr thut die deutſche Nation nicht. Petrarcha ſchwang ſeine Flügel mit gröſſerer Wirkung. Er war ein Staatsmann, ein Miniſter, vom erſten Range; er ward in den wichtigſten Sachen von Europa zu Rathe gezogen, und in den feinſten Unterhandlungen gebraucht. Er war ein Menſchenfreund, der überall umhergieng, die Fackel der Zwietracht auszulöſchen; ein ungewöhnlicher Geiſt, den die gröſten Fürſten aufſuchten, um ſich nach ihm zu bilden, und die groſſe Kunſt Völker glücklich zu machen von ihm zu lernen.

Aus ſolchen Zügen ſieht man doch, daß Petrarcha, ſeiner Liebe ungeachtet alle Vortheile der Einſamkeit genoß. Er gieng nicht, wie viele Schriftſteller glauben, nach Vaucluſe um näher bey Laura zu ſeyn, denn Laura lebte in Avignon, ſondern um Laura und den Hof zu fliehen. In ſeinem kleinen, dort

an einem hohen Felſen gelegenen, und mit Waſſer umfloſſenen Gärtchen, erhub ſich ſein Herz über ſeine Schickſale. Er hatte freylich einen unruhigen Kopf; er war freylich ſehr oft nirgends gerne als da, wo er nicht war, und nicht ſeyn konnte; er konnte ſehr oft nicht was er wollte, und wollte eben ſo oft nicht was er konnte; er ſuchte immer etwas, das er nicht fand; kurz, Petrarcha hatte alle gewöhnlichen Fehler eines Mannes von Genie! Aber eben dieſe höhere Kraft zum Empfinden und Erkennen machte ihn doch bey guter Laune, fähig alle Vortheile der Einſamkeit ſo gut zu genieſſen, als irgend ein Sterblicher vor ihm und nach ihm ſie genoſſen hat; und dann ward ihm Vauclüſe, ein Tempel des Friedens, ein Wohnplatz der Ruhe, und ein ſicherer Hafen gegen alle Stürme der Seele.

Liebe wird alſo im Ganzen, in der Einſamkeit nie überwunden, aber getauft und geheiligt. Was in der Natur des Menſchen iſt, muß in der Natur des Menſchen bleiben; aber man muß es nicht verdrehen, ſondern zu guten Zwecken wenden. Theile du darum, wenn du glücklicher seyn willſt als Petrarcha, deine Einſamkeit mit einem liebenden Weſen, das beſſer als alle unſere Philoſophie, alle unſere Sorgen und alle unſere Lebenspein hintergeht, und wegſchwatzet. Ein ſehr weiſer Mann hat geſagt, daß die Gegenwart eines mit uns gleichdenkenden Geiſtes, eines mit dem unſrigen gleichgeſtimmten und uns liebenden Herzens, der Einſamkeit nicht nur keinen Eintrag thut, ſondern dieſelbe vielmehr befördert. Beglücket dich, wie mich, Liebe einer liebenden Frau; o ſo entwöhnt auch ſie dich, durch freye und ſüſſe Mittheilung ihrer innerſten Gedanken

und Empfindungen, von den Menſchen nur deſto beſſer! So mannichfaltig auch noch die Geſchäfte, die Angelegenheiten, die Zufälle, und die Veränderungen deines Lebens ſind, ſo vervielfältigen ſich dadurch nur um ſo mehr die Gegenſtände des vertrauten Geſprächs, und der häuslichen Unterhaltung. O der Herzensprediger muß ſolche häusliche Glückſeligkeit empfunden und erfahren haben, der uns dieß Alles ſo unübertreflich lehret, und ſagt: Hier fällt kein gutes Wort auf die Erde; hier bleibt keine Wirkung ohne Gegenwirkung; kein Gedanke der nicht aufgefaßt, kein Beweis der Liebe der nicht erwiedert, keine Gefälligkeit die nicht vergolten, keine Freude die nicht mitgenoſſen würde, und keine Empfindung die ſich nicht beyden Herzen mittheilete! Alſo muß und kann ſolchen Menſchen, die durch wahre innige Liebe und Freundſchaft mit einander verbun-

den ſind, alles wichtig ſeyn was ein jeder von ihnen hat und redet, und thut und genieſſet, was er will und was ihm begegnet. Alſo betrachten nur ſie die Vorzüge des einen mit neidloſem Wohlgefallen, und nur ſie bemerken die Schwachheiten und Fehler des andern ohne Unwillen. Nur ſie tadeln jede Vergehung mit unbeleidigender Sanftmuth, verſtehen jeden Wink, kommen jedem Bedürfniſſe, jedem Verlangen des andern zuvor, richten ſich immer nach den Abſichten des andern, ſtimmen immer in die Empfindungen des andern ein, und freuen ſich von ganz : Herzen über alles, ſelbſt das geringſte Gute, das dem andern widerfährt.

So kann darum Einſamkeit, die man mit einem liebenden Weſen theilet, mit Ruhe, Zufriedenheit, und Freude beſtehen, und ſo macht ſie jede Hütte zum Sitze des Vergnügens. Wenn Geiſt und Laune ſo zuſam-

mentreffen, dann kann Liebe auch in der Einſamkeit die edelſten Geſinnungen in der Seele unterhalten, den Geiſt immer mehr erheben, das Herz immer mehr mit Wohlwollen erfüllen, jedes Laſter immer mehr verſcheuchen, jede Tugend immer mehr ſtärken und erweitern. So wird jeder Anfall unſerer üblen Laune gemildert, die Heftigkeit unſerer Leidenſchaften beſänftiget, und der bittere Kelch des Lebens verſüſſet. So erheitert ſich Alles in der Einſamkeit, durch glückliche Liebe, die alle Leiden des Lebens erleichtert, und Blumen ſtreut auf alle unſere Wege.

Einſamkeit verwandelt zuweilen, aber freylich nicht immer, tiefe Schwermuth in ſüſſe Melankolie. Alles was mit Milde in die Seele wirket, iſt Balſam für ein trauriges Herz. Weibliches Theilnehmen, weibliche Freundlichkeit, weibliche Güte, ſind darum

jedem Kranken, und jedem Leidenden ſo willkommen. Ach wenn mir auch ſonſt alles in der ganzen Welt misfiel, wenn ich alles was ich hatte nicht mehr mochte, wenn Unluſt an allem mir alle Lebenskraft nahm, wenn ich keine Hofnung mehr hatte und Labung von nichts, wenn mein Unmuth mir die ganze ſchöne Erde zu einer Grabesſtäte machte, ſo lag doch noch immer für mich, in weiblicher Güte, eine tröſtende Kraft. Nichts verſüſſet mehr unſere Leiden als die Ueberzeugung, daß ſie einer liebenswürdigen Perſon nicht gleichgültig ſind.

So wie weiblicher Verſtand und weibliche Güte den Kranken und Leidenden beruhigt, ſo beruhigt ſich auch der Schwermüthige, beym Anblicke von tauſend ländlichen Scenen; und alles was ihn härmte und drückte, verwandelt ſich dann in ſanfte Wehmuth und angenehme Schmerzen.

Süſſe Melankolie wird ſchon in früher Jugend oft durch Einſamkeit veranlaſſet. Junge Frauenzimmer auf dem Lande von funfzehn und achtzehn Jahren, von feiner Empfindung und weitſehendem Blicke, haben dieſe ſüſſe Melankolie, wenn ſie ſehr empfänglich für Liebe ſind, nach Liebe ſich ſehnen, Liebe athmen, und doch noch keine Liebe ſehen und finden. Dieſe Melankolie ſah ich oft ohne irgend ein anderweitiges Merkmal von Krankheit. Rouſſeau hatte dieſe Melankolie in Vivis (Vevay) als er dort an den ſchönen Ufern des Genferſees gieng. Mein Herz, ſagt er, warf ſich da mit Gewalt und Hitze in tauſend unſchuldige Glückſeligkeiten; ich ward aufs zärtlichſte erweichet, ich ſeufzte, ich weinte, wie ein Kind. Ach wie oft ſetzte ich mich dort auf einen groſſen Stein hin, und ſah mit Vergnügen, wie meine Thränen ins Waſſer fielen!

Auch

Auch ich ſchrieb dieſe Zeilen nicht ohne Thränen der ſüſſeſten Erinnerung. In meinem ſiebenzehnten Jahre ſaß ich, unter gleichem Drucke, oft in ſtillen Schatten, an denſelben ſchönen Ufern. Liebe heilte meinen Zuſtand, Liebe unter den Bäumen am Genferſee! (*) Einſamkeit heilet ihn nicht; aber man bleibt in dieſem Zuſtand auch gerne ungeheilt. So ſanft, ſo ſüſſe leiden, traurig ſeyn ohne recht zu wiſſen warum, und dann doch die Einſamkeit allem vorziehen; gerne alleine ſeyn, an dem klaren See, auf

(*) Kein Schweitzer und kein Fremder von einigem Gefühle ſah die ſchönen Ufer des Genferſees, und alle die lieblichen Naturſcenen umher, und dann den ganzen majeſtätiſchen Horizont der dieſe groſſe Waſſerfläche begrenzet, und erinnert ſich dieß alles nicht mit Liebe; und riß nicht zuletzt, beym Abſchied, ſeine Augen weg von dem geliebten Anblick, mit eben der Wehmuth mit der man Abſchied von einem Freunde nimmt, den man nicht hoffet jemals wieder zu ſehen.

auf Felſen, in Klüften, im ſchwarzen Gehölze; nur Gefallen finden an Schönheiten erhabener oder lieblicher Natur, die der Weltling verachtet; oder nur eine einzige Seele um ſich haben wollen, der man dieß alles mittheilen könne, die dieß alles auch auffaſſe, und übrigens die ganze Welt thun und denken laſſen was ſie will: dieß iſt ein Zuſtand, den jeder Jüngling ſich wünſchen ſoll, weil er das Alter fliehet (*).

Alleineſeyn iſt nicht ohne Ausnahme gut, für alle Traurigen und Betrübten. Meine Thränen floſſen mir nur heiſſer, geliebter Hirſchfeld, als dein ſchönes Buch über das Landleben herauskam, und du mir das Buch ſchenk-

(*) Rührend und wahr ſagt Petrarcha: Illos annos egi tanta in requie, tantaque dulcedine, ut illud ferme tempus ſolum mihi vita fuerit, reliquum omne ſupplicium.

ſchenkteſt, und ich die rührende Stelle fand, in der du ſchieneſt mir ins Herz zu rufen: Thränen vertrocknen unter dem mitleidigen Säuſeln der Luft, das Herz zerſchmilzt in eine ſtille Wehmuth. Die Erquickungen der Natur kommen uns überall entgegen, und wir empfangen mit ihnen eine ſanftere Linderung der Schmerzen. Die traurigen Bilder verſchwinden nach und nach. Der Geiſt widerſteht nicht mehr beruhigenden Betrachtungen, und eine weiſe Gelaſſenheit bricht, wie eine heitere Abendröthe nach einem regenvollen Tage, mitten durch die Bekümmerniſſe der Seele hervor, im Genuſſe der ſtillen Anmuth des Landlebens.

Es giebt Betrübte, die bey jeder Erinnerung an ihre geliebten Todten vergehen, die jedes Andenken der Liebe ihrer Abgeſtorbenen foltert, die ſchauern und zittern wenn ſie eine von der erblaßten verſchwundenen Hand geſchrie-

geſchriebene Zeile ſehen, die ſtumm und ohnmächtig hinfallen würden bey dem Grabe das alle Freude ihres Lebens verſchlang. Ach die Sonne lächelt nicht für ſie. Keinen Reitz hat für ſie die erſte Viole, der Geſang der Vögel die den Frühling verkündigen, das neue Leben der ganzen Natur. Sie können keinen Garten ausſtehen; und Gärten, auf die man ſie in den Zeiten ihrer tiefſten Traurigkeit einlud, ſind ihnen Felder des Schreckens für ihr ganzes Leben. Sie kehren ihr Geſicht ab, von der lieben Hand, die ſie führen will, aus ihrer Trauerhöhle ins Grüne. Insgemein ſind ſolche Betrübte, Menſchen von heftiger Gemüthsart, dabey ſind ſie gewiß krank; ihre Behandlung fodert treue Liebe, und groſſes Nachgeben.

Einſamkeit hat hingegen mächtige Reitze für ſanftere Gemüther, deren Verluſt auch eben ſo groß iſt, als jener, welche denſelben

ſo gewaltig empfinden. Sie denken ſich ihr Unglück auch eben ſo groß; aber ſie theilen es mit der ganzen ruhigen Schöpfung umher, pflanzen gerne weinende Weiden und Roſen auf Gräbern, zeichnen und bauen Monumente, dichten Lieder, kleiden den Tod in liebliche Geſtalten, haben ihr Herz immer nach den Abgeſtorbenen gerichtet, und leben dadurch, bey der wahrhafteſten und aufrichtigſten Traurigkeit, in einer ſeligen Mitte zwiſchen Erde und Himmel. Solche Traurige nenne ich glücklich, wenn niemand ſie in ihrer Traurigkeit ſtöret, ſo ſehr mir auch mein Herz bey dem Gedanken ihres Verluſts bebt und blutet. Aber ſcheue dich zu ſagen, ſie ſeyen nicht traurig; oder auch nur weniger traurig, als jene die in eine Art von Wuth verfallen, oder die vollends, unter dem Drucke der erſchrecklichſten Schmerzen, zu viele Empfindung beynahe tödtet. Das

Urtheil

Urtheil wäre dumm; du würdeſt durch einen ſo beleidigenden Irthum ein Unmenſch, und das willſt du nicht, und biſt du nicht. Aber ich nenne ſolche Betrübte glücklich, denn ihre Nerven ſind ſo gebaut, ihr Blut iſt ſo gemiſchet, daß ſolcher Schmerz und ſolche Trübſale ihren Verſtand nicht erwürgen. Sie genieſſen was jene fliehen. Sie finden Himmelsfreude in der beſtändigen Richtung nach ihren geliebten Todten.

Mancherley groſſe und kleine Widerwärtigkeiten des Lebens, werden beſſer in der Einſamkeit überwunden als in der Welt, wenn nur die Seele irgend eine leidenſchaftliche Richtung auf einen fremden Gegenſtand nimmt. Mancher glaubt, daß ihm nun nichts mehr übrig ſey, als Verzweifelung, oder Tod; er irret ſich, Verzweifelung führet zu nichts. Aber wenn er in ſeiner Kammer mit Eifer nach irgend einer Reihe von

wichtigen Wahrheiten forſchet, dann werden ſeine Thränen vertrocknen, dann wird ihm alles Schwere leicht, dann wird ihm ſein Unglück verſchwinden.

Ueble Laune und Grämeley verſchwinden in der Einſamkeit bey dem kleinſten Herzensgenuß, bey jedem Schatten von häuslicher oder ländlicher Glückſeligkeit. Ueble Laune iſt ein heßlicher unbehaglicher Zuſtand der Seele, dem man leicht nachhängt, wenn eine Menge kleiner Verdrüßlichkeiten uns necken, die doch gewöhnlich nur der Alltagslauf des Lebens erzeuget. Vor ſolchem Unglück darf man nur blos ſeine Thüre abſchlieſſen. Grämeley iſt zwar erdroſſelter Zorn, den Männer mit Blicken und Gebehrden ſtillſchweigend äuſſern, und den das ſchöne Geſchlecht auch wol zuweilen durch einen kleinen Hagelſchlag von Klagen verräth. Kein grämlicher Mann ſoll ſich in Geſell-

ſchaft zeigen, und noch viel weniger eine grämliche Dame. Weg mit ihnen in die Einſamkeit.

Viele Traurige erhohlen ſich in der Einſamkeit weit beſſer als durch alle Weltzerſtreuung. Kommt der Traurige nur erſt in äuſſerliche Ruhe; reitzet, drücket, und hemmet ihn nichts; wird er nun nicht mehr misverſtanden; kann er nur erſt mit ſich ſelbſt fertig werden: ſo wird er auch mit allem übrigen in der Welt fertig, und ſo verſchwindet oft ſchon alle Melankolie und alle Unluſt am Leben. Die Fortſchritte der Beſſerung ſind zwar in ſolchen Fällen bey dem weiblichen Geſchlechte immer ſchneller als bey uns. Junge Weiber fliegen ſchon, indem melankoliſche Männer noch kaum kriechen. Eine zarte Frau wird leicht umgeworfen, und ſteht leicht wieder auf; aber freylich nicht ſo ſehr durch Einſamkeit, als durch weniger ab-

ſtracte Hülfsmittel, immer viel eher durch etwas das ihre Sinne reitzet, und durch dieſelben an ihrem Herzen zaubert. Die Krankheiten der Männer hingegen wachſen langſam, wurzeln tief, und ſitzen feſt; gegen dieſe muß man alles anwenden, was wirkſam iſt mit dauerhafter Kraft. Weniges nützet hier nichts. Man muß auch überall verſuchen was etwa die Seele auf den Körper vermag. Dieſe verdrängt oft groſſes Unheil, iſt oft ein mächtiger Schild gegen alle Pfeile des Schickſals. Groſſe Seelen werfen ab, und ferne von ſich weg, was andere peinigt, necket, reitzet, und nagt; heroiſch wenden ſie ſich um, von dem was iſt, zu dem was ſeyn muß. Eine groſſe Seele wird ihrem Körper eben ſo gewiß aufhelfen, als eine kleinere Seele den ihrigen aufreibt.

Ort und Umſtände muß man nur immer ausfinden, wo die Seele nach ihrer beſon-

dern

dern Natur am liebſten wirket. Spieltiſche, groſſe Gelage, Aſſembleen, ſind für die meiſten Menſchen Nahrung und Labſal; aber ſehnſt du dich nach Einſamkeit, weil du weißt wozu Einſamkeit nützet, ſo iſt nirgends Ruhe und Herzensgenuß für dich, als in der Einſamkeit.

Weg alſo in der Moral, wie in der Arzneykunſt, mit allen Compendiumslehren und allgemeinen Räthen, die der genaue Beobachter auf den beſondern Fall nicht anpaſſend findet. Weg mit allen untrüglichen Recepten von Zerſtreuung gegen Hypochondrie. Wer einem aus Kränklichkeit, Freyheitsliebe, Geſchmack und Neigung einſamen, alle Unruhe, allen Zwang, allen Zeitverluſt in ſeinem Hauſe verabſcheuenden Menſchen, als ein ſpecifiſches Mittel gegen Hypochondrie rathen würde, daß Er Aſſembleen gebe in ſeinem Hauſe; daß Er junge,

hüpfende, und federleichte Dämchen einlade, die bey ihm wohnen auf Wochen und Monate; daß Er für dieſelben Gaſtereyen anſtelle, jeden Abend bis an den andern Morgen: der heilet ihn vielleicht von der Hypochondrie durch den Zorn den ſolche Menſchenkennerey erreget, oder durch das Lachen das ſie verdient. Nichts iſt wahr, in allen Dingen wo Verſtand blos auf Sehen und Erfahren beruhet, als was anpaßt und trifft. Von ſehr vielen hypochondriſchen und melankoliſchen Menſchen, kann man mit Wahrheit ſagen: laßt ſie alleine, ſo ſind ſie zerſtreut.

Alle dieſe Betrachtungen über die Vortheile der Einſamkeit für das Herz, leiten mich nun endlich zu der wichtigen Frage, ob es wenigſtens in der Einſamkeit nicht leichter werde tugendhaft zu ſeyn, als in der Welt. Sodann bleibt mir noch übrig, die Glückſe-

ligkeit im Ganzen zu betrachten, welche die Einſamkeit dem Herzen giebt; auch ihre Vortheile im Alter; ihre Führung zu Gott; und die Blicke aus ihr in die Ewigkeit.

Viel Gutes geſchieht in der Welt von Amts wegen. Der Geiſtliche lehret und tröſtet, der Rechtsgelehrte verſchaffet Recht, der Arzt macht ſeine Beſuche, ſeufzt, und ſchwitzt oft Blut dabey, und curirt gut oder übel; alles aus Menſchenliebe, ſagen die Herren. Davon iſt kein Wort wahr. Man tröſtet, verſchaffet Recht, und curirt, nicht immer aus Trieben ſeines Herzens, ſondern weil man muß; weil man dazu aufgefordert iſt; weil man einen ſchwarzen Rock trägt, in dieſem Collegio ſitzt, oder dieſen und jenen Schild aushängt. Euer Wohlgebohrnen wohlbekannte Menſchenliebe, ein Wort bey dem ich immer auffahre, und womit viele tauſend an mich geſchriebene Briefe immer

anfangen, iſt nichts als eiskalter Canzley-ſtyl, Ziererey, Lüge. Menſchenliebe iſt Tugend, Adel der Seele vom erſten Range; und woher weißt du, daß ich das oder dieſes aus Tugend thue, und nicht weil ich muß?

Gute Werke ſind alſo nicht immer Gottesdienſt. Deſſen Herz, der ſich von Weltgeſchäften vollends nie losreiſſet, verwildert oft für alles Gute. Man kann Gutes thun, und doch nicht gut ſeyn; groß ſeyn in Geſchäften, und klein in ſeinem Herzen (*). Tugend iſt ſeltener, als man glaubt. Mit Menſchenliebe, Tugend, Patriotiſmus, und allen Wörtern dieſer Art, muß man darum haus-

(*) Viri poteſtatibus ſublimes, ſagt der Kanzler Bacon, ipſi ſibi ignoti ſunt. Et dum negotiis distrahuntur, tempore carent, quo ſanitati aut corporis aut animae ſuae conſulant.

haushälteriſch umgehen. Man muß ſie nur bey groſſen Gelegenheiten gebrauchen; denn wer ſolche Wörter zu oft ausſpricht, ſchwächt ſie, und macht ſie verächtlich. Wer ſollte ſich nicht ſchämen, gelehrt oder menſchenliebend zu heiſſen, da oft ſo äuſſerſt elende Kerle hochgelehrt ſind, und da man ſo manchen Schurken wegen ſeiner wohlbekannten Menſchenliebe lobt!

Wahrſcheinlich geſchieht in der Einſamkeit mehr Gutes, als in der Welt. Jeder gute Menſch von einiger Bedeutung, iſt wahrlich nicht gut des Exempels wegen, denn leider ſind Exempel des Guten gar zu ſelten in der Welt, ſondern weil er bey ſtiller Ueberlegung findet, daß Gröſſe des Herzens doch am Ende jede andere Gröſſe übertrift. Auch geſchieht wirklich das meiſte Groſſe in der Welt durch ſtille Thaten.

Tugend wird viel leichter und freyer in der Einſamkeit ausgeůbet, als in der Welt. Niemand ſchåmet ſich in der Einſamkeit der Tugend, da ſie hingegen gebeugt durch die Welt ſchleicht, und in groſſen Verſammlungen beſcheiden in der Ecke ſteht. Unſer Umgang mit der Welt, iſt eine Erziehung zum Laſter. Bey den beſten Entſchlůſſen fehlen wir doch alle, tåglich, unter ſo vielen Fallſtricken und Gefahren. Manchem der eine groſſe Rolle in der Welt ſpielt, mangelt es freylich an guten Entſchlůſſen, bey manchem ſind die Entſchlůſſe gut, und die Werke ſchlecht. Vielleicht ſind wir des Morgens in unſerer Kammer, eh der Wirbel unſerer Geſchåfte herankommt, noch ganz gut, noch unparteyiſch, und frey; niemand ſetzt ſich da uns entgegen. Aber mit der gröſten Wachſamkeit und Vorſicht, bleibt man nie den ganzen Tag ganz Herr über ſich ſelbſt,

wenn man mannigfaltig geneckt iſt von Bekümmerniß und Verdruß, wenn man mit Widerwillen vielerley Geſchäfte betreiben muß, mit vielen Menſchen zu thun hat, und einem hundert unerwartete und abgeſchmackte Dinge täglich an den Kopf prellen. Selbſt in der Einſamkeit war es daher die äuſſerſte Thorheit, daß Seelen wähnten die Körper hatten, ſie wollen ſich da an den höchſten Gipfel ſpeculativer Tugend hinauffaſeln. Man iſt und bleibt, auch in der Einſiedeley, doch immer Menſch. Tugend iſt nirgends leicht, als da, wo gar keine Gefahren ſind; aber dann iſt ſie auch nicht mehr Herrſchaft über uns ſelbſt. Manchen Einſiedler ſchuf Gott zu ſchwach, um aus dem Abgrunde ſich zu retten, weil Er ihn ſtark genug gemacht, um nicht hinein zu fallen.

Es iſt eine ſchöne Bemerkung eines vortreflichen Schottländiſchen Menſchenbeobach-

ters und Menſchenlehrers: Tugend habe die ihr eigenthümliche Wirkung, daß ſie eines Menſchen vornehmſte Glückſeligkeit aus ſeinem Verhalten entſpringen laſſe. Ein böſer Menſch, ſey ganz und gar ein Geſchöpf der Welt. Er hänge von ihrer Gunſt ab, lebe von ihren Freundlichkeiten, und ſey glücklich oder elend, je nachdem es ihm in derſelben gelingt oder fehlſchlägt. Bey einem Tugendhaften aber ſey der glückliche Fortgang ſeiner weltlichen Unternehmungen, nur immer die zweite untergeordnete Abſicht. Habe er, wie es ihm gebühre, ſeine Schuldigkeit gethan, ſo ſey ſein Gemüth in Ruhe; den Ausgang überlaſſe er der Fürſehung. Sein Zeuge ſey im Himmel, und der ihn kenne, ſey in der Höhe. Zufrieden mit dem Beyfall Gottes, und dem Zeugniß eines guten Gewiſſens, genieſſe er ſeiner eigenen Unſchuld, und verachte die Triumphe der Bosheit.

heit. Nach dem Maaſſe, als ſolche edle Grundſätze unſere Herzen regieren, machen wir uns alſo von der Welt unabhängig, und klagen nicht mehr, ſie benehme uns den Muth.

Jene Unabhängigkeit von der Welt zu predigen, war die Abſicht und iſt das Ende meiner wenigen Philoſophie in dieſem Werke über die Einſamkeit. Nicht in Wüſten will ich die Menſchen führen, nicht in die Wohnungen der Eulen und Uhus. Aber ich möchte ihnen ihre Weltfurcht und ihre Menſchenfurcht benehmen; ich möchte ſie, ſo viel als es ſich thun läßt, unabhängig machen; ich möchte ihre elenden Feſſeln zerbrechen, ihnen Nichtachtung für die Welt und Liebe zur Einſamkeit einflößen, damit ſie ſich doch wenigſtens ein paar Stunden im Tage ſagen können, wir ſind frey.

Solche Unabhängigkeit und ſolche Freyheit kann auch den gröſten Freyheitshäſſern nicht misfallen, denn ſie führet blos zu einem gewiſſenhaften Gebrauche der Einſamkeit. Sie iſt die Sammlung des Gemüthes zur Stärkung und Erneuerung guter Geſinnungen, die uns dann noch immer ſo viel mehr geſchickt und emſig machen, die rechtmäſſigen Obliegenheiten unſers Standes zu erfüllen.

Wahre Apoſtel der Einſamkeit haben gezeiget: Erſt in ſolchen recht angewendeten Stunden freyer Muſſe, faſſen wir feſte und gründliche Entſchlieſſungen zu Beherrſchung unſers Gemüths, und zu Führung unſers Wandels. Erſt dann können wir die Umſtände unſers Lebens, die gewöhnlichen Verſuchungen denen wir unterworfen ſind, die ſchwachen Seiten unſers Herzens die wir am meiſten zu verwahren haben, mit ungeſtör-

ter

ter Ueberlegung bedenken, und uns zum Voraus gegen dasjenige waffnen, was uns hernach im Umgange und in den Geſellſchaften der Welt gefährlich werden möchte. Scheine es alſo auch im Anfang, daß die Tugend in der Entfernung vom Weltgenuſſe die Grenzen des Vergnügens enger zuſammenziehe, ſo finde man doch bey näherer Ueberlegung, daß ſie in der That ſie erweitere. Halte ſie von Ausſchweifungen in einigen Vergnügungen zurück, ſo werden eben dadurch andere durch ſie begünſtigt und vermehret. Sie entziehe uns keinen andern Vergnügungen, als ſolchen die entweder phantaſtiſch und eingebildet ſind, oder ſchädlich und zerſtörend. Der Weltmenſch erfreue ſich ſeiner Beſitzungen, der Wollüſtling ſeiner Ergötzungen, der Geſellige ſeiner Freunde und Geſellſchaften; aber der wahrhaftig gute Menſch habe daran Freude, daß er regelmäſſig die groſſen

Pflich-

Pflichten ſeines Lebens erfüllt. Eine neue Sonne ſcheine ihm dann aufzugehen, und eine reine Herrlichkeit alles um ihn her zu umglänzen; jeder Gegenſtand werde ſchöner in ſeinen Augen, und er ziehe ſeine Straſſe frölich. Unſer Vater, der ins Verborgene und in die ehrwürdigen Finſterniſſe einer ſolchen Einſamkeit ſehe, vergelte es uns öffentlich, dadurch daß wir unſere Geſchäfte vollkommener ausrichten, und den Reitzungen zur Sünde beſſer widerſtehen; und das haben wir dem andächtigen, unzerſtreuten und feurigen Gebete in der Einſamkeit zu danken, und unſerer Abſonderung und Unabhängigkeit von der Welt.

Freyheit und Muſſe, äuſſere Stille und Mangel von Umgang, ſind alſo groſſe und wahre Hülfsmittel zur Tugend. Seine Leidenſchaften hält man dann nicht blos etwa zurück, daß ſie nur nicht in offenbare Unordnun-

ordnungen ausbrechen, ſondern man erlaubt auch nicht ſeiner Vorſtellungskraft beunruhigende Gedanken über Dinge die man gerne läßt wie ſie ſind, weil man ſie verlachet. Das häusliche Leben iſt dann nicht wie in der galanten Welt der Sitz der Langenweile und des Ueberdruſſes, der Kampfplatz niedriger wilder Leidenſchaften, die Wohnung des Grams, der üblen Laune, des mannigfaltigen Streites, der boshaften Qualſucht, und ein Vorſpiel der Hölle. Frieden und Glückſeligkeit wohnen bey dem, der allen unreinen Hülfsquellen des Vergnügens entſagt, und eben darum nur deſto fähiger iſt Vergnügen um ſich her zu verbreiten. Wer ſich entfernet aus dem Dunſtkreiſe der Laſterhaften, wer wegfliehet vor dem niederſchlagenden Anblick hochgeſchätzter Dummheit und glücklicher Bosheit, wer das Leere alles unſers Lerms, aller unſerer Behauptungen,

und aller unſerer Anſprüche ſieht, kommt in ſeinem Hauſe nie aus ſeiner Faſſung.

Alles Weltvergnügen verlieret ſeine Reitze vor jedem ſtillen Opfer, das man der Tugend in der Einſamkeit bringet. Ich will lieber Thränen vergießen als Thränen erregen, ſagte mir einſt eine deutſche Dame. Sie ſchien nicht zu wiſſen, daß ſich kaum etwas großmüthigeres denken und thun läßt. Solche Tugend befriedigt das Herz weit mehr, als Weltgenuß ohne Ende, und alles was man in den Städten hervorſucht, die Zeit zu vertreiben, das Leben zu vertändeln, und die Ewigkeit zu vergeſſen. Man iſt immer glücklich, wenn man Kräfte in ſich ſelbſt findet, die man ſich ſelbſt nicht zutraute. Einſamkeit öfnet die Seele jedem edlen Vergnügen, verbreitet Licht und Heiterkeit, Zufriedenheit und Ruhe, wo man nichts erwartet hat als Thränen, und

erſtattet durch tauſend neue und ſtille Freuden jeden Verluſt.

Heimlich läugnet kein Böſewicht, daß Tugend der Grundſtein aller Glückſeligkeit in der Welt und in der Einſamkeit ſey. Aber doch wirft das Laſter immer ſeine ſeidenen Netze aus, und fängt ganze Heere von Cavalieren und Damen, und Creaturen von jedem Range und aus allen Ständen. Ueber jede verführeriſche Begierde zu wachen, nicht erſt wenn ſie da iſt, ſondern ſchon wenn ſie von weitem kommt; böſe Lüſte durch Wegwendung des Herzens auf edle Vergnügungen zu überwinden, dieß war von jeher der höchſte Sieg der Seele über die Welt und ſich ſelbſt, und innerer Frieden war immer ihr Lohn.

Glücklich iſt derjenige der dieſen Frieden ſchon in die Einſamkeit bringet, die ihn ſo ungeſtöret erhält. Was hülfe es die Städ-

te zu verlaſſen, Einſamkeit, Stille, und Ruhe zu ſuchen, wenn man dabey noch immer Menſchenhaß im Herzen trüge, da noch dieſer grimmigen Leidenſchaft fröhnte? Göttliche Zufriedenheit, und ein ganzer Himmel auf der Stirne, fänden ſich dann eben ſo wenig in blumenreichen Gefilden, als in tiefer Nacht der Einſamkeit, und in den Trauerſchlünden finſterer Cellen. Läuterung und Behütung unſers Herzens iſt alſo das erſte und das letzte, was wir in der Einſamkeit thun und ſuchen müſſen; und iſt dieſes gethan, dann finden wir Glückſeligkeit; dann haben Stille, Muſſe, Ruhe, und Freyheit, einen Werth. Nicht aus Haß muß man die Menſchen fliehen; man kann ſie alle fliehen, und ihnen allen doch Gutes wünſchen.

Zur Glückſeligkeit des Einſamen gehöret, daß er hochſchätze was die Menſchen verachten, und verachte was die Menſchen hochſchä-

ſchätzen. Als Rom, nach dem Kriege mit den Seeräubern, anſtatt des Lucullus den Pompejus zu ſeinem oberſten Befehlshaber ernannte, alſo das ganze Reich den Händen eines einzigen übergab, runzelte Pompejus die Stirne da Er ſein Creditiv erhielt, ſchlug auf ſeine Schenkel, und rief aus: O ihr Götter, ihr ladet mir Arbeit auf ohne Ende! Wäre ich nicht glücklicher geweſen ohne Namen und ohne Ruhm! Muß ich dann immer wieder zu Felde gehen, immer den Harniſch auf dem Leibe haben? Kann ich dann nie dem Neide entrinnen, der mich immer verfolgt, und ſanft und ſtille mit meiner Frau und meinen Kindern auf dem Lande leben! Das war ſchön geſagt, aber erlogen; denn Pompejus ſchätzte noch nicht genug, was Männer von ſeiner Sinnesart verachten, und noch verachtete er nicht, was damals alle nach Herrſchaft gierige Römer

hochſchätzten. Aber das that Manius Curius. Er war der größte Römer ſeiner Zeit, hatte kriegeriſche Völker überwunden, den Pyrrhus aus Italien verjagt, dreymal die Ehre des Triumphs genoſſen, und nun zog er in ein elendes kleines Haus auf dem Lande, und baute da mit eigner Hand ſein Gärtchen. Als die Geſandten der Samniter kamen, ihm eine mächtige Menge Goldes anzubieten, das er ausſchlug, ſaß er bey ſeinem Herd, und kochte Rüben.

Kein König und kein Fürſt in der Welt, iſt ſo glücklich wie Manius Curius, als er ſeine Rüben kochte. Könige und Fürſten wiſſen es nur zu gut, daß ſie in gar manchen Fällen keine Freunde haben; ſie fragen auch darum manchen um Rath und trauen vielleicht keinem. Alle Redlichen im Lande, alle Menſchen von Geiſt, Herz und Charakter, haben Mitleiden mit guten Königen und

Für-

Fürſten, denn im Grunde ſind ſie doch nie frey von Zweifeln, Beſorgniſſen, und Qualen. Fürſtenglück und Königsglück reicht nie an das Glück eines arbeitſamen und zufriedenen Landmanns. Nie ſind die Freuden der Länderbeherrſcher ſo beſtändig, nie iſt ihr Leben ſo ruhig und ſo heiter. Das Eſſen des Bauers iſt ſchlecht, aber es ſchmeckt ihm; ſein Bett iſt hart, aber er ſchläft doch beſſer als Könige und Fürſten.

Einſamkeit gewähret den kleinſten unter den Menſchen ſo viel Vergnügen als den größten. Die ſchöne Luft, die herrlichen Wälder, die Farbe der Wieſen, und die unerſchöpfliche Mannigfaltigkeit die der Sommer über die ganze Erde wirft, bezaubert nicht nur Philoſophen, Könige, und Helden; ſie macht auch dem ungelehrteſten Zuſchauer Vergnügen. Ein Engländer hat vortreflich geſagt: es ſey nicht nöthig, daß man die Ge-

ſetze des Wachsthums der Pflanzen verſtehe, um die Farbe einer Blume zu bewundern; oder daß man das Ptolomäiſche oder Copernikaniſche Syſtem erſt ſtudire, um ſich des Sonnenlichts zu freuen, oder ihre erfriſchende Wärme zu fühlen. Das Neue vom Jahre ſey an ſich eine Quelle von Wohlgefallen; und Milton bemerke ſehr wohl, daß jedem der lange in Städten eingeſchloſſen war, kein ländlicher Gegenſtand zu Geſichte komme, der nicht einige ſeiner Sinne erquicke.

Verbannte ſogar haben oft die Vortheile und die Freuden der Einſamkeit gefühlet. Anſtatt der Welt aus der man ſie vertrieb, ſchuffen ſie ſich eine Welt im Stillen, gewöhnten ſich da, wenn ſie groſſe Herren geweſen waren, an Menſchenfreuden (*); und erfanden,

(*) Cicero ſagt hinreiſſend ſchön: Multa praeclara Dionyſius Phalereus in illo exilio ſcrip-

den, um friedſam und leiſe ihre Tage zu verleben, tauſend kleine Glückſeligkeiten, die man nur fern von aller Geſelligkeit, fern von allem Mitleid und Troſt, fern von der ſüſſen Geſellſchaft der Menſchen, fern von Freunden und Vaterland findet.

Verbannte müſſen eben ſo wie wir, um glücklich zu ſeyn, immer an etwas ſich anſchmiegen, immer etwas haben, das ihnen eine entfernte Hofnung erwecket, oder ein gegenwärtiges Vergnügen gewähret. Ach ſie ſtreben auch nach Freude; auch ſie möchten um der Freude willen noch leben. Moritz, Prinz von Iſenburg, ſchlug ſich zwanzig Jahre durch die Welt, bald unter dem Herzog Ferdinand von Braunſchweig, bald unter dem Marſchall von Broglio, dann in

ſcripſit, non in uſum aliquem ſuum, quo erat orbatus; ſed animi cultus ille, erat ei quaſi quidam humanitatis cibus.

den Feldzügen der Ruſſen gegen die Türken. Aus Ehrgeitz und Ruhmſucht verlohr er Geſundheit und Ruhe. Als Ruſſiſcher Officier kam er in Ruſſiſche Verbannung. Man weiß was das iſt. Aber Er machte ſich dieſe Lage angenehm. Alle Kümmerniſſe der Verbannung zerdrückten ſeinen Geiſt und ſeinen Körper; ſein Leben war nur noch ein Schatten. Lord Bolingbrokes kleine Schrift über Verbannung fiel ihm in die Hände. Er las ſie etliche mal durch; und ſo wie ich las, ſagt dieſer Prinz in der etwas deutſchprinzlichen Vorrede zu ſeiner ſchönen und kernhaften Ueberſetzung dieſer Schrift, verſchwand bey mir aller Tiefſinn.

Lord Bolingbrokes Schrift über Verbannung iſt ein Meiſterſtück ſtoiſcher Philoſophie (*), und guter Schreibart. Er ſieht in derſel-

(*) Lord Bolingbroke war ſonſt eben nicht ein groſſer

derſelben allen vergangenen und gegenwärti-
gen Widerwärtigkeiten des Lebens in die Au-
gen. Anſtatt ihnen zu entfliehen, oder das
Ge-

groſſer Stoiker, die Zeiten ausgenommen, da er
einer ſcheinen wollte, oder ſeyn mußte. Ein
Mann der ihn ſehr geuau kannte, und ſich ſehr
auf Portraitmahlerey verſtand, der berühmte
Lord Cheſterfield, ſagt von Ihm: „Es iſt un-
„möglich Licht und Schatten dick genug aufzu-
„tragen, um den Charakter des Lord Boling-
„broke nach dem Leben zu mahlen. Er war ein
„äuſſerſt niederſchlagendes Beyſpiel von der
„Heftigkeit menſchlicher Leidenſchaften, und der
„Schwäche aufgeklärter und hoher Menſchen-
„vernunft. Seine Tugenden und ſeine Laſter,
„ſeine Vernunft und ſeine Leidenſchaften, waren
„nicht durch eine ſanfte Stufenfolge von Schat-
„tirungen gemiſchet; ſie machten einen harten
„und plötzlichen Contraſt.“

„Hier die dunkelſten, dort die glänzendeſten
„Farben, beyde frappanter durch ihre Nähe.
„Ungeſtüm, Uebermaaß, und beynahe Aus-
„ſchweifung waren nicht nur der Charakter ſei-
„ner

Gefühl derſelben durch eine lange und ſchimpfliche Geduld abzunutzen, will Er ſie überwältigen. Er räth, anſtatt lindernder Mittel,

„ner Leidenſchaften, ſondern ſogar ſeiner Ge„fühle. Als Jüngling ſuchte er ſeine Ehre im „Tumulte und in der Raſerey des Vergnügens. „und er triumphirte leichtfertig darinn, mit „Verachtung alles Wohlſtandes. Oft erhitzte „und erſchöpfte er ſeine ſchöne Imagination, „wie ſeinen Körper, durch das Lob und die „Vergötterung der Hure von der letzten Nacht. „Seine feſtlichen Schmauſereyen trieb er bis zu „bacchantiſcher Wuth. Nichts unterbrach dieſe „Leidenſchaften, als eine gröſſere, der Ehrgeitz. „Er ſchwächte durch jene ſeine Leibesbeſchaffen„heit, und ſeinen Charakter; aber dieſe vernich„tete ſeine Glücksumſtände und ſeinen Ruhm.“

„Jung, und mit Ehre, kam er in Geſchäfte. „Sein Scharfſinn ſah durch. Jeden Gegen„ſtand, worüber er ſprach oder ſchrieb, zierte er „durch eine äuſſerſt glänzende Beredſamkeit, die „nicht ſtudirt war, nicht mit Mühe hervorge„bracht, ſondern ihm natürlich und glücklich „floß.

tel, den Höllenſtein, und das Meſſer; er verfolgt die Wunde bis in den Grund, um ſie von Grund aus zu heilen.

Abge-

„floß. Er hat vielleicht im Anfang ſich darum „beſtrebet, aber in der Folge ward Beredſam- „keit ihm ſo ſehr eigen, daß auch ſeine Conver- „ſation über die alltäglichſten Dinge den Druck „ausgehalten hätte, ohne die allergeringſte Ver- „änderung in Vortrag und Styl. Edler und „großmüthiger Geſinnungen war er eher fähig, „als feſter und überlegter Grundſätze von Gut- „müthigkeit und Freundſchaft; aber auch dieſe „Geſinnungen waren mehr heftig als dauerhaft, „und veränderten ſich gegen die nämlichen Per- „ſonen plötzlich und oft vom Aeuſſerſten zum „Aeuſſerſten. Jedes gewöhnliche Bezeigen von „Höflichkeit gegen ihn, betrachtete er als Pflicht, „und erſtattete es mit Wucher; ſo wie er auch „die geringſten Vernachläſſigungen mit Heftig- „keit empfand, und dann ebenfalls dafür mit „Wucher bezahlte. Auch nur eine Abweichung „von irgend einer ſeiner philoſophiſchen Mei- „nungen brachte ihn auf, und wenigſtens zeigte

„er

Abgehärtet wird man freylich durch un-unterbrochene Einſamkeit, alſo auch durch anhaltende Verbannung. Gewohnheit giebt ſolche

„er ſich dann nicht als ein praktiſcher Philo„ſoph.“

„Aller Ausſchweifungen ſeiner Jugend, und „aller ungeſtümen Erſchütterungen ſeiner mitt„lern Jahre ungeachtet, beſaß er einen unendli„chen Vorrath von verſchiedener und beynahe „allgemeiner Gelehrſamkeit, die er immer bey „ſich trug. Seine Begriffe waren äuſſerſt ſchnell „und klar, und ſein Gedächtniß ungemein glück„lich. Er war zumal der Hiſtorie auſſerordent„lich kundig. Sein langes Exilium in Frank„reich, gab ihm Gelegenheit mit der ihm eigenen „Hitze zu ſtudiren. Er machte dort den Plan zu „ſeinem groſſen philoſophiſchen Werke, und „führte ihn auch mehrentheils aus. Die ge„wöhnlichen Schranken des menſchlichen Wiſ„ſens waren zu enge für ſeine warme und hoch„ſtrebende Imagination; er ſchwang ſich hin„weg über die flammenden Mauren der Welt, „bis in die ewig unbekannten Regionen der Me„taphy-

ſolche Kräfte. Aber leicht wird gewiß auch Einſamkeit für Verbannte durch manches ſanfte Gefühl des Herzens; denn man gewöhnet ſich an Freuden die man vorhin nicht kannte, ſobald man die Freuden der glücklichern Zeit nicht mehr hat. Brutus ſah den Marcellus in ſeiner Verbannung zu Mytilene, mit aller Glückſeligkeit umgeben deren die menſchliche Natur fähig iſt, und eben ſo eifrig, als je vorher, auf alle Arten nützlicher Kenntniſſe erpicht. Dieſer Anblick machte ihn denken, Er ſey es vielmehr, der bey ſeiner Rückkehr in die Welt ins Exi-
lium

„taphyſik, wo ein unbegränztes Feld für ſpeku„lative Köpfe ſich öfnet, wo endloſe Muthmaſ„ſungen unerreichbare Wahrheit erſetzen, und „nur zu oft mit Ungebühr ihren Namen und ih„ren Einfluß ſich anmaſſen.“

„Er ſtarb am Krebs im Geſichte, und hielt „dieſe grauſame und ſchauervolle Krankheit mit „Standhaftigkeit aus.“

lium gienge, nicht Marcell der im Exilio blieb.

Quintus Metellus Numidicus erlitt etliche Jahre zuvor, zwar daſſelbe Schickſal, in der Zeit, als das Volk unter der Anführung des Marius den Grund der Tyranney legte, die Cäſar vollendet hat. Metellus allein, mitten unter einem in Furcht geſetzten Senat und einer ausgelaſſenen Menge Volkes, weigerte ſich den ſchädlichen Geſetzen des Tribuns Saturninus zu ſchwören. Seine Standhaftigkeit ward ſein Verbrechen, und Verbannung ſeine Strafe. Eine wilde und geſetzloſe Partey bekam das Uebergewicht gegen ihn; die beſten Männer der Stadt waren zwar zu ſeiner Vertheidigung gewafnet, waren bereit ihr Leben zu laſſen, um ſo viele Tugend ihrem Vaterlande zu erhalten. Aber er, da er nicht hatte überreden können, hielt es für geſetzmäſſig nicht zu widerſtehen.

ſtehen. Er urtheilte bey dieſem Wahnſinn der Römiſchen Republik, wie einſt Plato bey dem Aberwitz der Athenienſer; meine Mitbürger werden mich zurückrufen, ſagte Metellus, wenn ſie ſich beſſern, und wenn ſie ſich nicht beſſern ſo kann ich nirgends übler ſeyn als in Rom. Freywillig gieng er darum ins Exil; und mit wahrer Ueberzeugung von deſſen Vortheilen, für ein Herz das nirgends Ruhe finden konnte, als an entfernten Ufern, da es immer geblutet hätte in Rom, bey dem beſtändigen Anblick eines kranken Staates, und einer ſterbenden Republik.

Rutilius entfernte ſich aus dem verdorbenen Rom, mit eben der Verachtung für die Denkart und die Sitten ſeiner Zeit. Er hatte Aſien gegen die Erpreſſungen der Zollpächter vertheidiget. Dieß brachte den Ritterſtand gegen ihn auf; und aus eben ſo unedeln Gründen war ihm des Marius Partey

gehäſſig. Der unſchuldigſte Mann der Stadt ward wegen Beſtechung angeklagt; der beſte Mann vor Gericht gefodert durch den ſchlechteſten, den infamen Apicius. Als Richter über den Rutilius ſaſſen die Urheber der falſchen Anklage, und ſprachen gegen ihn das ungerechteſte Urtheil. Er würdigte ſie kaum, gegen ſie, ſeine Sache zu vertheidigen, ſondern ſuchte einen Zufluchtsort im Orient, wo man dieſe Römiſche Tugend, die Rom nicht zu ertragen vermochte, mit Ehrfurcht aufnahm. Weit williger verließ er ſein Vaterland, als er ſeine Verbannung endigen ſah, da er bey ſeiner Zurückberufung nicht allein nicht gieng, ſondern noch weiter floh.

Von dieſen Beyſpielen zufriedener und glücklicher Verbannter, iſt Cicero die bekannte Ausnahme. Er beſaß alle Schätze in der Seele, und alle feinen Gefühle, um

Ein-

Einſamkeit zu benutzen, aber nicht Kraft genug um Verbannung zu tragen. Cicero der Retter ſeines Vaterlandes, hatte im Glücke weder die Schmähungen einer verzweifelnden Partey, noch die Dolche der Meuchelmörder gefürchtet, aber er verſank ſobald er litt. Offenbar war Er, der ohnehin oft über einen ſchwachen Magen klagte, in ſeinem Exilio hypochondriſch; und ſobald man das iſt, ſo iſt man nichts, ſo verſchwindet alles Vermögen der Seele zu groſſen Entſchlüſſen und kühnen Thaten. Cicero und ſeine Hypochondrie entehrten Einſamkeit und Verbannung. Ungewiß wo er hingehen, oder was er thun ſollte, furchtſam wie ein Weib, eigenſinnig wie ein Kind, beklagte er den Verluſt ſeines Ranges, ſeiner Reichthümer, und ſeines glänzenden Anſehns. Seine Beredſamkeit ſchilderte nur ſeine Schande mit ſtärkern Farben. Er weinte über die

Ruinen ſeines Hauſes, welches Clodius hatte zerſtören laſſen, und ihn betrübte itzt ſeine Entfernung von der Terentia, die er nicht lange nachher verſtieß. Ein Hypochondriſt kann jämmerlich über den Verluſt von Gütern klagen, in deren Beſitz er kein Vergnügen empfand. Freunde und Feinde glaubten, Cicero raſe. Cäſar ſah, mit innerer Zufriedenheit, den Mann der abgeſchlagen hatte ſein Gehülfe zu ſeyn, unter der Ruthe eines Clodius weinen. Pompejus hoffte Entſchuldigung für ſeinen Undank, durch die Verachtung, der ſein Freund den er verlaſſen hatte, ſich ſelbſt ausſetzte. Sogar Atticus, deſſen groſſe Talente Wucher und Putz waren, und der für keine Partey etwas unternahm weil er es mit allen hielt, erröthete für den Cicero, glaubte er ſey ſeinem vorigen Glücke zu niedrig ergeben, und machte ihm Vorwürfe im Styl eines Cato. Einſam-

ſamkeit verlohr bey Cicero ihre Kraft, weil ungeſunde und traurigmachende Gefühle ihm nichts als niederſchlagende Ideen gaben, ihm nichts in ſich und nichts auſſer ſich anders vorſtellten, als von der ſchlimmſten Seite. Aber Cicero ſtarb doch edel, und wahrlich nicht wie ein Hypochondriſt. Komm nå-her, alter Krieger, rief er aus ſeiner Sånf-te zu dem Popilius Lånas ſeinem Clien-ten und Mörder, und wenn du dieß wenig-ſtens gut machen kannſt, ſo haue mir den Kopf ab.

Sanft können nur alsdann die Stunden eines Verbannten hinſchleichen, bey låndli-chem Zeitvertrieb und in philoſophiſcher Ru-he, wenn er der Welt entrichtet hat was er ihr ſchuldig war, und itzt der Nachkommen-ſchaft noch giebt was er ihr ſchuldig iſt: das Beyſpiel eines Mannes, der eben ſo groß iſt da er fållt, als da er ſtand.

Groſſe Glückſeligkeit verheiſſet Einſamkeit uns allen, wenn unſer Alter herannahet, und unſer Leben verfällt. Das Leben des Menſchen iſt eine kleine Reiſe, und ſein Alter ein ſchneller Tag. In der Einſamkeit können wir ſeine Stürme vergeſſen. Ich will euch tragen bis ins Alter, und bis ihr grau werdet; Ich will es thun; ich will heben und tragen, ſpricht der Herr. Einſamkeit im Alter, iſt darum eine der angenehmſten Ausſichten des Lebens, wenn man ſie als die Ruhezeit ſeines Lebens betrachtet, als den Zwiſchenraum von Weltgeſchäften und Tod, als den Hafen, aus dem wir ruhig zurückſehen nach den Stürmen unſerer Schickſale, und der geheimen Geſchichte unſers Kopfs und unſers Herzens.

Alles will gewöhnlich der Menſch vorher erſchöpfet haben was ihm fremd iſt, bevor er ſich mit ſich ſelbſt beſchäftigt. So reiſen

wir auch oft, zuerſt in fremde Länder, bevor wir uns um das bekümmern, wodurch ſich etwa unſer eigen Vaterland auszeichnet. Aber dieß thut kein weiſer Jüngling und kein weiſer Greis. Einſamkeit und Umgang mit ſich ſelbſt, ſind für beyde der Weisheit Anfang, und der Weisheit Ende. Macht auch Einſamkeit trübſinnig in der Jugend und im männlichen Alter, ſo verſchwindet doch auch oft im Alter aller Trübſinn.

Abwechslung von Wünſchen, Glauben, Hofnung, und Betrug, gehöret zur Geſchichte unſers Eingangs in das Leben. Unſere mittlern Jahre ſind das Alter des Trübſinns. Aber nichts erſchüttert und befremdet den erfahrnen Mann. Wer für ſeines Lebens Unterhalt nicht mehr ſorgen muß, und frühe mit den Schlichen der Welt bekannt ward, klagt wenig über Undank für Arbeit und Mühe. Laßt ihm Ruhe, ſo gebt ihr ihm alles

was er verlanget. Alles übrige gilt ihm wenig, wenn er frühe genug in ſich ſelbſt zurück gieng, frühe anfangen mußte weiſe zu werden, und alſo auch frühe genug die Welt für das hielt, was ſie iſt.

Mir deucht es ſey eine ſehr gute Bemerkung eines groſſen Deutſchen, daß es politiſche Karthäuſer gebe, wie religiöſe; und daß beyde in ihrer Art bey weitem nicht ſo üble Menſchen ſeyen, ſondern ſehr oft die beſten und frömmſten. Im verborgenen Hayn, ſagt dieſer Schriftſteller, begegnet man dem ſtillen Weiſen, dem ruhigen Beobachter, dem Freunde der Wahrheit und ſeines Vaterlandes, der nicht vergöttert und nicht läſtert. Man labet ſich an ſeiner Weisheit, freut ſich ſeiner Einſichten, erwärmt ſich an ſeiner Liebe für Wahrheit, Volk, und Menſchen; man geizt um ſein Vertrauen, und ſeine Freundſchaft; ſtaunt über ſeine Beſcheidenheit

heit in Anſtand und Worten, und eben ſo ſehr über die Verborgenheit ſeines Namens und ſeiner Exiſtenz. Man wünſcht dieſen Karthäuſer aus ſeiner Hütte in den Pallaſt, und zuletzt lieſt man mit heiligem Feuer an ſeiner Stirne geſchrieben: Odi profanum vulgus et arceo. Anſtatt ihn zu verführen, wird man ſein Proſelyt.

Ach er iſt nicht mehr, der politiſche Karthäuſer, bey dem ich einſt in der Wetterau, mit kindlicher Liebe und Ehrfurcht, alle dieſe Weisheit und Ruhe in lebendigen Zügen ausgedrücket ſah, und anſtaunte! Ein gröſſerer Kopf lebte damals vielleicht an keinem Hofe in Deutſchland; nirgends fand ich einen ſcharfſinnigern Beobachter der Menſchen und ihrer Thaten, einen genauern und billigern Prüfer der Welt, und aller Menſchen die in der Welt eine groſſe Rolle ſpielen; er kannte einige der gröſten Perſonen auf den Thronen

von Europa, aus perſönlichem Umgange. Nirgends fand ich eine freyere, offenere, redlichere, ſtärkere, und ſanftere Seele; nirgends ein Auge, das wahrer und richtiger in allem durchſah, wohin Menſchenaugen reichen; und nirgends einen Mann, an deſſen Bruſt ich lieber hätte mögen leben und ſterben. Einfach und beſcheiden war ſein Landhaus, und kunſtlos ſein Garten, und ländlich ſein Mahl. Ein wahrer Himmel war mir die Einſamkeit in der Wetterau, wo Er, der Freyherr von Schrautenbach, dem Himmel lebte.

Comiſche Blicke ſogar giebt es im Alter, für Freunde der Litteratur, wenn ſie noch zuweilen nach der Jugend hinterher, mit dem grauen Kopfe ſich umſehen. Es iſt eine Luſt, wie ſich unſere Jugend gegen dieſe grauen Köpfe in die Bruſt wirft. Seht dort, heißt es, die Schriftſteller welche man ehmals

lobte,

lobte, ſchreiben noch wie man vor zehen Jahren ſchrieb. Die rüſtigſten unter ihnen laſſen ein Blatt nach dem andern fallen. Wir leſen nichts, von allem was alte Kerle ſchreiben (*). Wir haben einen neuen Styl, neue Monatsnamen, ein neues Teutſch, eine neue Ortografi, wir ſchreiben Kremor und nicht Cremor Tartari. Alles iſt neu; alles iſt ſeit zehen Jahren anders. Unſerer Leſe-

welt

(*) Dieß iſt die Sprache der deutſchen Jugend in jedem Jahrzehend. Hallers Uſong, enthält Bilder der Liebe, deren ſanfte Erhabenheit vielleicht keine Imagination ſich jemals ſchöner dachte. Teutſche Jünglinge, die ſich damals Schenies nannten, ſpotteten über Hallers Uſong; fanden dieſes ſchöne Buch kalt; lachten, daß der alte Haller ein Buch für das Herz ſchreibe, wie man lacht, wenn ein Profeſſor tanzt, ein Höfling Klopſtocks Oden beurtheilt, ein Hiſtoricus über die wenigen Facta in Yoricks Reiſen erſtaunt, und ein Compilator auf dem Steckenpferde der Empfindung reitet.

welt ſogar, iſt alles längſt bekannt, was in den neueſten Büchern unſerer gröſsten Univerſitätsphiloſophen ſteht. Wir wiſſen Alles. Die deutſche Litteratur hat Rieſenſchritte gemacht, durch unſere Theaterſtücke und unſere Gedichtlein, durch unſere Almanache und unſere Romanen. Deutſchland iſt umgeſchaffen. Unſers achtzehnten Jahrhunderts letztes Viertel, iſt merkwürdiger als alle Jahrhunderte, vor und nach Chriſti Geburt; wie man weiß, durch uns, ſagen die Gecken.

Feuervoller und nachdrücklicher hat indeſſen nie kein Jüngling geſchrieben, keiner hat ſeine Einſamkeit beſſer benutzet, als der alte Rouſſeau in ſeinen ſinkenden Jahren. Er ſchrieb im Alter ſeine meiſten und beſten Schriften. In Deutſchland hätte die Leſewelt zwanzig Jahre vor Rouſſeaus Tode geſagt, wenn ſein Name in einigen Meßcata-

logen

logen nicht erſchienen wäre: ſeht wie der alte Kerl ſchon ein Blatt nach dem andern fallen läßt; denn ein rechtlicher (*) Schriftſteller ſchreibt für jede Leipziger Meſſe ein Buch!

Rouſſeau ward zwiſchen ſeinem funfzigſten und ſechzigſten Jahre einer der erſten Schriftſteller unſers Jahrhunderts, und hielt die Schriften ſeiner Jugend für die Kinderpocken ſeines Geiſtes. Er ſuchte freylich gegen das Ende ſeines weit ſpätern Lebens, noch Ruhe des Herzens in der Einſamkeit; und der arme Philoſoph fand ſie nicht. Rouſſeau hatte zu ſehr die Wuth der Wahrheitshäſſer und Amtsgeſichter in Parlamenten und Republiken erfahren. Eh man ihn kannte, war Er theils durch Verwahrloſung und theils durch üble Beſchaffenheit ſeines Körpers ſchon äuſſerſt krank, viele Jahre hindurch

(*) Un auteur comme il faut, heißt in Hannover ein rechtlicher Schriftſteller.

durch von Aerzten gequälet, und durch Steinſchmerzen zermalmt; und dann ward er Schriftſteller. In ſeinen letzten Lebensjahren ſchien die Wirkung des Verdruſſes und des Mißmuths ſtärker bey ihm, als die Gegenwirkung ſeiner Nerven. Er erlag, und deraiſonnirte zuweilen, weil er krank war. Alles was Rouſſeau im Alter ſchrieb, war dumm, ſagte ein glänzendes Dämchen aus unſerer Leſewelt; ja, erwiederte ihr ihre klügere Freundinn, aber er deraiſonnirte ſo ſchön, daß man zuweilen gerne mit ihm deraiſonnirt.

Im Alter ſcheint man doch eigentlich zur Meditation am meiſten geſchickt. Das wilde Feuer der Jugend iſt gedämpft, des Lebens Mittagshitze iſt vorbey, und der Abend kommt mit ſanfter Ruhe und erfriſchender Stille. Es mag deswegen doch nicht unwichtig ſeyn, vor dem Abſchied aus der Welt

noch

noch einige Zeit der Meditation zu widmen, wenn man, nach allem was uns etwa widerfahren iſt, noch ein wenig Ruhe hat oder ſtielt. Der bloſſe Gedanke ſolcher Ruhe iſt Frühlingsfreude nach einem langen Winter. Ruhen mag man immer, wird zwar die Leſewelt ſagen, aber ſchreiben ſoll man nicht. Die Wärme iſt weg, die Darſtellungskraft iſt verſchwunden, die Farben ſind verblichen. Dieß iſt wahr, erwiedert der Schriftſteller mit dem grauen Kopfe; aber was ich ſchreibe, macht mir Vergnügen. Ich gebe auch noch gerne meinen Empfindungen ein wenig Luft; ich leſe, ich ſchreibe, ich denke, das iſt mein Leben und meine Freude, wie in meiner Jugend; und dann hohlet man im Alter auch noch gerne durch ſtille Geſchäftigkeit nach, was man täglich unter euch durch geſchäftige Unruhe verſäumt.

Petrarcha ward ſein Alter kaum gewahr. Er wußte durch ſeine Geſchäftigkeit an jedem Orte ſeine Einſamkeit ſich zu erheitern, und ſeine Jahre floſſen ſanft und angenehm dahin. Von einem kleinen Sommerhauſe in der Nachbarſchaft eines Karthäuſerkloſters, drey Meilen von Mayland ſchrieb er an ſeinen Freund Settimo, mit einer Naivheit die nicht in unſern Sitten iſt: ich verdopple gleich einem müden Wanderer die Schritte, je näher ich dem Ziele meiner Reiſe komme. Ich leſe und ſchreibe Tag und Nacht; das eine iſt mir Erhohlung von dem andern. Das ſind alle meine Geſchäfte und Vergnügungen. Ich wache, ich ſchwitze, ich beluſtige mich, ſtrenge mich an, fliege mit deſto gröſſerm Eifer je mehr Schwierigkeiten ich antreffe. Mich reitzt die Neuheit, Schwierigkeiten geben mir den Sporn, die Arbeit iſt gewiß, der Erfolg ungewiß. Meine Augen

gen ſind durch Wachen erſchöpft, meine Hand iſt müde die Feder zu halten. Mein Wunſch iſt, daß die Nachwelt mich kenne. Wenn mir das mislingt, ſo hat mich doch mein Jahrhundert gekannt, oder wenigſtens kennen mich meine Freunde, und das iſt mir genug. Meine Geſundheit iſt ſo gut, mein Körper ſo ſtark, mein Temperament noch ſo hitzig, daß es weder einem reifern Alter, noch ernſthaftern Beſchäftigungen, noch der Enthaltſamkeit, noch allen Schlägen gelingen wird, dieſen hartnäckigen Eſel, den ich unaufhörlich angreiſe, zu bändigen. Ich verlaſſe mich auf die Fürſehung, ſonſt würde ich unterliegen, wie dieß vormals oft geſchah. Oft muß ich beym Ausgange des Winters, die Waffen gegen mein eigen Fleiſch aufs neue ergreifen, ich kämpfe ſelbſt in dieſem Augen-

blick für meine Freyheit, und gegen dieſen Eſel (*).

Nicht unrühmlich wäre auch das verborgenſte Landleben im Alter, für den der lange in

(*) Squarzaſichi, ein ſchätzbarer Lebensbeſchreiber des Petrarcha, erzählet, Petrarcha habe damals mit einer Fräulein aus dem Hauſe Beccaria Bekanntſchaft gemacht, die in der Nachbarſchaft ſeines Sommerhauſes auf dem Lande wohnte, und aus einem vertraulichen Umgange mit dieſer Fräulein ſey Petrarchas Tochter Franciſca entſtanden. Aber Petrarchas Tochter Franciſca kam wenige Jahre nachher ſelbſt mit einem Kinde nieder, und nach der Rechnung des Squarzaſichi wäre Franciſca in ihrem ſiebenten Jahre Mutter geworden. Den Sommer, in dem jener Brief geſchrieben war, brachte Petrarcha bey den Karthäuſern, oder in ihrer Kirche, alle Augenblicke zu, die er nicht dem Studiren widmete, ſagt Petrarchas vortreflicher Lebensbeſchreiber, der Abt von Sade. Indeſſen erwecken Petrarchas Klagen gegen den Eſel, doch den Verdacht, er möchte damals die Fräu-

in der Welt mitgerudert hat, und nun auch gerne ſeine Tage ſtillſchweigend in der Einſamkeit ſchlöſſe. Mancher, der noch mehr thun könnte als das, ſcheint zwar unrecht zu haben, wenn er ſchweigt, und ſeine Muſſe nur für ſich genieſſet. Aber in Deutſchland zumal, dämpft der Muthwillen und die Ungebundenheit der Zeit, in ſpätern Lebensjahren, das Feuer von manchem guten Kopfe, der anſtatt ſeinem Vaterlande Ehre zu machen, in ruhmloſer Unthätigkeit ſeine Zeit mit dem Paſtor und dem Amtſchreiber auf der Nachbarſchaft verſchnacket, und lieber von der Welt vergeſſen ſeyn will als beſchimpfet.

Feurigere und mannhaftere Köpfe haben ſich jedoch, unter gleichen Umſtänden, auch im Alter, an ihre Zeitgenoſſen nicht gekeh-

 ret.

Fräulein von Beccariá wenigſtens eben ſo oft beſucht haben, als die benachbarte Karthaus.

ret. Sie giengen abſeits. Aber ſie waren in der Abſonderung von der Welt noch gröſſer, als in den Tagen ihrer Jugend (*). Die gröſsten Männer des Alterthums, ſagt Pope, blendeten und leuchteten am meiſten in der Einſamkeit, in der Verbannung, im Tode; oder vielmehr ſie blendeten nicht; denn alsdann thaten ſie am meiſten Gutes, indem ſie ihr Licht den Menſchen mittheilten.

Das that Rouſſeau. Es iſt doch Etwas, ſagt Er, wenn man den Menſchen durch ſein Leben zeigt, wie ſie alle ſeyn ſollten. Es iſt doch etwas, wenn man nicht genug Kräfte und Geſundheit hat, um mit ſeinen Armen arbeiten zu können, daſs man dann doch kühn genug iſt, aus ſeiner Einſamkeit den Menſchen die Wahrheit zu ſagen. Es iſt doch etwas, den Menſchen die Thorheit der Mei-

(*) Eo ipſo praefulgebant, quod non viſebantur.

Meinungen aufzudecken, durch die ſie ſich unglücklich machen. Weit unnützer wäre ich für meine Landsleute, ſagt Rouſſeau, wenn ich mitten unter ihnen lebte, als itzt, da ich in meiner Einſamkeit für ſie ſchreibe. Was liegt daran, wo ich wohne, wenn ich nur wirke, wo ich kann?

Aber eine junge Dame aus der deutſchen Leſewelt nahm dieß nicht ſo. Sie ſagte: Rouſſeau ſey ein Jugendverführer. Deswegen habe er noch als ein Greis, in ſeinen Bekenntniſſen, ſeine Fehler, ſeine laſterhaften Neigungen, die böſe Seite ſeines Herzens, aufgedecket. Dadurch gebe man Aergerniß. Wenn auch ein guter Menſch, den Einfall gehabt hätte, ein ſolches Buch zu ſchreiben? Aber Rouſſeau! Bey dem das Böſe ſo überwiegend war; der, wie die Geſchichte des geſtohlnen Bandes beweiſe, ein ſo ſchwarzes Herz hatte! Es ſeyen tauſend

Stellen in dem Buche, denen mans anſehe, daß nur Eitelkeit dabey die Feder führte, und andere, denen mans eben ſo gut anſehe, daß Rouſſeau lügt! Die ganze Geſchichte ſeiner Jugend ſey Erdichtung; denn wer könnte ſich ſolcher unbedeutender Dinge aus ſeiner Jugend erinnern? Und wenn man es auch könnte, ſo fehle doch Allem, was Rouſſeau davon ſagt, das Gepräge der Wahrheit. Man lerne aus dem ganzen Buche nichts, als daß Madame de Warens das Original ſey, nach welchem Rouſſeau ſeine Julie gezeichnet habe!! Ueberhaupt enthalten Rouſſeaus Bekenntniſſe viele ſchöne Worte, und wenig Gedanken. Rouſſeau habe auch in ſeinem ganzen Leben jede Gelegenheit ſich ſelbſt fortzuhelfen, und der Welt nützlich zu ſeyn, von ſich geſtoſſen; er wäre der Welt, wenn er auch nur irgend ein Handwerk getrieben hätte, nützlicher gewor-

geworden, als durch alle ſeine gefährliche Schriften.

Aufhebenswerth war dieſes unvergleichliche Urtheil über Rouſſeau, weil ich glaube, es ſey das Einzige in ſeiner Art (*). Rouſ-

(*) Zu meiner Erbauung und Belehrung ſammelte ich eine Menge Urtheile deutſcher Damen über Rouſſeaus Bekenntniſſe, und ſchrieb ſie alle auf in mein Täfelein. Unter allen gefiel mir keines ſo gut, wie dieß: es ſey ein Buch zum Todtlachen! — Wer denkt hier nicht wenigſtens an den Suppentopf der grunzigen Madame Clot, in den Rouſſeau gepißt hat, und an die letzten Worte der Frau von Vercellis — Femme qui pette n'eſt pas morte? Dieſes Urtheil einer ſehr muntern, ſehr freundlichen, ſehr vornehmen, ſehr artigen, und ſehr liebenswürdigen Dame, war doch gutmüthig. Wohl bekomme darum der edlen Seele, dieſes Urtheil bis ins Grab; weil ſie nicht nur unſerer ganzen Leſewelt, ſondern allen Leſern unſers Zeitalters zur Lehre, aus dieſem Buche nur ſo viel behielt, als ihr darinn Freude machte.

ſeaus Bekenntniſſe ſind freylich kein Buch für die Jugend; aber für mich ſind ſie eines der merkwürdigſten philoſophiſchen Bücher unſers Jahrhunderts. Ihr kleinſter Vorzug iſt ihr unerreichbarer Styl und Colorit. Die ſpäteſte Nachwelt wird Rouſſeaus Bekenntniſſe leſen; und wird nicht fragen: wie alt war Rouſſeau, als er ſeinem Jahrhundert auch noch dieſes letzte Beyſpiel ſeiner Aufrichtigkeit gab?

Freudig wird auch das hohe Alter, und frölich müſſen ſeine Tage hinflieſſen, wenn der Greis auf ſeinem Gütchen den Seegen überzählet den er nachläßt, und den Lohn der auch ſchon hier darauf folget. Rückſicht auf ein tugendhaftes und edel geführtes Leben kann keinen Menſchen niederſchlagen. Groſſe Seelen erblaſſen nicht beym Anblick ihres Grabes. Die Kaiſerinn Maria Thereſia ließ ſelbſt ihr Grab bauen, und verweil-

te oft bey dieſem ſchauericht winkenden Denkmal, deſſen Anblick ſo wenige Menſchen ertragen; und zeigte es oft ihren Kindern, und fragte ſie dann: können wir ſtolz ſeyn, ſeht dieß iſt, nach einigen Jahren, die Wohnung der Kaiſer?

So erhaben denken zwar wenige Menſchen. Aber zurückziehen kann ſich doch jeder aus der Welt, nicht mehr aus dem Vergangenen machen als es werth iſt, und in den Augenblicken die er noch hat, die ſchon beſeſſenen Kenntniſſe von Gott und Tugend neu beleben und erweitern; und ſo wird er dann auch mit Feſtigkeit glauben an die Morgenröthe jenſeits des Grabes, und den Tod weiter für nichts halten, als für ſanften Sonnenuntergang des Lebens.

Wahrer Herzensgenuß in der Einſamkeit erzeuget ſehr oft religiöſe Geſinnungen und Ideen, und dieſe vermehren hinwieder alle

Freuden der Einſamkeit. Ein Leben der Unſchuld, der Einfalt, und der Ruhe, macht das Herz viel geſchickter zu Gott aufzuſteigen; der Anblick der ganzen Natur, ruffet zur Religion, und die erhabenſte Wirkung der Religion iſt Ruhe.

Haſt du wahre Religion im Herzen, ſo ſinket unter deinen Augen die Welt in ihrer Wichtigkeit herunter, und dich drücket viel weniger die Bürde der Sterblichkeit und des Elends. Du lebſt auf immergrünen Auen, und ſiehſt um dich her die friſchen Waſſer, an welchen der Hirte Iſraels ſeine Heerde weidet. Das Weltgetümmel kommt dir vor, wie der Donner der von weitem rollt, oder wie das Getöſe entfernter Gewäſſer deren Geräuſch du höreſt, deren Lauf du wahrnimmſt, oder deren Wellen an dem hohen Felſen ſich zerſtoſſen, auf dem du ſtehſt. Als Addiſon ſah, daß ſein Ende ſich nahe, und

daß

daß die Aerzte keine Hülfe mehr wiſſen, ſandte er zu einem Jüngling aus ſeiner Anverwandtſchaft, einem Menſchen von feinem Gefühle, der über ſeinen bevorſtehenden Verluſt äuſſerſt ſich betrübte. Der Jüngling kam; aber da das Leben nur noch ſchimmerte wie ein ausgebranntes Licht, ſchwieg der Sterbende. Nach einigem anſtändigen und ſchicklichen Verweilen, fragte endlich der Jüngling: mein Geliebter, ſie ſchickten nach mir, was ſind ihre Befehle, ich werde ſie heiliglich befolgen? Addiſon ergriff mit möglichſter Gewalt die Hand des Jünglings, und erwiederte leiſe: Sieh, wie ruhig ein Chriſt ſtirbt.

Solchen Troſt und ſolche Ruhe giebt die Religion, und ſolchen Frieden der Seele befördert ein Leben voll Einfalt und Unſchuld, mehr als irgend eine andere Lage in der Welt. Wenn es auch nicht ganz in unſerm Vermö-

gen iſt, alle Hinderniſſe dieſes innern Friedens zu vernichten, und der Welt ihren Sieg in allem zu entreiſſen, ſo iſt doch der Gedanke, Gott alles aufzuopfern, groß, und bey einem feurigen guten Herzen, ſehr natürlich. Warum ſind wir noch ſo oft unzufrieden und elend, warum müſſen wir noch ſo oft über Mangel von Freude und Glückſeligkeit klagen, als eben darum, weil wir uns durch den Schein der Dinge täuſchen laſſen, weil die Sinnlichkeit noch ſo oft über unſere Vernunft herrſchet, weil wir noch ſo oft betrügliche und flüchtige Güter und Vergnügungen den weſentlichſten und dauerhafteſten Vorzügen und Seligkeiten vorziehen; alſo, mit einem Worte, weil wir nicht fromm ſind.

Einer frommen Einſamkeit viele der Stunden zu widmen, die andere auf leere Zerſtreuungen verwenden, iſt darum edel, und Pflicht. Aber die Frömmigkeit des Einſa-

men

men muß nicht Schwärmerey ſeyn; ſie muß nicht alle Menſchenvernunft ausſtoſſen; muß nicht dunkele Empfindungen, ſpielende Gefühle, und ſinnliche Vorſtellungsarten an die Stelle deutlicher Begriffe ſetzen; muß nicht Träumereyen für Erfahrungen angeben, und Regungen bey denen man nichts denkt, für allerheiligſte Gefühle. Frömmigkeit muß auch nicht Kopfhängerey und Pietiſterey ſeyn, nicht trauriges Zurückweichen von unſchuldigen Vergnügungen. Der Fromme ſoll ſich freuen, denn die Freude am Herrn iſt ſeine Stärke, und ein vergnügter Sinn iſt die natürliche Wirkung von Weisheit und Tugend; ſolche Freude iſt Würde der Vernunft, und feſter männlicher Geiſt der Religion. Ach wie oft hat man ſodann auch in taube Ohren gerufen, daß die chriſtliche Religion mehr Wirkung thun würde, mehr Tugend und Glückſeligkeit in die Welt und

mehr

mehr Menſchen zum Himmel brächte, wenn alle hölzernen Syſteme, alle unfruchtbaren ſpeculativiſchen Lehrmeinungen aus dem eigentlichen chriſtlichen Unterrichte wegblieben, und deſto mehr diejenigen Vorſtellungen getrieben würden, welche wirklich auf das Gemüth und Leben einen Einfluß haben, und nicht von Kopf und Herz abprellen, wie eine Kugel die man gegen eine Mauer wirft.

Solchen Gegenſtänden kannſt du ruhig und frey auf deinem Landgute nachdenken, wo dir niemand durch ſteife ſchulgerechte Theologie Langeweile macht, wo dir niemand durch ekelhafte Glaubensmeiſterey die Galle in den Magen pumpet, wo alle metaphyſiſchen Catechiſmusſyſteme, alle unfruchtbaren myſtiſchen, pietiſtiſchen und dogmatiſchen Hirngeſpinſte verſchwinden, wenn du das Auge deſſen der in der Höhe iſt, ſo deutlich in allem ſiehſt, was um dich her

lebt und grünet; und wo du auch keck und geruhig einſchlummern kannſt, wenn dein Ehrn Paſtor, auf der Dorfkanzel am Trinitatisfeſte, zum Thema ſeiner Predigt nimmt: die göttliche Rechenkunſt, nach welcher erſtlich, Eins Drey, und zweitens, Drey Eins iſt.

Siehſt du ferner in deiner Einſamkeit, was man in der Welt iſt, was du hier ſeyn kannſt, und was du am Ende doch werden mußt, ſo zeigt ſich deinem Herzen genug. Erfahren haſt du längſt, welches ſchale Weſen, welches ſeelloſe Geſchöpf, der Menſch am Spieltiſche iſt; wie alle Erhebung des Herzens zu Gott, alles weiſe Umherſehen in der Welt, alle Schärfe des Verſtandes verſchwindet, wenn man nirgends Vergnügen hat, als da, oder bey Tafel. Vergeſſen wirſt du dieß alles, wenn es dein wahrer Ernſt iſt philoſophiſch zu denken und chriſt-

lich zu leben. Geh darum nach aller Langenweile, welche die Welt im Feyerkleide nothwendig giebt und geben muß, nach ſo manchen leeren und nichtswürdigen Betäubungen der Lüſternheit, der Eitelkeit und Thorheit, abſeits, ſo oft du kannſt, um dich zu prüfen, dich zu beſſern Entſchlüſſen zu erwärmen, und dich da völliger und länger den Rührungen deines Herzens zu überlaſſen. Aber biſt du noch auf dieſem gefahrvollen Meer, ſo wiſſe daß man da mit Klugheit die Felſen und Sandbänke ausweichen, im Sturme ruhig den drohenden Untergang abwenden, und ſich weniger des Tages freuen muß, da man mit friſchem und gutem Winde ſegelte, als deſſen, da man die größten Gefahren überwand.

Einem Menſchen, der ſich gewöhnet hat ſeinen Geiſt in der Stille zu ſammeln, ſind die Stunden die er Gott in der Einſamkeit

weiht,

weiht, die ſchönſten Stunden ſeines Lebens. So wie jede Vorbereitung zum heiligen Abendmal, eine Ueberſicht unſers Lebens ſeyn ſoll, eine Prüfung unſers Wandels, ein neuer Reitz und ein feſter Entſchluß nach dem Willen Gottes zu leben, ſo wird jede einſame Erhebung des Herzens zu Gott eine Auffoderung zu genauern und unzerſtreuten Blicken in uns ſelbſt. Jede Abweichung von unſerer Glückſeligkeit wird uns dann immer unangenehmer, und es wird uns immer leichter uns ganz aus dem Gedränge der Welt heraus zu ziehen. Allmählig ſehen wir dann immer freyer und ſchärfer in uns ſelbſt. Wir werden immer geſchickter uns ſtrenge zu prüfen, zu beſtrafen, zur Beſſerung unſerer Sinnesart und unſers Wandels zu erwecken, und alles recht zu überdenken, was Ziel und Zweck des Lebens iſt. Wenn wir wiſſen was unſere Handlungen

Gott gefällig macht, ſo mag es genug ſeyn für die Menſchen, wenn wir Gutes unter ihnen, oder für ſie thun. Aber alle guten Werke und Handlungen, leiden noch ſo manche Nebenabſicht, die Gott nicht gefällig ſeyn kann, daß nothwendig alles dabey auf die Richtung des Herzens ankommen muß. Jede gute That bringt unſtreitig Ruhe ins Herz; aber iſt dieſe Ruhe immer rein? Iſt ſie nicht etwa nur Befriedigung weltlicher Abſichten, oder flüchtiger Enthuſiaſmus, oder Selbſtliebe eher als Liebe des Nächſten? Solche Erforſchungen unſerer Sinnesart, unſerer Handlungen, und unſerer Wege, machen wir gewiß weit beſſer, wenn wir uns ruhige und abgeſonderte Zeiten dazu nehmen, uns zur Prüfung dieſer groſſen Wahrheiten einſame Stunden wählen, wo wir alleine ſind vor Gott.

So wenden wir uns in der Einſamkeit, von der Gemeinſchaft mit Menſchen zum Zurückſchauen auf unſern Lebensgang, zur Prüfung unſers Verhaltens, zur Vorbereitung auf jeden kommenden Tag, zur Rechnung mit uns ſelbſt an jedem Abend. So werden die Wunden geheilt, die uns die Welt beybringet. Solche Zwiſchenräume religiöſer Ruhe erleichtern jeden guten Vorſatz im Leben, beſänftigen das Herz, zeigen ihm den ſicherſten Durchgang zwiſchen fürchterlichen Klippen; und ſo ſind wir dann auch nie weniger allein, als wenn kein Menſch um uns iſt, weil alsdann noch der bey uns iſt, deſſen Aufſicht mehr bedeutet, als das Aufmerken des ganzen menſchlichen Geſchlechts.

Einſamkeit rufet uns immer von Schwäche zu Kraft, von Verführung zu Widerſtand, von der Tyranney des Sichtbaren zu freyer Beherzigung des Unſichtbaren, von

dem Gegenwärtigen zur Zukunft. Geht man auch nicht immer in die Einſamkeit, um mit Gott zu reden, ſo geht man doch gerne aus Sälen voll Geräuſch und Thorheit in ſein ſtilles Haus, um nicht immer an Freuden zu hängen, zu denen ſo gar nichts von einer feinern und moraliſchen Natur kommt. In jedem ſtillen Augenblicke unſers Lebens treten wir doch immer näher vor deſſen Angeſicht, dem es ſo wichtig iſt zu gefallen, und der auch um Mitternacht bey unſerer Lampe wachet.

Prediger der Geſelligkeit ſtellen ſich zwar immer an, als wären allenthalben in der Welt ſehr groſſe Dinge zu thun. Aber etwas Groſſes geſchähe erſt alsdann, wenn jeder in ſeinem Fache etwas mehr thäte als ſeine Pflicht; und leider thun wir alle weniger, und alles rollet dann in der Welt fort, wie es kann und mag. Kraft zu groſſen Hand-

lungen,

lungen, Erhabenheit, Stärke und Feſtigkeit in der Tugend, erlanget man nirgends ſo gut wie in der Einſamkeit, und auch da durch nichts ſo gut, wie durch Religion. Dieſe macht das Herz frey von eitelen Begierden, ruhig im Unglücke, demüthig vor Gott, muthig vor den Menſchen, voll Vertrauen in die Fürſehung. Einſamkeit und Religion vervollkommen alle unſere moraliſche Geſinnungen, ſo lange der Sauerteig der Schwärmerey in keine von beyden ſich miſchet; und dann hat auch am Ende einer Laufbahn, die man der beſtändigen Läuterung und Erhöhung ſolcher Geſinnungen widmet, jede Gott im Stillen geweihte Stunde, jedes innige Aufheben unſerer Hände zu Ihm, ihre Wirkung in der Ewigkeit.

Alle Sehnſucht nach dem Vergänglichen verſchwindet, wenn man doch zuweilen den kühnen Gedanken wagt, daß der ſchon hier

erlangte Zuſtand einer fortdaurenden Zufriedenheit und des herrſchenden Vergnügtſeyns unſerer Seele, wahrſcheinlich auch einige Analogie mit den Freuden der Ewigkeit habe. Die höchſte Freyheit alles zu thun und zu ſeyn was wir wollen, weil wir im Himmel, dieſem Lande der Gelindigkeit und der Freundſchaft, nichts unrechtes wollen können; ein Leben voll Unſchuld, wenn wir ſeyn werden, wie dieſe Kindlein; das Ende alles Stückwerks von Erkenntniß in Liebe; die Rechtfertigung aller Wege der Fürſehung; das zweifelloſe Vertrauen in Gott; der ewige Umgang mit denen die hier unſere Seele liebte: dieß ſind wenigſtens Wünſche und Ausſichten in die Ewigkeit, die man ſich, nach meinem Bedünken hier, bey ſtillem Nachdenken erlauben darf, und um deren Erfüllung mancher anderer gewiß, eben ſo gerne wie ich, hingäbe alle andere Multiplication

unſerer itzigen Güter, da eben in dieſem Mehr oder Weniger das Elend der Welt beſteht.

Aber dieſe und alle andere anitzt mit allzumattem Lichte leuchtende, mit allzuſchwachem Feuer noch erwärmende Wünſche und Hofnungen ſind und bleiben ſo lange noch Viſionen und Träume, bis Grab, Wolken, und Dunkel die Ewigkeit nicht mehr umhüllen, bis die Decke fällt, und bis geoffenbaret ſeyn wird, was kein Auge geſehen, kein Ohr gehöret, und in keines Menſchen Herz nie gekommen iſt. Denn mit völliger Ueberzeugung, und herzlicher Unterwürfigkeit gebe ich zu: daß alle unſere Ausſichten in die Ewigkeit doch eigentlich für uns weiter nichts ſind, als was dem Blindgebohrnen die Purpurfarbe war, die er ſich wie den Schall einer Trompete dachte (*).

(*) Mehrentheils tragen die Menſchen in ihre Aus=

Mit herzlicher Unterwürfigkeit gebe ich zu: in dieſer Welt voll Zwang und Gewirre, voll Unruhe und Mühſeligkeit, ſeyen zwar Freyheit, Muſſe, und Ruhe, groſſe Güter; man ſehne ſich danach, gleichwie man auf

dem

Ausſichten in die Ewigkeit ihre gegenwärtige Sinnesart, Neigungen, Wünſche, und Leidenſchaften. Darum bin ich auch ganz der Meinung unſers groſſen deutſchen Philoſophen, des Herrn Garve, daß der Demüthige unmöglich von Herzen demüthig ſeyn könne, welcher hoffet, Gott werde ihn dereinſt in der Ewigkeit durch Ehre und Herrſchaft belohnen! Darum ſagte eine junge und ſehr ſchöne deutſche Dame: ſie hoffe einſt in der Ewigkeit ein Kleid von leichtem Silberflor mit einem Gürtel von Colibrifedern zu tragen, und in einem fort im Himmel zu ſchweben auf einem Teppich von Roſenblättern über Aether geſpannt! Darum ward in einer groſſen Geſellſchaft verheuratheter Damen von Stande, in welcher man die Frage aufwarf, ob wol die Ehen in der Ewigkeit fortdauren werden, einſtimmig geſchryen: davor bewahre uns der liebe Gott!

dem Meere nach dem feſten Lande ſich ſehnet, und in dem Himmel zu ſeyn glaubt, wenn man es erblicket. Aber da wo jene Uebel verſchwinden, werde es auch wol mit ſolchen Gůtern ſeyn, wie dem auf dem feſten Lande wohnenden, der die Empfindungen des Seefahrers nicht kennt. Nur laſſe man mich dem Gedanken nachhången, daß man in der Ewigkeit eine Welt von Ruhe ohne Sinnlichkeit habe, ob es gleich unmőglich iſt, etwas über die Art des Genuſſes jener endloſen Glůckſeligkeit zu beſtimmen. Eine Ewigkeit von Ruhe, iſt der hőchſte Begrif von Glůckſeligkeit den meine Seele zu denken vermag, weil ſchon Ruhe im Herzen fůr eine halbe Stunde, hier alles andere Erdenglůck überwiegt. Und da alſo innerliche und åuſſerliche Ruhe doch ſchon hier der unlåugbare Anfang der Seligkeit iſt, ſo mag es uns auch wol fůr die Ewigkeit nůtzen, wenn wir

glauben und behaupten: man könne in einer beſcheidenen und gemäſſigten Entfernung vom Menſchengewühle, Fertigkeiten der Seele erwerben, welche Elemente ſeyen unſers Glückes in der zukünftigen Welt.

Hier ſchlieſſe ich meine Betrachtungen über die Vortheile der Einſamkeit für das Herz. Möchten dieſelben auch nur einige nützliche Geſinnungen und Wahrheiten gangbarer machen, auch nur ein Weniges zum Genuſſe einer Art von Glückſeligkeit beytragen, die uns ſo nahe liegt. Mehr verlange ich nicht. Uebrigens lebe jeder wie es ihm gefällt, und übe Tugend aus wo Er will, und verſchaffe ſich nach eigener Wahl jedes Vergnügen, wovon er überzeugt iſt, es habe hier, und in der Ewigkeit, den Beyfall Gottes und ſeines Gewiſſens.

Zwölf-

Zwölftes Capitel.

Ueberſicht des Ganzen. Reflexionen über Myſtik und Möncherey. Beſchluß.

Ein plattdeutſcher Arzt gab mir vor eilf Jahren im Hannöveriſchen Magazin zu verſtehen: ich gedenke mir Neuigkeiten von der Ewigkeit, und von Indien, und kenne die Zeitlichkeit, Europa, meinen Nachbar, und mich ſelbſt nicht.

Was ich mir von der Ewigkeit gedenke, zeigt das Ende des vorhergehenden Capitels. Die Zeitlichkeit, Europa, meinen Nachbar, und mich ſelbſt, kenne ich vielleicht noch weit weniger als der plattdeutſche Doctor glaubt, denn Menſchenkennerey iſt ſchwer, und Kenntniß ſeiner ſelbſt iſt ſelten. Es kann ſeyn, daß ich in jeder Abſicht ein armer Tropf bin, wenn

wenn mich ein ſo groſſer Mann auf ſeiner Wage wiegt. Es kann ſeyn, daß ich in dieſem ganzen Buche über die Einſamkeit viele Dinge ganz unrecht anſehe. Vielleicht ſieht man aber auch Vieles unrecht, an mir, und in dieſem Buche.

Vorlängſt ward mir öffentlich vorgeworfen, ich ſey der fluchwürdigſte Verächter der Einſamkeit. Nun wird man laut behaupten, ich lobe die Einſamkeit mit zu vielem Enthuſiaſmus; ich predige zu ſtrenge Sitten, eine zum Weltglück ganz unbrauchbare Erhabenheit der Seele, wahre Menſchenverachtung, gefährliche Geringſchätzung aller äuſſern Vortheile, dumme Ruhe und Feſtigkeit des Gemüths, und unverantwortlichen Ekel gegen Welt und Umgang; ich ſchwäche dadurch nicht nur den Trieb zur Geſelligkeit, ſondern ich vermehre bey jedem Menſchen die Klagen ſeiner eigenen Unzufriedenheit; ich

ruffe

ruffe jeden Weltbürger und jeden Menſchen-freund von der Gaſſe, vom Weinhauſe, und vom Spieltiſche weg; ich errege bey Menſchen die zum Gehorchen geſchaffen ſind, nicht etwa den ſchuldigen Dienſteifer, ſondern vielmehr die pflichtwidrige Begierde nach eigenem Gefallen zu leben; ich mache ſie zu philoſophiſch, zu fromm, und zu frey. Kurz, indem ich das ſtille Privatleben zu ſehr anpreiſe, vernichte ich nicht nur jede geſellſchaftliche Tugend, ſondern ich zerſtöre alle Achtung für Landesſitte, Lebensart, Urbanität, Galanterie, und guten Ton, durch den heidniſchen Kaltſinn den ich den Menſchen beybringe, gegen die größten und unläugbarſten Freuden des Lebens, gegen Aſſembleen und Clubs, und jeden andern Ergieſſungsort menſchlicher Empfindungen und Gedanken.

Es

Es war indeſſen nie meine Abſicht, irgend eine geſellſchaftliche Tugend bey irgend einem Menſchen zu ſchwächen. Aus Liebe zur häuslichen Glückſeligkeit erlöſchet gewiß in keiner guten Seele die Liebe zur allgemeinen Wohlfart. Giebt auch eine gewiſſe Erhebung des Gemüths dem ſpeculativen Einſamen, einige Gleichgültigkeit gegen die Welt, ſo macht dann doch dieſelbe wirkſame Denkart, durch die ſo mancher Menſch ſchon in der Einſamkeit gut und nützlich werden kann, ihn auch für das geſellſchaftliche Leben zu ausgebreiteter Geſchäftigkeit fähig. Je mehr er in der Stille ſeine Denkkraft übet, deſto nützlicher wird er in der Folge, wenn er ſeinen ganzen Beruf nur gehörig verſtehen lernt, für ſich und die Welt.

Alle Glückſeligkeit kann man nicht in ſich ſelbſt finden. Unſere Unabhängigkeit und Gebrechlichkeit bindet uns nur zu ſehr an irgend

gend ein liebendes Weſen. Die Natur will nicht, daß wir Sonderlinge ſeyen; weiſe Selbſtgenügſamkeit findet ſich nirgends als bey Gott. Es iſt auch darum unmöglich ein abgeſondertes Leben immer ohne Nachtheil auszuhalten.

Petrarcha hatte ſich lange zu einem einſamen Leben gezwungen. Wäre Laura für ihn gefälliger geweſen, ſo hätte Er ſich vielleicht nie nach Vauclůſe begeben. Einſamkeit allein konnte Ihm erſetzen, was er an Laura verlohr; und doch entſchieden in ſeinen zwanzig ſchönſten Jahren, die Blicke der Laura ſein Glück und ſein Unglück, ſeine Freude und ſein Leid. Er ſchämte ſich zwar, noch in ſeinem drey und vierzigſten Jahre in den Ketten einer Frau ſich zu ſehen, die ihn mishandelte; er verſuchte zuweilen von dieſen Ketten ſich loszumachen, aber es gelang ihm nicht. Indeſſen verabſcheute er den Hof

von

von Avignon; der Aufenthalt in dieſer Stadt war ihm unausſtehlich, und doch war die Kraft, die ihn immer nach Avignon zog, immer ſtärker als Er. Am Ende ward ihm ſeine Einſamkeit ſo läſtig, ſie machte ihn ſeiner ſelbſt ſo überdrüſſig, daß er gar nicht mehr alleine zu ſeyn vermochte. Alſo warf ſich dieſer berühmte Einſiedler von Vauclüſe, plötzlich in die Welt und in die Zerſtreuung. Man erſtaunte in Avignon, den Petrarcha, dieſen Miſanthropen, dieſen wilden Menſchen, dem nirgends wohl war als in Wäldern, auf einmal in allen Aſſembleen zu ſehen, und an allen öffentlichen Oertern.

Ein völlig einſames Geſchöpf iſt ein elendes Geſchöpf. Man müßte unendlich viel Stärke des Geiſtes und eine eiſerne Geſundheit haben, um fähig zu ſeyn durch bloſſes Denken das unangenehme Gefühl der Einſamkeit immer zu zerſtreuen. Wer dieſe

Kräf-

Kräfte nicht beſitzet, und ganz von ſeines gleichen getrennet iſt, hat keine Stütze an die er ſich lehnen kann, keine Hülfe, keinen Troſt. Die Natur ſelbſt will unſere Vereinigung mit einem Geſchöpfe unſerer Art, und ruffet uns dieſes Geſetz durch alle unſere Gefühle ins Herz. Die ganze Geſchichte der hochgelobten Einſiedler von Egypten und dem ganzen Orient, bezeuget dieſe ewige Wahrheit. Man muß allerdings von dem ganzen in Geſellſchaft lebenden menſchlichen Geſchlechte den ſchauerigſten und abſcheulichſten Begrif haben, wenn man wie jener Franzöſiſche Mönch ſich auf dem Veſuvius eine Einſiedeley baut, und die Nachbarſchaft dieſes Feuerſchlunds werther hält, als die Geſellſchaft der Menſchen.

Kein gutes Gemüth kann ſich ganz von Menſchen trennen. Ohne Convulſionen der Seele vertrocknet gewiß in einem ſolchen Ge-

müthe die Begierde nie, den Menſchen ſich angenehm zu machen, ihnen Gutes zu thun, an ſie ſich zu lehnen, mit ihnen der Wahrheit und des Lebens zu genieſſen. Es war ein ſchönes und liebes Wort von Petrarcha, als er ſagte: die Sanftheit meines Charakters zieht mich immer wieder in die Welt, die ich aus Geſchmack fliehe.

Wäre auch der Menſch in unſern Zeiten dem Menſchen noch weniger nothwendig; glaubten wir wirklich in Büchern alles zu finden, was wiſſenswerth iſt; wollten wir alſo nur ſtudiren, und übrigens die ganze Welt zur Seite laſſen, ſo würden wir uns doch dadurch des Gewinnes berauben, den wir aus dem Umgange mit weiſen und erfahrnen Menſchen ziehen könnten. So würde die Jugend von dem Alter entfernt, die geſchäftigſte Einſamkeit eben dadurch weniger nützlich gemacht, weil man ſie nicht mit

gutem Umgange abwechſelte; und ſo würden wir allerdings nichts als dürre Gelehrte, und Buchſtabenmenſchen (*).

(*) Herr Mendelsſohn ſagt dieß hinreiſſend und unvergleichlich ſchön, in ſeiner Schrift über religiöſe Macht und Judenthum, mit folgenden Worten: „Wir lehren und unterrichten einander nur in Schriften; lernen die Natur und „den Menſchen kennen, nur aus Schriften; „arbeiten und erholen, erbauen und ergötzen „uns durch Schreiberey. Der Prediger unterhält ſich nicht mit ſeiner Gemeinde, er liest „oder declamirt vor ihr eine aufgeſchriebene Abhandlung. Der Lehrer auf dem Katheder liest „ſeine geſchriebene Hefte. Alles iſt todter Buchſtabe; nirgends Geiſt der lebendigen Unterhaltung. Wir lieben und zürnen in Briefen, zanken und vertragen uns in Briefen, unſer ganzer Umgang iſt Briefwechſel, und wenn wir „zuſammen kommen, ſo kennen wir keine andere „Unterhaltung, als ſpielen oder vorleſen.“

„Daher iſt es gekommen, daß der Menſch für „den Menſchen faſt ſeinen Werth verloren hat. „Der

Aber ohne abwechſelnden Umgang mit den Menſchen und ſich ſelbſt, kann der Menſch ſeine ganze Beſtimmung nicht erfüllen, und er

„Der Umgang des Weiſen wird nicht geſucht; „denn wir finden ſeine Weisheit in Schriften. „Alles was wir thun, iſt ihn zum Schreiben „aufzumuntern, wenn wir etwa glauben, daß „er noch nicht genug hat drucken laſſen. Das „graue Alter hat ſeine Ehrwürdigkeit verloren; „denn der unbärtige Jüngling weiß mehr aus Büchern, als jenes aus Erfahrung. Wohl„verſtanden oder übelverſtanden, darauf kommt „es nicht an; genug er weiß es, trägt es auf „den Lippen, und kann es dreiſter an den Mann „bringen, als der ehrliche Greis, dem vielleicht „mehr die Begriffe als die Worte zu Geboten „ſtehen. Wir begreifen nicht mehr, wie der „Prophet es hat für ein erſchreckliches Uebel hal„ten können, daß der Jüngling ſich erhebe über „den Greis; oder wie jener Grieche dem Staate „habe den Untergang prophezeyen können, weil „in einer öffentlichen Verſammlung ſich eine „muthwillige Jugend über einen Alten luſtig „gemacht

er gelanget nie zu einer gewiſſen Stufe von Erfahrung, Weisheit, und Tugend. Ewig wahr iſt, was ein weiſer Menſchenlehrer geſagt hat: nie werde unſere ganze Beſtimmung erfüllet, ohne dieſen Wechſel des Umganges mit den Menſchen, und des Umganges mit ſich ſelbſt; ohne die Munterkeit des geſellſchaftlichen und den Ernſt des einſamen

„gemacht hatte. Wir brauchen des erfahrnen Mannes nicht, wir brauchen nur ſeine Schriften. Mit einem Worte, wir ſind litterati, Buchſtabenmenſchen.

„So war es nicht in den grauen Tagen der Vorwelt. Kann man nun ſchon nicht ſagen, es war beſſer; ſo war es doch ſicherlich anders. Der Menſch war dem Menſchen nothwendiger; die Lehren waren genauer mit dem Leben, Betrachtung inniger mit Handlung verbunden. Der Unerfahrne mußte dem Erfahrnen, der Schüler ſeinem Lehrer auf dem Fuſſe nachfolgen, ſeinen Umgang ſuchen, ihn beobachten, und gleichſam ausholen, wenn er ſeine Wißbegierde befriedigen wollte.“

Lebens; ohne ausgebreitete, wohlthätige Wirkſamkeit unter vielen, und Anwendung ſeiner ganzen Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt; ohne Thätigkeit in Geſchäften, und Thätigkeit im Denken; ohne Geräuſch, und Stille; ohne Zerſtreuung, und Sammlung aus der Zerſtreuung.

Es iſt angenehm ſeine Muſſe mit intereſſanten Ideen auszufüllen, Quellen der Glückſeligkeit zu beſitzen, die uns für immer geſichert ſind, und uns unabhängig von den Menſchen machen; aber es iſt Pflicht, deſſen ungeachtet auch für die Geſellſchaft zu leben, und an den Geſchäften und Gewerben der bürgerlichen Welt Theil zu nehmen. Unſtreitig genieſſet der Einſame für ſich gröſſeres geiſtiges Vergnügen als der Geſchäftsmann, aber man wäre eigennützig und Gott misfällig, wenn man allen ſeinen Pflichten gegen die Welt entſagte, um ſich den geiſtigen

gen Vergnügungen der Einſamkeit ganz zu überlaſſen. Es wäre auch ganz gegen die Natur, wenn man wollte einerley Vergnügen immer genieſſen. Alles Vergnügen in der Welt ekelt uns an, wenn wir zu tief daraus trinken. Was uns einmal intereſſirt, kann uns doch nicht immer intereſſiren, und wo das Herz einmal hinſtrebet, da wird es nicht ewig hinſtreben. Man wird alles ſatt, wenn der Körper leidet, indem der Geiſt genieſſet. Ein einziges Tröpfchen guter Laune, iſt mehr werth, als aller Genuß, alles Glück, alle Wiſſenſchaft und aller Ruhm auf Erden; und darum führet uns die Philoſophie, an ihrer Hand, in die Geſellſchaft der Menſchen, und ſagt: Thätigkeit unter Menſchen ſey der Zweck wo die Natur hinſtrebet, und ohne deſſen Erreichung ſey man, auch bey den größten Verſtandsvorzügen, im Beſitze keines Gutes glücklich.

Gott ſelbſt will, daß wir mit andern Menſchen in Verbindung leben; der ſtarke Trieb der Geſelligkeit, den Er in unſere Natur geleget hat, iſt eine ſehr deutliche Erklärung ſeiner Abſichten. Sodann zeigen uns die aufgeklärteſten Ausleger ſeiner Befehle, daß wir auch die häufigen Vorſchriften des göttlichen Wortes, zur Dienſtfertigkeit, zur Gefälligkeit, zur Sorge für das gemeine Beſte, und zu manchen andern Pflichten der Geſellſchaft, gar nicht haben müßten, wenn es etwas Verbindliches oder auch nur Erlaubtes ſeyn ſollte, mit einer gänzlichen Abſonderung uns von der Welt zu entfernen, und unſere Tage zuzubringen in einem einſamen und andächtig ſcheinenden Müſſiggange. Die aufgeklärteſten Theologen ſagen uns, der Heiland der Welt habe durch ſeine Lehren und ſein Leben jene anachoretiſchen Grundſätze widerleget, welche die Menſchen wol zu eigenſin-

genſinnigen Sonderlingen und Menſchen-feinden machen, aber nicht zu tugendhaften Weltbürgern. Nur dazu fodere uns der Erlöſer mit ſeinem Beyſpiele auf, daß wir zu gewiſſen Zeiten uns in die Einſamkeit begeben. Er habe in Geſellſchaft wie andere Menſchen gelebt, und alſo auch zu ſeinen Jüngern weder Einſiedler noch Müſſiggänger verlanget. Er habe ſich von Zeit zu Zeit der Welt entzogen, und in der Einſamkeit vertraulich mit Gott ſich unterhalten, um uns zu lehren, daß ein Chriſt ſich nicht beſtändig durch die Geſchäfte und Angelegenheiten der Welt müſſe zerſtreuen laſſen, und noch viel weniger durch ihre Ergötzlichkeiten, ſondern er müſſe ſich zuweilen von ihr abſondern, und keine andere Geſellſchaft haben als ſein Herz und Gott. Alſo ſey ein gänzliches Zurückziehen von der Welt ſo wenig die Vollkommenheit der Religion, wie die

altglaubige Römiſche Kirche wähnte, ſondern vielmehr, einige wenige Fälle ausgenommen, nichts andres, als ein Misbrauch der Religion.

Die Geſchäftigkeit des Lebens, und die Geſchäftigkeit im Stillen, wird auch ſchon gehörig mit einander verbunden, wenn wir die Zeitvertreibe und geringern Freuden der Welt, als Erhohlungen nach Arbeit und Sorge betrachten. Alles iſt gut was die Menſchen vereiniget, was ſie durch Mittheilung ihrer Empfindungen und Begriffe aufgeklärter, weiſer, tugendhafter, unter ſich ſelbſt liebreicher, zutraulicher, und einträchtiger macht; und in ſo weit lege ich einen ſehr hohen Werth auf Aſſembleen und Clubs. Sinnliche Vergnügungen müſſen immer mit geiſtigen abwechſeln, wenn auch gleich dieſe reiner, edler, und dauerhafter ſind, als jene. Von einſamen Speculationen muß man

durchaus zu körperlichen Uebungen und ſinnlichem Zeitvertreibe übergehen. Es iſt vielleicht kein Menſch, der nicht erfahren hat, daß durch unſchuldiges ſinnliches Vergnügen das Strenge und Ueberſpannte in unſern Urtheilen und Sitten ſeine Schärfe verlieret. Ach wie geht uns gleich die Seele auf, wenn wir etwas Gutes, Gefälliges, Liebenswürdiges im Umgange an einem Menſchen bemerken, der uns auf den Gaſſen immer ſtolz, ſteif und kalt anblickte! Eine fröliche Geſellſchaft und ein freundliches Gaſtmahl, geben alſo allerdings der Tugend eine heiterere Miene, und der Frömmigkeit eine frölichere Geſtalt; und beyde gewinnen gewiß manchen Verehrer unter einem brüderlichen Tobacksnebel.

Schwermüthig müſſen wir uns darum nicht dem Umgange entziehen. Wir müſſen zufrieden ſeyn mit dem Mittelmäſſigen und Gemei-

Gemeinen, das in dem Geſpräche vorkommt. Wir müſſen bey keinem der eingeführten Zeitvertreibe Langeweile haben. Wir müſſen niemals von intereſſanten Dingen ſprechen, wenn ſie etwa nur uns intereſſiren. Wir müſſen immer blos auf das ſehen, was andern Freude macht, und von ihnen alles mit Wohlgefallen annehmen, ſo ſehr es auch etwa für eine kleine Weile unſern Verſtand vertrocknet, und unſere Einbildungskraft auslöſcht. Wir müſſen ſo viel als uns von unſerer Seele itzt eben brauchbar iſt, mit allen Kräften auf die Gegenſtände, Perſonen, und Sachen richten, welche die Geſellſchaft beſchäftigen; und ſo ſind wir dann gewiß recht liebenswürdige Leute.

Liebenswürdig iſt eigentlich jeder, für diejenigen denen es nur darauf ankommt, daß ihre Aſſembleen immer voll ſeyen. Wer im Spiele mit der Dame des Hauſes ſein Geld

ohne

ohne Murren verlieret, iſt gewöhnlich, in den Augen dieſer Dame, der vortreflichſte Mann in der ganzen Stadt. Jeder ſchale Menſch iſt auf jeder Aſſemblee willkommen, weil er doch immer einen Platz an einem Spieltiſche ausfüllt. Sogar die elegante Weltdame, welche eifrig und feurig auf jede Aſſemblee und in jede Geſellſchaft läuft, und in ihrem Leben nie Langeweile hat, als wenn ſie ſich etwa gezwungen ſieht, des Abends mit ihrem Manne und mit ihren Kindern zu eſſen, ſpielt auf einer Aſſemblee nicht eine gröſſere Rolle, als der ungenießbare Mann, der ſchon ſo lange dem Vaterlande dient, täglich das Rad ſeiner Geſchäfte durch die alten Gleiſe treibt, und von allem was in der Welt geſchrieben und gedacht wird, nichts lieſt, und nichts verſteht, weil er doch täglich in ſchöner Geſellſchaft erſcheint, und ſich da in ſeiner groſſen Parucke recht gut ausnimmt.

Abtrün-

Abtrünnige aus der Geſellſchaft giebt es indeſſen auch mit Recht. Um mehr zu thun, und in einer gröſſern Ausbreitung zu wirken, muß mancher gerne viel ſitzen, und gerne wenig laufen. Solche Abtrünnige finden bey den Predigern der Geſelligkeit doch zuweilen Vergebung, und bey vielen Menſchen eine freundliche Aufnahme, wenn ſie auch nicht immer da zu ſehen ſind, wo man ſie erwartete. Wichtig iſt nicht alles was Tauſende von Einem verlangen; und jedem rechtſchaffenen Manne wird ſein Gewiſſen genug ſagen, was das wichtigſte iſt, das er in jedem Tage zu thun hat. Man iſt deswegen nicht gleich eine Eule, wenn man auch gerne im Dunkeln wohnet; mancher würde ſehr gerne da wohnen, und man läßt ihn wahrlich nicht im Dunkeln. Mancher entſchleicht blos dem Tumult, um etwas Weſentlicheres zu thun, als im Tumult geſchiehet; aber

er geht auch gerne in den Tumult, wenn etwas Weſentliches darinn zu thun iſt. Viele Geſchäfte können auch nur in der Stille gethan werden, und mancher wirket in der Einſamkeit mit ſeiner Feder für weit mehr Menſchen Gutes, als das rüſtigſte Geſchäftsmännlein durch das perpetuum mobile ſeiner zwey Beine.

Gelehrte Einſamkeit, und ein völliges Leben im Schlafrock, iſt ein ſehr ehrwürdiges Leben; denn wer ſagt euch, daß dort im Schlafrock nicht weit gröſſere Kräfte ausgeübet werden, als hier in allen unſern Stiefeln? Wenn die innere Thätigkeit des Menſchen nur immer Bezug auf nützliche Gegenſtände hat, ſo iſt der Gebrauch ſeiner Kräfte gut. Wer Jünglinge unterrichtet, oder auch nur irgend ein nützliches Buch ſchreibt, hat noch immer Umgang mit der Welt, und iſt gewiß oft ſehr thätig zu ihrem Beſten.

So

So einſam und beſchaulich ſein Leben auch immer ſcheinen mag, ſo emſig er ſich auch immer von den Geſchäften und Gewerben der bürgerlichen Welt auf eine Weiſe los wickelt, ſo thätig bleibt er im Grunde doch immer für die Geſellſchaft, indem er ihr laut aus ſeiner Kammer ſagt, was er ihr unter den Feſſeln der Geſelligkeit, der Höflichkeit, und des Reſpects verſchweiget.

Ein Profeſſor kann die ununterbrochene Wachſamkeit auf alle die kleinen Vorzüge verlachen, durch die ſich ein Weltmann der Geſellſchaft angenehm macht (*). Muß man viel

(*) Tout homme abſorbé dans des méditations profondes, ſagt Helvetius vortreflich, occupé d'idées grandes et générales, vit et dans l'oubli de ces attentions, et dans l'ignorance de ces uſages qui font la ſcience des gens du monde; auſſi leur paroit-il presque toujours ridicule. Peu d'entre

viel in der Welt leben, ſo iſt es nicht möglich, den Beruf eines Gelehrten zu erfüllen; lebt man als Gelehrter entfernt von der Welt, und ſieht ſich von allem dem leeren abgeſchmackten Geſchwätz befreyt, das nicht Mittheilung der Gedanken und Ergieſſungen des Herzens befördert, ſondern nur die Seele entnervt und die Zeit tödtet: ſo thut man auch

tre les gens du monde ſentent que la connaiſſance des petites choſes ſuppoſe presque toujours l'ignorance des grandes; que tout homme qui mene à peu près la vie de tout le monde, n'a que les idées de tout le monde; qu'un pareil homme ne s'éleve point audeſſus de la mediocrité, et qu'enfin le génie ſuppoſe toujours, dans un homme, un deſir vif de la gloire, qui, le rendant inſenſible à toute eſpece de deſir, n'ouvre ſon ame qu'à la paſſion de s'éclairer.

auch gerne auf alle die Vortheile Verzicht, die inſonderheit für äuſſerliche Ausbildung die Geſellſchaft bringen kann. Aber gedoppelt ehrwürdig iſt der Gelehrte, der ſelbſt in den Wohnſitzen der Gelehrſamkeit gelernt hat, durch einen ſcharfen Verſtand und durch ein gutes Herz, aller Menſchen Herzen zu ſich zu reiſſen.

Schale Weltleute halten zwar alle Einſamen aus der gelehrten Claſſe für Pedanten. Aber allenthalben findet man mitten in der Welt, immer weit mehr und weit gräßlichere Pedanten, als in den Wohnſitzen der Gelehrſamkeit. Allenthalben wird man angerennt von Juriſten, deren Mund von Rechtsfällen, und allenthalben von Aerzten, deren Mund von Krankengeſchichten überflieſſet. Die Urſache iſt gar nicht, daß dieſe Herren etwa Gelehrte ſind, denn das ſind ſie ſehr oft nicht. Aber Garve zeigt uns unübertreflich:

treflich: die Urſache ſey, weil keiner von dieſen geſchwätzigen Juriſten, und keiner von dieſen geſchwätzigen Aerzten, Herr über ſich iſt; weil jeder von einer gewiſſen Leidenſchaft beherrſchet wird, oder von gewiſſen Ideen eingenommen iſt, die ſich mit Gewalt hervordrängen; die ſich Luft machen, ohne die Vernunft und die Urtheile der Gegenwärtigen zu Rathe zu ziehen.

Läuft dir alſo ein ſolcher unbändiger Juriſt mit ſeinen Proceſſen, und ein ſolcher abgeſchmackter Arzt mit ſeinen Krankengeſchichten auf den Leib: ſo denke du mit Lammesſinn, was uns Garve ſo menſchenfreundlich lehret: dieſe guten Herren haben das Gleichgewicht in ihrer Seele verlohren, womit man ſeine Reden und Handlungen immer nach den Umſtänden und nach den Perſonen anordnen muß, mit denen man zu thun hat. Als Pedanten und als leidenſchaftliche Menſchen

ziehen ſie keine Umſtände zu Rathe; ſie richten ſich blos nach ſich ſelbſt. Sie begehen Unſchicklichkeiten, wegen der völligen Vergeſſenheit aller Dinge, den einzigen Gegenſtand ihrer Leidenſchaft, ihre Rechtsfälle und ihre Krankengeſchichten ausgenommen.

So wenig ſind die deutſchen Univerſitäten die Wohnſitze der Pedanterey, daß ich mir vielmehr zu behaupten getraue, die meiſten Pedanten und Pedantinnen finde man in mancher deutſchen Provinz, mitten in der ſchönen Welt, unter der ſeltſamen und zahlreichen Claſſe von Menſchen, die man anitzt die Leſewelt nennt, ſo wie die Bücher, welche ſie leſen, Leſebücher.

Der Name iſt neu, wie die Sache. Die deutſche Leſewelt iſt eine von der Gelehrtenrepublik äuſſerſt verſchiedene Republik; denn durch die eine kommt der menſchliche Verſtand empor, und durch die andere mehrentheils

theils herunter. Verſtändige Menſchen leſen, um aus Büchern zu lernen; die Leſewelt lieſt, um mit Büchern Pedanterey zu treiben, das iſt, in das Wenige was ſie lieſt, eine groſſe und ausſchlieſſende Wichtigkeit zu ſetzen, die nicht darinn iſt, und dann von allen andern Menſchen kurzum zu verlangen, daß ihnen dieſe Wichtigkeit mit gleicher Stärke einleuchte.

Es iſt ganz unleidlich, wie man examinirt wird, ſobald man das Unglück hat, etwa unverſehens mitten unter dieſe Leſewelt zu gerathen. Ihr tretet kaum in den kerzenhellen Saal, ſo fällt euch ſchon einer mit hoher Amtsmiene auf den Leib, und will peremtoriſch wiſſen, ob ihr das blaßgelbe Journal nicht leſet? Ein anderer ſcheint ſeiner Sache völlig gewiß, und ſagt: Sie leſen doch das graue Ungeheuer? Ein dritter, ein vierter, ein fünfter, ein ſechster, ein ſieben-

ter, ein achter, ein neunter, ein zehnter, legen in der Reihe ihre Karten weg, und ruffen laut: ganz unſtreitig haben ſie die hellerothen und helleblauen, oder gewiß das grasgrüne, das violette, und unfehlbar das zeiſiggrüne und orangengelbe Journal geleſen? Auf einer einzigen Aſſemblee, und bey einem einzigen Souper, lauft man bey der Leſewelt gewöhnlich funzigmal durch dieſe Hechel; und muß ſich dann freylich einen ſchnöden Blick von jedem gefallen laſſen, deſſen Journal man nicht liest, oder nicht geleſen zu haben vorgiebt. Völlig für verlohren hält man Hopfen und Malz an jedem Gegenfüßler der Leſewelt, der vollends zwiſchen die Damen geräth, die nicht etwa nur Monatſchriften und Journale leſen, ſondern gar alle Neuigkeiten (*).

Wider-

(*) Neuigkeiten heiſſen bey den Buchhändlern ſolche

Widerſinnig iſt hingegen die Rolle, die man mitten unter allem dieſem Leſelerm, mitten unter allem dieſem beſtändigen Geſchwätze von dem Wenigen das man liest, mit denjenigen ſpielet, welche Bücher ſchreiben. Von Rechtswegen ſollte ein Schriftſteller, der zuweilen lebende Menſchen und Sitten an die Wand mahlt, mit allen Menſchen verlegen ſeyn; aber jeder, der mit ihm umgeht, iſt es vielmehr mit ihm. Alle Geſichter ründen und verſchlieſſen ſich vor ſeinem Anblick. Gönner und Bekannte, gute Freundinnen und

che Sachen, die für die Leſewelt gehören: Journale, Monatſchriften, Allmanache, Comödien, Romanen, kleine luſtige Sachen und Poetereyen, auch Paſquillen auf groſſe Herren, die gewöhnlich den geſchwindeſten und gröſten Abgang haben, aber nicht in den Catalogus kommen. Ich habe nur erſt einen Ballen mit Neuigkeiten voran geſchickt, ſagt der Buchhändler; das übrige (nemlich gröſſere Werke, und ernſthafte Bücher) kommt nach.

Freunde weichen jedes auch nur von ferne auf ſein Buch ſich beziehendes Wort aus. Die Leſewelt hütet ſich, ihm von ſeinem Buche zu ſprechen, wie man ſich hütet auf eine Schlange zu treten. Oft iſt man wahrlich geneigt, bey dieſer allgemeinen Zurückhaltung, bey dieſer comiſchen Verlegenheit ſeiner Leſer und Mitbürger zu denken: ſie halten alle insgeſamt, Schriftſtellerey für ein Landesverbrechen (*).

Alle

(*) Hieher gehöret auch die Aengſtlichkeit, mit der ſich die Leſewelt ſo ſchnell als möglich einen Schriftſteller vom Leibe ſchaffet, deſſen Buch ſie geſchenkt erhält. Nur um nicht urtheilen zu müſſen, ergreift man den nemlichen Augenblick, da das Buch im Hauſe abgeliefert wird, und alſo bevor es möglich iſt etwas mehr als das Titelblatt geleſen zu haben, und bedankt ſich ehrerbietigſt für das vortrefliche Werk; oder man findet ſich mit dem Verfaſſer durch ein Compliment im Canzleyſtyl ab, das ſich auf ein Buch juſt eben ſo gut paſſet, als auf ein paar geſchenkte Knackwürſte.

Alle dieſe Sonderbarkeiten der Weltleute in unſeren Provinzen, zeigen alſo wahrlich zur Gnüge, wie unbeträchtlich das Uebergewicht iſt, das ihnen ihr Weltumgang giebt; und wie viel beſſer es wäre gar nichts zu leſen, als ſeine Leſerey jedem unter die Naſe zu reiben, und dann doch vor jedem Schriftſteller ſich zu ſcheuen, wie vor einem Ungeheuer.

Weltumgang hat freylich da einen ganz andern Werth, wo kein Provinzialton herrſchet, wo man keine Art von Pedanterey treibt und duldet, und wo ſogar jeder unaufgeklärte und ungebildete Cavalier ſich auſſer ſeinem Elemente findet. Für Männer, die oft und viel alleine ſind, wäre ſolcher Weltumgang, und zumal Umgang mit Fürſten und Groſſen, eine Uebung in der männlichſten Philoſophie des Lebens. Man braucht hundertmal mehr Muth dazu, ei-

nem Groſſen eine einzige kühne Wahrheit ins Geſicht zu ſagen, als hundert ſolche Wahrheiten einem Buche anzuvertrauen. Aber man muß dann doch im Umgange mit Groſſen nie vergeſſen, wie gefährlich es iſt, mit Groſſen etwas zu thun zu haben, zumal der vielen Kleinen wegen, denen dieß nie behagt. Man muß beynahe nichts ſagen, von deſſen Wirkung man nicht gewiß iſt. Wer Welt und Menſchen kennt, redlich und offen ſpricht, alle Schliche verachtet, keinem Menſchen Unrecht thut, keinem ſchaden will wenn er auch könnte, immer gerne das Gute aushebt, das doch beynahe von jedem Menſchen geſagt werden kann, der läßt doch zuweilen bey Fürſten und Groſſen ein Wort fallen, das in gutem Erdreich gedeyt.

Groſſe, die groſſe Dinge gethan haben, oder thun werden, ſind doch wahrlich für jeden Denker intereſſant. Wer freuet ſich

nicht innigſt, wenn er ſieht, wie liebenswür- dig auch Monarchen ſeyn können, vor deren üblen Laune Millionen von Menſchen zittern. Welcher Menſchenbeobachter möchte nicht den jungen Cäſar, ſchon in der Zeit oft ganz alleine geſehen und geſprochen haben, als Sylla von ihm ſagte: traut dieſem jungen Menſchen nicht, der ſo unbeſcheiden durch die Gaſſen geht, ich ſehe in ihm viele Ma- rius? Der Anblick groſſer Kräfte, durch die ein einziger Monarch Epoche macht und Mu- ſter wird für alle, oder groſſer Kräfte in ih- rem Keim, ſind beyde äuſſerſt intereſſant; und wer freuet ſich nicht, wenn er in der Nähe ſieht, daß feines Gefühl und ſanfte Menſchheit bey ſolchen Kräften wohnet?

Umgang mit Vornehmen ſollte man nie- mals fürchten und niemals fliehen, denn in Deutſchland zumal, findet man doch ganz unſtreitig die meiſten liebenswürdigen Men-

ſchen

ſchen in der Claſſe der Vornehmen. Spott und Verachtung verdienet zwar jeder Menſch, der ſich einem Vornehmen aus keiner andern Urſache aufdringet, ihn aus keiner andern Urſache ehret und ſchätzet, als blos, wegen ſeiner Geburt, wegen ſeines Namens und Ranges, und weil es ſeinem erbärmlichen Ehrgeitz ſchmeichelt. Maynz iſt der Ort, deſſen Adel man für den älteſten und rein- ſten in Deutſchland hält; und nirgends ſoll ſich, wie man ſagt, der Mittelſtand ſo tief vor dem Adel beugen, wie in Schleſien. Aber zuverläſſig wird deswegen doch kein Mayn- ziſcher oder Schleſiſcher Philoſoph, ſeinen Freunden den Rücken kehren für ein Mittag- eſſen bey einer gnädigen Frau, oder um die Bekanntſchaft mit einem Edelmann ohne Kopf.

Einſamkeit und Weltleben wird man alſo nützlich genieſſen, wenn man dort ſeine Ta-

ge gewiſſenhaft hinbringet, hier mit Verſtand und Würde des Betragens; wenn man in beyden ſeine Rolle gut ſpielet, die Nachtheile der Einſamkeit durch Weltumgang mildert, und die Nachtheile der Geſelligkeit durch Einſamkeit. Aber übertrieben und ausſchlieſſend ſoll man überhaupt weder die Einſamkeit loben, noch das geſellſchaftliche Leben. In beyden kann man ſich der Welt ſehr überflüſſig machen, dort durch eigenſüchtige Ruhe, hier durch nichtsbedeutende Regſamkeit. Immer wird es, wenn die Erziehung nicht ganz einſeitig iſt, Menſchen genug geben, die vermögend ſind auf jede Weiſe nützlich zu werden; wie ein ſanfter Fluß, der nicht nur durch einſame Thäler und zwiſchen Heerden und Hirten hinflieſſet, ſondern auch volkreiche Städte in ſeinem Laufe beſuchet, und dieſen zugleich zur Zierde dienet und zum Vortheil.

Zur

Zur Vollkommenheit des Ganzen würde das beſchauliche und das thätige Leben gleichviel beytragen, wenn jeder Menſch da stünde, wo er hingehöret. Der erſte und letzte Zweck des Lebens iſt doch wol glücklich zu ſeyn, alſo ſich ſelbſt alles mögliche Gute zu verſchaffen, um dann auch für andere alles mögliche Gute zu thun. Aber viele Menſchen ſind durch Schickſal und Umſtände nicht dahingeſtellet, wo ſie hingehören. Seine Rolle würde mancher in guter Geſellſchaft ſehr gut ſpielen, und er muß in einem kleinen Städtchen ſeinen Geiſt aufgeben. Viele ſtellt Adel und Rang in der groſſen Welt überall vorne, welche Urſache hätten, vor aller Welt ſich zu verbergen.

Grauſam verdammet man oft Perſonen zu einem öden, einſamen, und traurigen Leben, welche in der Stadt alles um ſich her beſeelten, den Geiſtloſen Geiſt gaben, den

Trau-

Traurigen Muth, und nun Nichts werden müſſen aus lauter Vernunft. Wie manche geiſtreiche Frau vermodert auf dem Lande, wenn ihr Mann für ihren Geiſt, und ihr Herz gar keinen Sinn hat; wenn ihr nur etwa ein paar wüſte und leere Grafen und Landjunker, ab und zu, ins Haus ſtiefeln; wenn ſie niemand hat und niemand ſieht, der ſie verſteht und befriedigt, der Ohren hat wenn ſie ſpricht, und ein Herz für ihr Herz. Aber wie glücklich iſt dann auch die Frau, welche in der Welt keine Lage nach ihrem Sinne verlanget, aber ſelbſt den Sinn für jede Lage findet, alſo immer Ruhe in der Ausübung ihrer Pflicht, Reitze in der Heide, und Blumen unter Dornen.

Benutzet man aufs beſte jede Lage, in die uns die Fürſehung geſetzet hat, ſo findet ſich auch leicht Troſt in der Einſamkeit, und Vergnügen im Umgang. Einſamkeit giebt alles

les was man im Umgange nicht findet. Umgang, ſo ſchlecht er auch ſeyn mag, giebt immer Stof zum Nachdenken, neue Ideen, neue Bilder, und ſelbſt durch den Nichtgebrauch ſeiner Kraft einen neuen Zuſtuß von Geiſt und Kraft. Geht mit Widerwillen in Geſellſchaft, wenn es nicht anders ſeyn kann, aber geht; überlaßt euch da einem anſtändigen Leichtſinn; nehmt jedes Blümchen an, das man da für euch bricht, ſo gering es auch ſeyn mag. So kommt doch oft Heiterkeit in den Kopf, und Freude ins Herz, und dann gelinget wieder ernſthafte Meditation, und eiſerne Arbeit.

Billig halten ſich in mancher Abſicht, die Vorzüge des Weltlebens, und die Vorzüge des ſpeculativen Lebens die Wage. Ein ſehr groſſer Mann war der Meinung: es gebühre Gott und den Engeln allein, bloſſe Zuſchauer in der Welt zu ſeyn. Deswegen

müſſe

müſſe man das ſpeculative Leben ganz verwerfen, inſofern es nemlich ganz auf ſich ſelbſt eingeſchränket iſt, und in der menſchlichen Geſellſchaft weder Licht noch Wärme verbreitet. Aber wie nachſichtig wird man dann auch wieder gegen den eigenſüchtigſten Einſamen, der doch auch nur ſeine Verſtandeskräfte übet, dem es doch auch zu etwas nütze iſt daß er eine Seele hat die ihm das Leere der Muſſe und der Einſamkeit ausfüllet: wenn man den Misbrauch betrachtet, den Weltmenſchen von ihrem Triebe zur Sinnlichkeit machen; wenn man ſieht wie ſie dadurch alle Aufmerkſamkeit, alles Gefühl für Dinge von Wichtigkeit verlieren; wie alle Geiſteskraft bey ihnen erſchlaffet und wegſchwindet; wie leer, wie ſchaal, wie kernlos, allmählig alles wird, was ſie denken und ſagen; wie ſchwer man ſich überhaupt aus dem weichen Schoße des Nichtsthuns

und des Gaſſenlaufens zu intellectueller Würde aufraffet; wie ungern man ſeine Begriffe ſammelt, und ſeine Neugier wieder anfachet, um mit Hitze auf der ehrenvollen Bahn der Tugend, oder irgend einer Wiſſenſchaft oder Kunſt fortzuſchreiten. Will man auch behaupten, daß Gutes thun doch mehr ſey als Gutes denken, gemeinnützige Geſchäftigkeit mehr als innere Beſchäftigung des Verſtandes und Unterſuchungen welche man bey ſich insgeheim anſtellt, großmüthige Aufopferung für andere verdienſtlicher als der reinſte Selbſtgenuß: ſo kann man doch nicht läugnen, daß man auch ſchon viel Gutes in der Stille thut, wenn man ſich da zum thätigen Leben nur gehörig vorbereitet. Der Menſch iſt eben ſo gut zum denken wie zum handeln, alſo zum ſpeculativen wie zum thätigen Leben gemacht; aber mit der Abſicht, daß er in beyden ſich übe, und fähig

ſey in beyden der Abſicht Gottes zu entſpre-chen. Eine gänzliche Abneigung gegen allen Umgang wäre alſo eben ſo wenig Philoſophie, als eine gänzliche Unluſt an der Einſamkeit. Man muß wechſelsweiſe beyde ſatt werden, um beyde zu genieſſen.

Einer groſſen Entſchuldigung ſcheint der Trieb zur Einſamkeit fähig, wenn er dem Herzen Ruhe gewähret. Aber wenn man dieſe in der Welt nicht hatte, und in der Einſamkeit nicht findet, dann iſt offenbar etwas Ungeſundes in der Seele, und dann misbilligt die Vernunft dieſen Trieb.

Treibt uns Misvergnügen und Abneigung gegen Menſchen in die Einſamkeit, und wir vergeſſen in derſelben unſer Misvergnügen und unſere Abneigung, ſo iſt der Trieb, dem wir folgten, gerecht. Dieß iſt der Fall, wenn wir uns in der Einſamkeit nützlich beſchäftigen. Aber wenn wir die Welt, die

wir verlaſſen hatten, in unſere Einſamkeit mitnehmen, wenn uns auch da unſer Mismuth über alles was wir ſehen und hören nicht verläßt, ſo verlieren wir an Menſchenliebe was wir vielleicht an Menſchenkenntniß gewinnen, und eine vielleicht gerechte Flucht vor den Menſchen gewähret nicht Ruhe.

Bey der gröſten Abneigung gegen die meiſten Menſchen, die dich umgeben, ſollteſt du doch dieſe Menſchen nicht immer fliehen. Je weniger du alle ſiehſt, deſto mehr Nahrung gewinnet dein unglücklicher Widerwillen, und deſto gewiſſer wirſt du ein Miſanthrop. Vermeideſt du hingegen die Geſellſchaft der Menſchen nicht ganz, ſo haſt du gewiß manche Gelegenheit eine gute Seite an manchem Menſchen zu ſehen, den du nur nicht genug kannteſt; du wirſt Achtung und Liebe für manchen empfinden, von dem du in deiner Kammer glaubteſt, er verdiene

ſie nicht. Niemals ſollte man darum mehr verſuchen in Geſellſchaft zu gehen, als eben wenn uns dieß am meiſten Angſt und Zwang koſtet. Wer nur mit unbefangenem Gemüthe und wohlwollendem Herzen in Geſellſchaft ſich zeigt, kommt doch manchmal aus derſelben mit Ruhe und Zufriedenheit zurück.

Keinesweges will ich alſo Miſanthropie ausſäen, wenn ich ſage, dieß und jenes veranlaſſet in uns Miſanthropie. Die Geſchichte des Triebes zur Einſamkeit enthält ja auch die Geſchichte von mancher traurigen Krankheit der Seele; und wäre es mir gelungen dieſe Krankheiten richtig zu zeichnen, ſo hätte ich vielleicht auch nicht ohne Glück ihren Hülfsmitteln nachgedacht.

Ekel und Abſcheu entfernen wechſelſeitig den Menſchen von dem Menſchen, in mancher deutſchen Provinz, wo bey dem Umgange, den man ſich wählet, nur Adel und

Familie in Betrachtung kommen, und niemals Anlagen und Eigenſchaften zu gutem Umgange. Da fürchtet manche hochadeliche Dame, mehr als Sünde, Tod, Teufel, und Ewigkeit, daß man ſie mit Leuten umgehen ſehe, die nicht von Familie ſind; aber ſie fürchtet ſich vor nichts, wenn ſie ihren Bedienten bey ſich im Bette hat. Haus und Hof verlaſſen ſolche Damen, ſie verlaſſen Städte die in den fruchtbarſten und ſchönſten Gegenden liegen, in denen Künſte und Wiſſenſchaften blühen, in denen Aufklårung überall gedeyt, in denen Kaufmannſchaft den Reichthum, den Ueberfluß, und alle Reitzungen der Sinnlichkeit verbreitet, nur um nicht öffentlich mit Menſchen umgehen zu müſſen die nicht von Familie ſind. Allen dieſen unklugen Stolz erwiedert der verſtändige Unadel mit zehnfach edlerm Stolze. Jeder fliehet weit von jedem Orte, wo er

nur Leute antrifft, vor denen ihm ekelt. Aber ſobald man ſolche Leute nicht auch ganz vergißt; ſobald die unangenehmen Eindrücke, die der Unadeliche dem Adelichen und der Adeliche dem Unadelichen macht, eine dauerhafte Abneigung erzeugen, und nicht augenblicklich verdämpfen; ſobald dieſe Abneigung gar in Haß, Ekel, und Abſcheu ſich verwandelt: o ſo iſt man auf Abwegen, welche Gott und alle guten Menſchen misbilligen! Haſſet man auch den Umgang noch nicht, den man fliehet, ſo ärgert man ſich doch zuweilen über das, was dieſem Umgange mangelt, und erfüllet dadurch ſein Herz mit immer gröſſerer Unluſt; und ſo verfällt man in Mismuth und Melankolie: alſo in einen Zuſtand der Seele, in welchem man ſich ſelbſt oft verächtlicher und ſchlechter vorkommt, als aller Adel und Unadel iſt, den man fliehet.

Scharfſichtig und billig hat ein berühmter Engländer dieß alles überdacht, als er ſagte: der allgemeine geſellſchaftliche Umgang gebe kein merkliches Vergnügen, und gänzliche Einſamkeit das höchſte Misvergnügen und den größten Schmerz. Alſo ſey Schmerz das Uebergewicht, wenn man das allgemeine geſellſchaftliche Vergnügen mit den Wirkungen gänzlicher Einſamkeit vergleiche. Jedes wahre geſellſchaftliche Vergnügen hingegen, überwiege allen Schmerz den der Mangel dieſer Vergnügungen giebt; denn gute Geſellſchaft, lebhafter Umgang, inniger Freundſchaftsgenuß, erfüllen die Seele mit angenehmen Gefühlen. Aber auch Einſamkeit ſey auf eine Weile ſehr angenehm. Alſo könne man hieraus vielleicht wol ſchlieſſen, wir ſeyen zugleich für Beſchaulichkeit und Thätigkeit geſchaffen, weil uns Einſamkeit eben ſo wohl als Umgang Vergnügen

gebe; gleichwie die obige Beobachtung uns bemerklich mache, daß gänzliche Einſamkeit dem Zwecke unſers Daſeyns völlig widerſtrebe, und ſelbſt der Tod kaum ſchrecklicher ſey, als anachoretiſche Einſamkeit.

Bart und Kaputze mögen immer den Werth behalten der ihnen gebührt. Deswegen wollen wir doch als Weltbürger leben, und ſo viel Gutes, als uns möglich iſt, unter den Menſchen thun. Aber nur die Freyheit wollen wir uns erringen, aus der Welt weggehen zu können ſo oft es uns gutdünkt, und alleine zu ſeyn mitten im Drange der Geſchäfte, und der allgemeinen Jagd nach ſinnlichem Vergnügen. Man wage es nur dreiſte nach ſeinem eigenen Geſchmacke zu leben, und ſich abzuſondern von den Menſchen bey dem erſten Winke der Vernunft. Man überlaſſe nur das müſſige Vorfahren und Abgeben von Viſitenkarten, und alle übrigen

groſſen Dinge dieſer Art, den Cavalieren und Damen die nichts beſſeres kennen. Wer mit ſich ſelbſt und ſeinen Hausgenoſſen fertig werden kann, macht ſich einen Plan von häuslichen Freuden und Pflichten, wozu er keiner andern Menſchen Hülfe bedarf, und die ihn auch immer gegen Langeweile retten, weil ſie ſeinen Verſtand und ſeine Einbildungskraft immer beſchäftigen.

Gänzliche Einſamkeit iſt doch zuweilen der höchſte Herzensgenuß, für die guten Seelen, die ganz in ihrer Imagination leben, alſo in einer ganz andern Welt, als die iſt, die ſie umgiebt. Solches Glück iſt nur wenigen beſcheeret. Die Welt ſagt, es ſey eine Thorheit; aber die Welt weiß gar oft nicht was ſie ſagt.

Vergleicht man den Werth des beſchaulichen und des thätigen Lebens, die Tugenden die bey jenem aufkeimen bey dieſem ſchlummern,

mern; ſo entſtehet leicht auch eine Vorliebe für die Einſamkeit, wegen des Muthes den ſie erzeuget, und der Stärke die ſie dem Charakter giebt. Bürgerlichen Muth immer mehr in deutſchen Herzen zu entzünden, ach dieß iſt eine Begierde die man gewiß einem Schriftſteller verzeihet der in deutſcher Sprache über Einſamkeit ſchreibt, und die mir alſo auch erlaubt, hier alles grade vom Herzen wegzuſagen wie ich es fühle, und wie es iſt.

In mancher deutſchen Provinz, wo noch immer der Adel dem perſönlichen Verdienſte nur einen ſehr eingeſchränkten Zutritt erlaubet; wo die abergläubige Verehrung für die Vorrechte der Geburt die Ehre des Menſchen verdränget; wo alſo der Adel noch immer glaubt und immer merken läßt, es ſey eine himmelhöhe Kluft zwiſchen ihm und dem Bürgerſtande befeſtigt; wo man alle menſch-

liche

liche Kräfte, mit männlichen und weiblichen Fäuſten unabläſſig anwendet, dieſe Kluft in aller ihrer Höhe und Tiefe zu erhalten; wo beynahe der ganze bürgerliche Volkscharakter auf der Stirne das Gepräge dieſes anerkannten Standesunterſchieds trägt; wo man von Jugend auf, die Vornehmen zum Stolz und die Niedrigen zur Schüchternheit bildet; wo der Adel ſeine Vorzüge dem Unadel nicht nur bey allen erdenklichen Gelegenheiten einbläut, ſondern wo der Unadel in einem fort nach jeder von dorther kommenden Gnadenbezeugung jappet: bringt dieß nicht nur auf der einen Seite einen ewigen Stolz und auf der andern einen ewigen Neid, ſondern auch ſogar einen ſo ausſchweifenden Heißhunger nach Adel hervor, daß wahrlich mancher aus dem gemeinen Stande nicht etwa durch ſeinen Geiſt ſich zu heben ſucht, nicht etwa gröſſer, kecker, und edler denkt und handelt,

ſon-

ſondern ſich lieber nur einen Adelsbrief für dreyhundert und zwanzig Thaler kauft.

Dieß alles erniedrigt den Menſchen, benimmt ihm das Gefühl ſeines innern Werths, benimmt ihm die Erhabenheit der Seele, vermöge welcher man nach keiner falſchen Ehre lüſtert, nichts von allem dem Tändelkram verlanget, den der Adel dem Unadel verſagt, und jeden Menſchen als ſeines Gleichen, und Adelsbrief und Ahnen und Rang, als blos zufällige und unbeträchtliche Vorzüge anſieht. Immer mögen uns die Philoſophen lehren, es ſey ſo wohl eine Folge des Bewußtſeyns von Talenten oder Verdienſten, als ein Vortheil hoher Geburt und eines angeſehenen Namens, daß der Menſch dreiſter wird. Wer in jenen Provinzen, und unter dem Drucke jener Vorurtheile immer gelebet hat, wird es nicht, und iſt es nicht; und ſchmiegt ſich gewiß immer ſo lange, als er das noch

begehrt, was ihm andere verweigern können. Ein einziger höhniſcher Blick, ein einziges Wort der Demüthigung und Erniedrigung aus dem unbedeutenden Munde einer hochadelichen Dame bringt den witzigſten Secretair um ſeine Einfälle, macht den ſcharfſichtigſten Prediger ſtumpf und unwiſſend, und verurſacht dem armen Arzte einen Spaſmus, der alle Muſkeln ſeiner Seele zuſammenzieht.

Ein kraftloſes unfähiges Geſchöpf iſt alſo der Menſch der ſich ſelbſt nicht fühlt, in den unglücklichen Augenblicken da er glaubt, er falle ſo eben in die Ungnade eines hochſtämmigen Barons, oder einer gnädigen Frau. Aber wie lodert ihm bey ſolcher Ungnade das Herz empor, wie frey und ungehindert ſind ſeine Bewegungen, wie ſcheint jede ſeiner Fähigkeiten verdoppelt, wenn er in einem Lande der Freyheit, oder frühe in

der Einſamkeit gelernt hat, ſolche Menſchen und ſolche Vorfälle blos nach ihrem innern Werthe zu ſchätzen.

Stärke des Charakters erlanget man in der Einſamkeit, aber Geſchicklichkeit zur Anwendung dieſer Stärke, aller Vortheile der Einſamkeit ungeachtet, doch nur in der Welt. Muth iſt die Hauptſache im Leben. Muthvoll handelt der Einſame vielleicht mehr als der Weltling, aber die Schlankheit hat er nicht muthige Entſchlüſſe mit gutem Erfolge auszuführen. Einſamkeit giebt Taubeneinfalt aber nicht Schlangenklugheit. Es iſt nicht genug, daß man auch Menſchen, vor denen andere zittern, keck in die Augen ſieht; man muß auch die Kunſt kennen dieſen Menſchen das Herz abzugewinnen; auch die Schliche des Neides, deſſen Plane, Hoffnungen, und Ränke; auch die Schliche und Pfiffe von allen, die immer eigene Plane

haben,

haben, und alſo doch gerne jedem andern den ſeinigen zerſtören. Der Einſame und der Welt Unkundige geht in allem grade durch; der Weltmann weiß wo er ſtille ſtehen, wo er ausbeugen, wo er nachgehen ſoll, und ergreift den Augenblick zum Durchſetzen nicht eher, als bis er ihn hat.

Wohlbenutzte Einſamkeit macht indeſſen auch, in manchem Betracht, zu Weltgeſchäften nicht nur nicht unfähig, ſondern wirklich geſchickt. Müſſiggang und Wolluſt ſind gar zu oft und zu gerne im Gefolge des Weltlebens; und aus beyden wird nichts Groſſes. Man ſah in unſern neueſten Zeiten, Miniſter an der Spitze der größten Weltgeſchäfte, die täglich zum Beſten des Staats nicht über eine Stunde arbeiteten, oder wie andere behaupten, nicht über eine halbe Stunde; alle ihre übrige Zeit ward entweder auf das ängſtliche und quälende

Beſtreben verwendet, daß ſie ja niemand aus dem Sattel hebe; oder bey der Tafel verſchleudert, oder im Kämmerlein verbuhlt. Unter ſolchen Händen kommt das größte Reich in Gefahr; fürchterliche Revolutionen können entſtehen, wenn man nur den rechten Augenblick verſäumt. Aufſchub iſt der Tod aller Geſchäfte (*).

Ein

(*) Niemand verſtand dieſe Wahrheit beſſer, als der alte Pitt. In dem glücklichen Kriege, den England unter ſeiner Staatsverwaltung mit Frankreich und Spanien führte, ließ Er einſt den verſchiedenen Befehlshabern der Flotte, der Landtruppen, und der Artillerie wiſſen, daß ſie auf einen Tag, den Er beſtimmte, zu einer geheimen Unternehmung, eine gewiſſe Anzahl Schiffe, ſoviel Landtruppen, und verhältnißmäſſig ſoviel Artillerie und Kriegsvorrath fertig halten. Alle dieſe Befehlshaber gaben dem Miniſter die nemliche Antwort; ſie lieſſen ihm alle ſagen, was Er verlange, ſey unmöglich.

Ein Miniſter iſt aber doch auch ein Menſch; und nicht jeder hat die Kraft, die eben zum Dienſteifer aufwecket, jedem die äuſſer-

Es war ſchon ſpät in der Nacht, als Pitt dieſe Antwort erfuhr. Augenblicklich ſchickte er nach ſeinem Secretair, läſterte über die Begegnung, die Er von der Unwiſſenheit und Nachläſſigkeit der Bedienten des Königs zu erdulden habe, und ſagte zu ſeinem Secretair: Herr Wood, ich befehle euch, gleich nach dem Lord Anſon zu gehen. Auf dem Admiralitätshauſe müßt ihr ihn nicht ſuchen; da iſt er nicht. Geht nach dem Spielhauſe, und ſagt ihm, in meinem Namen: ich werde ihn unausbleiblich anklagen, wenn er nicht gleich die von meiner Hand erhaltene Befehle der Regierung ausführe. Geht von da zu Lord Ligonier; und ſollte er ſein Bett voll Huren haben, ſo reiſſet ihm doch die Bettgardinen auf, und wiederhohlet ihm meinen Auftrag. Dann nehmt euren Lauf nach dem Ritter Carl Frederik, und verſichert ihn, wenn er die Befehle des Königs nicht befolge, ſo ſey dieß der letzte, den er erhalte.

Herr

äuſſerſte Thätigkeit gebietet, und Saumſeligkeit auf der Stelle bey jedem beſtraft. Selbſt Philoſophen erlaubten ſinnliche Lüſte,

Herr Wood gieng alſo nach Whits Caffeehaus, und verrichtete was ihm befohlen war, bey Anſon, dem erſten Lord der Admiralität. Dieſer beſtand darauf: Pitt ſey ein Narr, Er könne ſeine Wünſche nicht erfüllen; jedoch, ſetzte Anſon hinzu, da man einem Wahnwitzigen auch antworten muß, ſo ſagen ſie dem Staatsſecretair Pitt, ich werde das Aeuſſerſte thun, um ihn zu befriedigen.

Von da gieng Wood zu dem Lord Ligonier, dem erſten Befehlshaber der Armee. Auch dieſer ſagte: Es iſt unmöglich, und das weiß Pitt. Indeſſen, ſetzte der alte Lord hinzu, hat Pitt recht, von uns zu wollen was wir können; verſichern ſie Ihn, was möglich ſey, ſoll geſchehen.

Nun giengs noch auf den Oberaufſeher der Artillerie, den Ritter Carl Frederik los. Nach einiger Ueberlegung fand dieſer: daß Pitts Befehle doch wol in der geſetzten Zeit befolgt werden könnten.

damit man die Sorgen wegſpühle, und das Gemüth kühner mache zu neuen Unternehmungen.

Vielleicht haben aber auch dieſe Philoſophen nicht bedacht, daß es höhere Vergnügungen giebt, Abwechslungen von edlerer und dem Menſchen eben ſo angemeſſener Art, bey denen er ſich auch ganz erhohlet, bey denen die Freude auch ganz zurückkommt ins Herz, und die auch neue Luſt und neue Liebe zu Geſchäften entzünden. Cicero hatte den größten Theil ſeiner Jugend den Wiſſenſchaften gewidmet, um ſich durch ſie zu Geſchäften zu bilden; er überließ ihnen als Mann, während der Zeit da er dem Staate diente, und die Laufbahn der öffentlichen Aemter durchlief, alle die Augenblicke die ihm

Kurz, die Flotte, die Armee, die Artillerie, der Kriegsvorrath, Alles, war trotz allen Unmöglichkeiten fertig, auf den von Pitt geſetzten Tag.

ihm von den Geſchäften der Republik oder ſeiner Freunde übrig blieben, ob er gleich dieſe nur ganz mit Leſen zubrachte, denn zum Schreiben waren dieſe Augenblicke zu kurz und zu unruhig. Mancher groſſer Miniſter hat alſo auch wol hie und da, eine halbe Viertelſtunde, in welcher er wirklich Herr von ſich iſt, wenn er will; denn Niemand, ſagte wenigſtens der Kanzler Bacon, wird durch ſeine Geſchäfte ſo gefeſſelt, daß er nicht auch Zwiſchenräume von Muſſe finden ſollte, in denen er abwarten kann bis Kraft und Wärme wiederkommen. Alſo iſt am Ende nur dieß die Frage: verwendet man ſeine Zwiſchenſtunden beſſer zur Aufklärung ſeines Geiſtes, oder am Buſen der Wolluſt; beſſer indem man ſeine Seele erhebet, oder ſeine Sinne kitzelt?

Religion ſogar, war Erhohlung für groſſe Miniſter, im größten Drange der Ge-

ſchäfte. Ich weiß daß es itzt, in unſern Zeiten ſogar, äuſſerſt thätige Miniſter in Deutſchland giebt, die doch des Morgens und des Abends, ehe die eigentlichen Geſchäfte des Tages angehen, oder wenn ſie ſchon geſchloſſen ſind, auf eine kürzere oder längere Zeit, ihre Gedanken in ſich ſelbſt ſammeln, ihr Leben überdenken, Gott vor Augen haben, und die Betrachtungen bey ſich ſelbſt machen, die ſie auf ihre letzte und wichtigſte Abſicht führen. Ein Miniſter, der religiöſe Einkehr in ſich ſelbſt mit Miniſterialgeſchäften verbindet, bleibt immer ruhig und Herr ſeiner ſelbſt. Er wird nicht durch den Wirbel der Staatsunruhe umhergeriſſen und ſchwindlicht gemacht, ſondern gehet aus der heiligen Stille, in der ſeine Seele an höhern Gegenſtänden hieng, mit reinen und das Herz vergröſſernden Geſinnungen, und alſo mit männlicher Gelaſſenheit

heit hervor; geſtärkt durch die Grundſätze die er ſich gemacht, zu allen Unfällen vorbereitet, über alle Klatschereyen ſeichter Höflinge erhaben.

So wie alſo der Vornehme ſeine Muſſe zur Stärkung und Erhebung ſeines Geiſtes und Herzens benutzen kann, ſo kann es auch verhältnißmäſſig der Menſch in den geringern Ständen, wenn er nur in den Zwiſchenzeiten ſeiner Geſchäfte mit hinreichender Beharrlichkeit von den Menſchen ſich abſondert. Da kann er erſt recht überlegen, was er täglich ſieht und erfährt, was er denken und thun, wie er handeln und leben ſoll. Die Wachſamkeit argliſtiger Schurken macht ihn wachſam auf ſich ſelbſt, härtet ihn ab zur Standhaftigkeit, erreget ſeinen Muth. Neider machen ihn beſcheiden und verſchwiegen, wenn es ihm wohl geht. Alle zuſammen vertreiben in ihm, faſt zur Ungebühr, die

Furcht vor den Urtheilen der Menſchen. Aber viele Böſewichte ſind doch auch ſo kleine Menſchen, daß man ſich nur immer ihre Kleinheit und Unbedeutſamkeit denken muß, um ſich an die ſtille Erhabenheit der Seele zu gewöhnen, mit der man ruhig und genügſam, und ohne allen Widerwillen mitten unter ſeinen größten Feinden wandelt.

Wer um die Urtheile unbefugter oder hämiſcher Richter ſich kümmert, lebt ohne Nutzen, und ſtirbt ohne Ehre. Jene Schickſale, Weltverhältniſſe, und Urtheile ſind aber weder unangenehm noch beſchwerlich, ſobald man nur Muſſe und Stille genug hat, ſie auf die Wage zu legen und dann zu vergeſſen.

Es giebt eine Kraft zum Guten, die ſich in der Einſamkeit wirklich auch viel beſſer erhält als in der Welt. Licht und Kenntniſſe können groß ſeyn, auch die Entſchlüſſe gut,

aber Schwäche des Charakters zerſtöret alles edle Benehmen, und hemmet jede groſſe That. Heroiſche Feſtigkeit erhält ſich nirgends ſo gut wie in der Abſonderung. Eine reitzend ſchöne Philoſophinn von zwanzig Jahren ſagte mir einſt in Bern: ich fürchte weit weniger die Nachtheile der Einſamkeit als die Nachtheile der groſſen Welt, von denen der geringſte doch eine gewiſſe Beugſamkeit und Geſchmeidigkeit iſt, die alles Gute aus unſerm Herzen wegwäſſert; niemals, ſetzte dieſe Philoſophinn hinzu, war ich auch nur auf vierzehn Tage in unſerer groſſen Bernerwelt, ohne daß ich fühlte, wie alle meine guten Neigungen beträchtlich abnahmen.

Zur Stärkung in der Religion hat darum Einſamkeit ihren unläugbaren Nutzen. Eben ſo wie die Religion, leitet Einſamkeit zur Gemüthsruhe, zu geduldiger Ertragung des Uebels, und zu unverzagter Erwartung

der Zukunft; und wer nicht Religion hat, ſagt ein groſſer Philoſoph, dem giebt der Anblick der ganzen groſſen Natur keinen Antrieb zum Guten. Darum fand man zu allen Zeiten, daß Einſamkeit das Heiligthum der Religion ſey, und daß man da ihre ganze Kraft empfinde. Darum bezeugen eben ſo philoſophiſch als chriſtlicherhaben denkende Religionslehrer, wie ſich da die Seele durch das ſtete Anſchauen unſerer Verhältniſſe mit Gott erhebe; wie da die Thräne der Zerknirſchung vom Auge falle; wie da kein Seufzer ohne Wirkung zum Himmel ſteige; wie da die Seele ſchmelze, in der ganzen Zärtlichkeit der Andacht, vor dem der ſie erſchaffen hat und vor dem der ſie erlöſet. Selbſt der Weltheiland, der wahrlich des Beyſtandes religiöſer Einſamkeit am wenigſten bedurfte, gab durch ſein eigenes Beyſpiel derſelben ein ehrbringendes Zeugniß, da

Er

Er oft den Garten, den Berg, die Stille der Nacht geſuchet, um Umgang zu haben mit dem Himmel.

Mancher Tugendkampf, wird in der Einſamkeit vollendet, mancher edle Trieb wird da angefachet, mancher Verſuchung wird da widerſtanden, und wie oft wird Schlaffheit und Trägheit da überwunden. Es iſt ein Beweis daß man gar nicht weiß, was der Menſch kann wenn er will, wenn man immer ſagt, ach lieber Gott, der Menſch iſt nun einmal ſo. Eben weil der Menſch ſo iſt, muß er ſich angreiffen, um mehr zu ſeyn, als er iſt. Unfähigkeit, Erſchöpfung, Ekel an ſich ſelbſt, und verdrüßliches Weſen, müſſen ihn nicht abhalten muthig aufzuſpringen vom Bette der Trägheit, zu tugendhaftem Kampfe mit ſich ſelbſt. Mit Muth kann man oft ſeinen eigenen ſchwächlichen Körper bezwingen, und ſeinen Geiſt zu irgend

gend einer nützlichen Arbeit anſtrengen, wenn man nur erſt glaubt, daß man das kann; und wie angenehm iſts am Ende zu ſagen, ſo weit habe ich es doch gebracht, indem ich auch nur ſuchte mich vor Langerweile und Unthätigkeit zu bewahren. Man müß nicht gleich alles liegen laſſen, wenn man auch nicht gleich alles durchſetzt. Groſſe Schwierigkeiten überwindet man am Ende doch immer durch ausharrenden Muth.

Alles zuſammengenommen ſchadet Einſamkeit der menſchlichen Geſellſchaft blos durch ihren Misbrauch; an ſich ſelbſt iſt ſie derſelben weder nachtheilig noch ſchädlich. Sie ſchadet nicht mehr und nicht weniger, als alles misbrauchte Gute in der Welt: folglich nicht mehr und nicht weniger als Wiſſenſchaften, Feuer, Waſſer, Aſſembleen, Clubs.

Alle unläugbar üblen Wirkungen der Einſamkeit kann man zugeben, ohne daß dieß

alles

alles mögliche Gute, was ſich von der Einſamkeit ſagen läßt, nur im allergeringſten ſchmälert und vermindert. Man kann ohne die geringſte Bedenklichkeit eingeſtehen, daß viele Menſchen in der Einſamkeit äuſſerſt müſſig und laſterhaft leben, daß ſie ihre Gedanken auf Dinge wenden die ſie zu geſtehen ſich ſchämen würden; daß Ehrſucht und Geitz, zuweilen die gröbſten Leidenſchaften, zu andern Zeiten wieder die unbedeutendeſten Kleinigkeiten an ihrem einſamen Nachſinnen den größten Antheil haben; daß ſie die Welt mit allen ihren Laſtern in ihre Einſamkeit hineinbringen, und ſelbſt wenn ſie alleine zu ſeyn ſcheinen, doch mitten in der Welt leben. Dieß alles beweiſet viel gegen dieſe Menſchen, aber nichts gegen die Einſamkeit.

Klopſtock ſagt: Einſamkeit habe in der Rechten einen Becher der Freude, und in der Linken einen wütenden Dolch; jenen rei-

che ſie dem Beglückten, und dieſen dem Leidenden. Aber dieß läugne ich. Einſamkeit giebt auch dem Leidenden ihren Freudenbecher; und den wütenden Dolch nur dem, der zügellos darinn ſchwärmt, oder ein Sklave erhöhter Leidenſchaft darinn wird. Einſamkeit iſt ſehr oft ein Dolch für Verliebte; aber ſie iſt immer Nectar im Becher der Philoſophie.

Aeuſſerſt einſam kann man leben, und doch deswegen nicht ohne alle geſellſchaftliche Verbindungen ſeyn. Freylich würde der Menſch auſſer aller Verbindung mit den Menſchen, ſo wenig die Pflichten gegen ſich ſelbſt und gegen den groſſen Urheber ſeines Daſeyns, als die Pflichten gegen ſeinen Nächſten erfüllen, und alſo ohne Gefühl ſeines Elends nicht länger in ſeinem elenden Zuſtande bleiben können. Aber es iſt eben ſo wenig ohne Ausnahme wahr, daß man in

der

der Einſamkeit ſeine eigenen wichtigſten Angelegenheiten oder die Angelegenheiten ſeiner Mitmenſchen verſäumt, als es wahr iſt, daß man im Weltumgange immer beyde beherzigt.

So giebt es auch einen Umgang, der mit der eifrigſten Abſonderung von dem Weltleben, nicht im Widerſpruche iſt. Einer der größten und weiſeſten Menſchenlehrer, dem man glauben kann was er ſagt, weil er nichts ſagt als was er thut, mein unausſprechlich geliebter und verehrter Spalding, hat in ſeiner von mir ſo oft benutzten Predigt über die Einſamkeit gezeiget: eine Geſellſchaft worinn man eben das ſprechen kann, was man in der Einſamkeit mit Gott ſpricht; wo gottſelige Rechtſchaffenheit und muntere offenherzige Vertraulichkeit ſich vereinigen; wo kein Geſpräch von gleichgültigen Dingen mürriſch ausgeſchloſſen wird, aber auch kein

ſolches

ſolches gleichgültiges Geſpräch die Wahrheit und die Tugend verletzet; wo dann auch eben deswegen das Vergnügen ſo viel einnehmender und gröſſer iſt, weil es Unſchuld und Gottesfurcht zur Begleitung hat; ein geſellſchaftliches Leben von dieſer Art, ſey mit der chriſtlichen Abſonderung ſo wenig im Streit, daß vielmehr eines dem andern helfe; und in beyden ziele alles am Ende auf einen gemeinſchaftlichen Zweck.

Wer Freunde hat wie ſein Herz ſie wünſchet und verdient, der wird alles mit ihnen theilen was er hat, den Gewinn den ihm die Welt durch ſeine Beobachtungen giebt, und die Schätze die er in der Einſamkeit bey ſtillem Nachdenken ſammelt. Nie wird ihn das Weltleben hinreiſſen, nie wird ſein Herz in der Einſamkeit vertrocknen. Dieß fühlte das ſchöne Herz des Petrarcha, als er ſagte: was kann man ſich glücklicheres vorſtellen,

len, als ein Leben mit geprüften und völlig einigen Freunden, mit denen man ganz laut denken darf, die nur eine Seele haben, und einen Willen? Giebt es wol etwas angenehmeres, als immer heitere Stirnen, immer einträchtige Seelen, immer offene Herzen? Was iſt ſüſſer, als eine Geſellſchaft, worinn die Wahrheit herrſchet, ohne Zwang, ohne Zurückhaltung, und ohne falſchen Schmuck? Ein ſolches Leben iſt der Gegenſtand aller meiner Wünſche, und wenn ich das erreichen kann, ſo beneide ich keinen Menſchen.

Alle Vortheile ländlicher Einſamkeit kann man auch mitten im Stadtleben genieſſen. Wenn Petrarcha in Städten lebte, gieng er doch immer gerne ins Weite und Freye. Er verlohr ſich gerne in Wäldern und einſamen Gegenden, und ſehr oft entzündeten dieſe Spatziergänge ſein poetiſches Feuer, oder erregten in ihm groſſe philoſophiſche und po-

litiſche Gedanken. Als er einſt in Parma war, begegneten ihm die Vornehmen dort, und zumal die Herren von Corregio, äuſſerſt ſchmeichelhaft; aber Petrarcha war nicht ein Philoſoph, der auf den Umgang mit Vornehmen geitzte: denn Er fühlte bald, daß ein Philoſoph den Vornehmen wahrlich eben ſo oft Langeweile macht, als ſie ihm. Darum ſtahl Er ſich davon, ſo oft er konnte, um auf das Land zu laufen; das war ſein Vergnügen. Mitten in Parma loderte die Sehnſucht nach dem Lande und nach der Einſamkeit ſo ſehr in ihm auf, daß er ſich ein Häuschen in einer abgelegenen Gegend ausſuchte, wo er ſicher ſeyn konnte vor dem Lerm und Ungeſtüm der Stadt. Ein ſolches Häuschen fand er in Parma ſelbſt; es war ein Garten dabey, und dieſen Garten wäſſerte ein Bach. Von dort ſchrieb er an einen ſeiner Freunde: ich habe das Land mitten in

der Stadt, und die Stadt mitten auf dem Lande. Bin ich der Einſamkeit überdrüſſig, ſo darf ich nur herausgehen, und finde gleich Geſellſchaft; bin ich der Geſellſchaft müde, ſo gehe ich in mein Häuschen zurück, und finde da die Einſamkeit. Ich genieſſe hier eine Ruhe, von der die Philoſophen in Athen, die Dichter auf ihrem Parnaß, und die Anachoreten in der Wüſte nichts wußten. Möchte nur hier kein Weltglück mich heimſuchen; möchte es dafür lieber in die Palläſte der Könige ſtürzen, und vor einem Menſchen wegfliehen der ſich hier verbirgt.

Man ſieht wie Petrarcha immer ein wenig poetiſirt; das iſt auf gut Niederſächſiſch: wie er immer Tauſend ſagt, anſtatt Hundert! Aber niemand in der Welt hat doch ein Gartenhaus, wo er dieß alles nicht eben ſo gut denken, empfinden, und erfahren kann, als Petrarcha.

Rouſſeau liebte ſeine Katze ſo herzlich, weil ſie einen Willen hatte, das iſt, weil ſie nie kam, wenn er ſie rief. Wer aber in der Einſamkeit ſeiner Freyheit beraubt iſt, und alſo ſeinen Willen nicht hat, muß ſich dann mit dem Troſte behelfen, mit dem die Frau von Staal in der Baſtille vorlieb nahm: im Gefängniſſe, ſagt dieſe Franzöſiſche Hofdame, hat man ſeinen Willen nicht, aber man braucht auch nicht den Willen eines andern zu befolgen. Dieß iſt ſchon zur Hälfte Gewinn. Die Entfernung von Allem entfernet die Begierden, und die Unmöglichkeit ſie zu befriedigen, erſticket ſie ſchon in der Geburt.

Alſo hat doch die Einſamkeit unläugbare Vortheile, wenn man ſie nur nicht misbraucht, und wenn man Einſamkeit und Umgang vermiſchet und abwechſelt. Seneca ſagt vortreflich: jene mache uns Luſt wieder

Men-

Menſchen zu ſehen, dieſe treibe uns zu uns ſelbſt zurück; eins ſey die Arzeney des andern. Die Einſamkeit befreye uns von dem Ekel gegen den Umgang, der Umgang von dem Ueberdruſſe der Einſamkeit. Der Geiſt müſſe nicht immer geſpannt ſeyn, ſondern auch zum Scherze geneigt. Socrates habe ſich nicht geſchämt mit Knaben zu ſpielen; Cato habe ſich beym Weine erhohlet, wenn er ſich durch ſeine Sorgen für die allgemeine Wohlfart ermüdet fand; und der kriegeriſche und triumphirende Scipio habe getanzt.

Zwiſchen Welt und Einſamkeit, Sinnlichkeit und Streben nach höherm Vergnügen, muß man ſich darum mit edlem und männlichem Geiſte theilen; und ſo verleitet uns gewiß weder der Leichtſinn des Zerſtreuungsſüchtigen zur Thorheit, noch der finſtere mürriſche Ernſt des Einſiedlers zum Menſchenhaſſe; denn zwiſchen Welt und Ein-

Einſamkeit liegt die wahre Weisheit in der Mitte.

Alle dieſe hingeworfenen Anmerkungen über Einſamkeit und Weltleben, und die vernünftige Mittelſtraſſe zwiſchen beyden, machen doch vieles deutlicher, das in dieſem ganzen Werke über die Einſamkeit geſagt iſt, und das gewiß mancher ſchiefe Kopf aufs äuſſerſte misverſtanden hat. Aber über zwey Hauptpunkte vorzüglich, möchte ich mich anitzt noch ſo genau und beſtimmt als möglich erklären; über Myſtik, und Möncherey. Beyde verdienen Aufmerkſamkeit: die Myſtik, wegen der Gröſſe ihres Gegenſtandes; die Möncherey, wegen der Revolution, die ſie ſchon erlitten hat, und die ihr noch drohet.

Manches habe ich gegen Myſtik geſagt. Manches möchte ich über Myſtik noch ſagen, und auch wol, der Billigkeit gemäß, manches

ches dafür; denn wer mich beſchuldigt, daß ich irgendwo in dieſem ganzen Buche, unbillig ſey, gegen irgend eine Religionsparten, gegen irgend eine Sekte, gegen irgend eine Claſſe von Menſchen, oder gegen irgend einen Menſchen, der hat mich nicht verſtanden, und thut mir Unrecht.

Religion und Liebe umarmen ſich zuweilen ſo innig und herzlich, daß man doch ein wenig mit der Myſtik bekannt ſeyn ſollte, um manches Phänomen recht zu verſtehen. Einſt ſah ich in der Schweitz, wie ſich zwey groſſe Theologen in einem Anfalle von ätheriſcher Verliebtheit, auf der Heerſtraſſe eine Art von himmliſchen Küſſen gaben. Geſtorben wäre ich, wenn ich nicht hätte lachen dürfen, denn nach jedem Kuſſe hielten ſie ſtillſchweigend die Köpfe in die Höhe, wie die Hühner wenn ſie trinken. Wer ſo küßt und ſo empfindelt, iſt auf der Heerſtraſſe der

Imagination nicht ſehr weit vom Gebiete der Myſtik.

Alle coketten Damen frömmeln mehrentheils, wenn ſie nicht mehr ſchön ſind. Aber wenn man in ihren Herzen den Uebergang von ihren ſüſſen Sünden zur Frömmeley etwas genau betrachtet, ſo wird man immer zuerſt eine Capitulation zwiſchen Menſchheit und Frömmigkeit gewahr; und dieſe iſt nur gar zu oft der Weibermyſtik Anfang. Iſt der Gewiſſenserwecker, Gewiſſensrath, und Beichtvater, ein ſchlanker, friſcher, und ſehr ſchöner Mann; hat er ſchöne, glühende, und ſchmelzende Augen; etwas heiteres, ſanftes, ſüſſes, kühnes, fliegſames, biegſames, ſchmiegſames, und verliebtes in ſeinem ganzen Weſen: o ſo iſt die Bekehrung einer coketten Dame ſchon zur Hälfte fertig! Kindliches Hingeben, Froheit bey jedem geiſtlichen Geſpräche, wird bey einem ſchönen Manne ſo

leicht. Ach man gäbe Landgüter und Reichthum, oft Mann und Kinder hin, um an der Seite dieſes ſchönen Heiligen zu leben und zu ſterben! Er ſagt doch alles ſo ganz anders, als es unſere ſteifen und gebeugten Paſtoren ſagen. Verſteht man ihn nicht immer, ſo iſt man doch immer von ihm verſtanden; denn er iſt ſo innig mit der Menſchheit vertraut, er ſieht ſo ſcharf in alle Ecken des Herzens; und urtheilt dann doch ſo gelinde! So vergißt eine ſündenvolle Dame alle ihre ſündigen Liebhaber, aus Liebe zur Religion, und zu einem ſo ſchönen Manne. Und Er, der ſchon hundert und tauſend Damen und Weiblein, und Weiberſeelen von jedem Format und allen Editionen, geleitet hat am Seidenfädelein der Liebe, macht euch dann täglich inniger und vertrauter mit ihm; ihr öfnet euch ihm ganz, und ſagt ihm Alles, und macht täglich Rieſenſchritte in der

Religion, am Seidenfädelein der Liebe; und ſo endigt ſich zuletzt alles in Myſtik und ätheriſche Verliebtheit.

Zu den wahren Myſtikern zähle ich durchaus nicht, jene lauten lermenden und unbedeutenden Windbeutel, jene Kerle von ausſchweifendem Dünkel, die hie und da ſo viel Spuk und Geſchrey von Myſtik machen, und deren geiſtloſes Geplauder nichts iſt, als ein tönendes Ertz, und eine klingende Schelle. Eine ganz andere Menſchenart ſind die ächten Myſtiker, ein friedſames Volk, das ſich nie beſäuft, keine Bockscapriolen macht, keine Convulſionen hat, und in immerwährender Liebe und Ruhe vielleicht die höchſte Stufe menſchlicher Glückſeligkeit erreichet. Liebe und Ruhe in immerwährendem ungeſtörtem Fortgang, iſt ſchon im gewöhnlichen Menſchenleben, ein göttlicher und ewig wünſchenswerther Zuſtand, wenn wir auch nur

ein Weib lieben; und iſt das höchſte aller Weſen der Gegenſtand unſerer Liebe, ſo kenne ich nichts, das auf Erden fähig wäre der Imagination und dem Herzen eines geſunden Menſchen ſolche Himmelsruhe zu verleihen.

Wahre Myſtik hat zur Abſicht, den Verſtand durch Beſchaulichkeit zu erleuchten, und das Herz zur reinſten Liebe zu erwärmen. Wage dich nicht in dieſelbe, mit einer groben Organiſation; nicht wenn du dich unfähig fühleſt zum feinſten Aufmerken und Sehen, und zur höchſten Verliebtheit.

Fortſchritte in der Myſtik macht man nur auf zwey Wegen, auf einem gewöhnlichen und auf einem ungewöhnlichen. Der gewöhnliche iſt dieſer. Die Seele muß in der völligen Ueberzeugung von ihrem Nichts, und von ihrer äuſſerſten Verdorbenheit, an ſich ſelbſt nicht anders denken als mit Ekel

und

und Verachtung (*), hingegen mit der gröſsten Andacht und der aufrichtigſten Liebe zu Gott aufſchauen, und gemeinſchaftlich mit deſſen allerhöchſter Gnade und Kraft alles aus dem Wege räumen, was ſie von Gott entfernet. Was dann aber die Seele durch ſich ſelbſt nicht vermag, das wirket Gott allein durch Vertilgung aller ihrer Verdorbenheit, und dieſer Einwirkung muß ſie ſich ruhig und gelaſſen unterwerfen. Ungewöhnliche Fortſchritte auf dieſem hohen Tugendwege macht der Myſtiker, der gleich von Anfang Exſtaſen und Viſionen hat, und bey dem Gott durch auſſerordentliches Licht, und auſſerordentliche Gefühle, in ſeinen Verſtand, in ſeine Imagination, und in ſeine Sinne wirket. Gehet Gott vor ihm her, ſo wird ihm

(*) Aber deswegen muß man nicht, zum Beweiſe und zur Uebung ſeiner Demuth, wie die myſtiſche Nonne Marie à la coque, anderer Leute Speichel auflecken.

ihm alles eben und leicht; Er zerſchlägt die ehernen Thore, Er zerbricht die eiſernen Riegel.

Alle ächten myſtiſchen Schriftſteller, vereinigen ſich in den eben angegebenen und in den folgenden Lehrſätzen. Wir ſeyen alle von Gott erſchaffen, um Eins zu ſeyn mit Gott, Ihm ganz ähnlich, damit Er alles ſey in allem. Dieß werde nur durch die Kraft ſeines Geiſtes möglich. Als der Menſch durch ſich ſelbſt etwas ſeyn wollte, habe er ſich mit allen ſeinen Nachkommen in Verderben und Untergang geſtürzet. Abgeriſſen von Gott, habe ſich der Menſch an den Menſchen gehängt, ſey in Finſterniß, Laſtern, und Verdorbenheit verwildert. Aus dieſem Abgrunde könne nur Gott den Menſchen retten, und zu ſeiner erſten hohen Beſtimmung wieder aufrichten. Dieß wolle Gott durch ſeine unermeßliche Güte, Ein-

wirkung,

wirkung, und Gnade; von den Menſchen verlange Er nur ein williges Herz, und die kräftigſte Mitwirkung. Dann komme Gottesfurcht in den Menſchen. Dann werde der Menſch gereiniget, erleuchtet, vereinbar gemacht mit Gott, und zuletzt wirklich mit Gott vereinigt. Wer an Jeſum als den Sohn Gottes, als den Herrn und Heiland glaube, ſey im eigentlichſten Sinne ein Kind Gottes, ein Mitgenoß der göttlichen Natur, und ſtehe in einer ähnlichen Verbindung mit Gott. In dieſem Jammerthale ſey zwar, bey dieſer Vereinigung und Mitgenoſſenſchaft, noch nicht der Genuß, den nur die Ewigkeit verſpricht. Noch wandeln wir im Schatten. Unſer Wille ſey noch nicht Eins mit dem Willen des Allerhöchſten; oder der Auserwählteſten, zum Leiden und zum Genuſſe, ſeyen nur wenige.

Inſo-

Inſoweit ſind alle myſtiſchen Schriftſteller eins. Verſchieden ſind ſie, nach ihrer Meinung, nur in Dingen, die wieder auf Eins hinauslaufen. Körper und Seelen der Menſchen, ſagen ſie, ſind unausſprechlich unter ſich ſelbſt verſchieden. Menſchen widerſtehen darum Gott, auf eine äuſſerſt verſchiedene Weiſe, nach ihrer groſſen Temperamentsverſchiedenheit, nach ihrer Lage in der Welt, nach der Verſchiedenheit der Menſchen mit denen ſie umgehen. Alſo ſeyen die Wege, auf welchen Gott die Menſchen an ſich ziehet, auch äuſſerſt verſchieden. Gott allein wiſſe was die Natur jedes Menſchen duldet und trägt, was er kann, was er bedarf, und was ihm ſchadet. Er neige ſich zu jedem; durch Licht und Strafe; auf blumichtem Pfade, und dornichter Bahn; durch unmittelbare Erleuchtung, oder auch nur durch den Glauben; durch alle Reitze

der Liebe, und durch die peinlichſte Zucht; durch Ausgieſſung ſeines ganzen Geiſtes, oder auch nur durch Entzündung unſers Willens. Bey dieſen unendlich unter ſich verſchiedenen Einwirkungen Gottes, ſey die Gegenwirkung des Menſchen eben ſo verſchieden. Keiner erfahre wie der andere, und alle erfahren Eins; alle werden durch den Geiſt Gottes gezogen, und jeder wandere ſeinen eigenen Weg.

So begreift man alſo was Erfahrungstheologie iſt. So iſt der Faden durch alle Labyrinthe der Myſtik gefunden. So entwickelt ſich die Verſchiedenheit myſtiſcher Eingebungen, myſtiſchen Sehens und Empfindens; die Erhabenheit dieſer Erfahrungstheologie, und ihr Nichts; ihre höchſten Flüge, und ihre befriedigende Träumerey.

Schön und edel ſagen die am weiteſten gekommenen Myſtiker: Gott iſt uns allen ge-

genwärtig, ob Er gleich uns allen abweſend ſcheint. Seine Gegenwart empfinden nur wir, durch die zwiſchen uns und dieſem höchſt vollkommenen Weſen feſtgeſetzte Uebereinkunft und Aehnlichkeit. Wiederhohlte Läuterungen gaben uns, unſere urſprüngliche und erſte Reinheit wieder, die uns eigen war, in dem Augenblicke unſers Ausfluſſes von Ihm. Wir ſehen Gott, inſofern Er ſichtbar iſt nach ſeiner Natur. Der Schleyer, welcher uns umhüllte, reiſſet. Verſchwunden ſind die Bilder, die uns umſchwebten, und von dem Anſchauen Gottes entfernten. Der Schatten entweicht. Nichts hindert das ewige Licht, uns zu erleuchten, und zu erfüllen. Das würdigſte Geſchäft des Menſchen iſt, daß er ſeine Seele von allen ſinnlichen Gegenſtänden wegwende. Er ſoll ſich zurückziehen in ſich alleine. Er ſoll ſich abſondern von allem. Er ſoll ſich verlieren

in ſeinen Betrachtungen, bis er ſich ſelbſt und alles was er wußte, ganz vergißt. Dieſe Tiefe des Beſchauens und des Sehens, iſt nicht unſer gewöhnlicher Zuſtand, aber er iſt der Einzige der alle unſere Wünſche erfüllet. Er giebt uns dieſe wollüſtige Ruhe, in der alle Diſſonanzen aufhören die uns umgaben und unſere Ohren verſchloſſen vor dieſer göttlichen Harmonie, die itzt alles um uns her hat. Nun ſind wir an dem Urquell des Lebens, im Verſtande Gottes, am Urſprunge des Seyns, in den Regionen der Wahrheit. Dieß iſt der Mittelpunkt alles Guten, der Ocean aus dem immer Seelen zu Gott aufſteigen, und in den immer Seelen von Gott ausflieſſen. Da vereinbaret ſich alles für Menſchen mögliche Glück. Da hören alle Leidenſchaften auf. Da iſt das Ende aller Unwiſſenheit und aller Unruhe. Da iſt nichts als Leben, Verſtand, Freyheit,

heit, und Liebe. Dahin ſollen wir alle ſtreben. Alle Hinderniſſe ſollen wir zertreten; von uns ſtoſſen, alle die betrügeriſchen Phantomen, die uns in die Irre führen, die uns berücken. Wir ſchwingen uns dahin im Preiſe Gottes, und dieſes glückſeligen Augenblicks, der dem Ewigen ſeinen Ausfluß wieder zuführet, und uns vereinigt mit unſerm Urquell.

Lieber Leſer, möchteſt du nicht auch ſo träumen können? Geſtehe es ins geheim, wenn du es öffentlich nicht geſtehen darfſt, daß der Menſch äuſſerſt glücklich iſt, welcher ſich dieß alles einbildet, denkt, und glaubt. Scheint dir alſo die Myſtik nicht der unfehlbare Weg zur höchſten menſchlichen Glückſeligkeit; und mehr als Alles in der Welt einer gänzlichen Verläugnung unſrer ſelbſt, und aller irdiſchen Dinge werth?

Auf ſolchen Höhen des Lichts und des Friedens, ſchwebten drey Männer, welche ich ſchon in meiner zarten Jugend innigſt verehrte und liebte: Fenelon, Muralt, und mein Vater. Fenelon, der Ertzbiſchof von Cambray, der unſterbliche Verfaſſer des Telemachs, der liebenswürdigſte Mann ſeiner Zeit, lebte viele Jahre hindurch ganz in der Myſtik. Mir war als wenn ein Duft ſeiner Heiligkeit mich umſchwebe, da ich in Cambray den ertzbiſchöflichen Pallaſt ſah, den Er bewohnte. Ach wie pochte mir mein Herz von inniger und erhabener Freude, als ich in einer ſtillen und ſchönen Mittagsſtunde, im Jahre 1751, in Fenelons Kirche zu Cambray kam, und da, mit einem Schauer von Ehrfurcht, und einer ſüſſen Thräne im Auge, vor den hohen Altar trat, wo Er ſo oft ſeine heiligen Hände, und ſein ſanftes ſchönes Herz, zu Gott erhub! Herr von

Muralt, ein Edelmann aus meinem Vaterlande Bern, der Verfaſſer jener einſt ſo berühmten Briefe ſur les Anglois, ſur les François, et ſur les Voyages; der Einzige Schweitzer von dem die Deutſchen glaubten, als ſie unſern groſſen Haller noch nicht kannten, Er ſey der Verfaſſer von Hallers zuerſt ohne den Namen ihres wahren Verfaſſers herausgekommenen Schweitzeriſchen Gedichten; Er, der in jenen Zeiten, da man in Frankreich noch immer wähnte, ein Schweitzer und ein Vieh ſehen einerley, den Franzoſen zuerſt die Leerheit ihrer Schöngeiſterey aufdeckte, ihnen zuerſt bewies, ihr hochgelobter Boileau ſey nur ein ſehr mittelmäſſiger Dichter: dieſer Herr von Muralt, der gröſʒte Denker, der geſchmackvollſte Philoſoph, und damals der beſte Schriftſteller in der Schweitz, war in der völligen zweiten Hälfte ſeines Lebens, auf ſeinem Gute zu

Colombier, an den ſchönen Ufern des Neuf⸗ chateller Sees, in dieſem himmliſchen Zu⸗ ſtande. Mein geliebter, und mir in mei⸗ nem dreyzehnten Jahre verſtorbener Vater, ein Lebenslang kränklicher, aber ſehr verſtän⸗ diger und ſehr aufgeklärter Mann, dem ich meine freye Denkart, und eine edle Erzie⸗ hung zu danken habe, den ich aus Zärtlich⸗ keit und Ehrfurcht anbetete, war viele Jah⸗ re hindurch, ohne daß Er es mir wollte mer⸗ ken laſſen, in dieſem himmliſchen Zuſtande.

Was Fenelon, Muralt, und mein guter Vater gekonnt haben, kann ich nicht. Was den einen Menſchen zum Myſtiker macht, fin⸗ det ſich überaus ſelten bey dem andern. Kein Menſch der bey Sinnen iſt, kann auch dar⸗ um die myſtiſchen Sätze, zu allgemeinen Le⸗ bensregeln machen wollen; aber erlaubt iſts, ein Myſtiker zu ſeyn, wie es erlaubt iſt, un⸗ verheurathet zu bleiben.

Eine ſehr erhabene Seite hat alſo die Myſtik; und ſie iſt auch bey allem ihrem Dampf und Nebel, der Welt und den Menſchen oft wahrhaftig nützlich geweſen. Religion des Herzens, und Theologie des Friedens, fand man ſehr viele Jahrhunderte hindurch, allein bey den Myſtikern und in ihren Schriften. Unſinn und Wuth war alles was ſonſt die meiſten Chriſten lehrten und thaten. In den Zeiten des ſchrecklichſten Unverſtandes, in der ſchwärzeſten Nacht des Aberglaubens, unter der allgemeinen Herrſchaft der Orthodoxie, des Glaubenszwangs, und der Laſter, war Myſtik, Kühlung und Labſal für Herzen die keinen Gefallen hatten an den Spitzfindigkeiten der Schultheologie, an bloſſen Ceremonien, und an einer fruchtloſen Religion.

Seit der erſten Glaubensverbeſſerung im ſechszehnten Jahrhundert, und bey aller

Wuth die durch ſie in die verfolgende Partey unter den Chriſten fuhr, und bey allem Haſſe der natürlicher Weiſe die Verfolgten gegen ihre Verfolger aufbrachte, war Myſtik noch das einzige Band der Liebe zwiſchen Chriſten von verſchiedenen Secten. Mit Vergnügen ſieht ein Menſchenfreund, wie den deutſchen Lutheranern und Reformirten, durch ſo manches liebes Wort das Herz aufgieng, welches myſtiſche Prieſter und Mönche ſchrieben. Die Schriften eines deutſchen Dominikaners, des Taulerus; eines ſpaniſchen unbeſchuhten Karmeliters, des Johannes a Cruce; eines Kapuziners in Löwen, des Paters Johannes Evangeliſta; eines Franzöſiſchen Kapuziners, Conſtantinus von Barbanſon; eines Kapuziners aus Trier, des Victor Gelenius; eines franzöſiſchen Benedictiners, des Ludewigs de Blois; eines Alfonſus de Oroſco, Beichtvaters Carls des fünften; des

Har-

Harphius, eines Franciſkanerguardians in Mecheln; eines franzöſiſchen Karmeliters, des Johannes de Saint Simon; eines deutſchen Dominikaners, des Heinrich Suſo; eines ſpaniſchen Theatiners, des Lorenz Scupoli; eines ſpaniſchen Franciſkaners, des Alphonſus Madrilienſis; eines deutſchen Karthäuſers, des Juſtus Lansbergius; der ſpaniſchen Biſchöfe Johannes Palafox, und Diego Stella; eines ſpaniſchen Jeſuiten, des Alphonſus Rodriguez; der franzöſiſchen Jeſuiten, Saint Jüre, Nouet, und Rigoleuc; der Cardinäle Petrucci und Bona, und unzählicher anderer Catholiſcher Verfaſſer, wurden häufig von Proteſtanten geleſen, benutzet, bewundert. Eben ſo waren die Proteſtantiſchen Myſtiker den Catholiken willkommen. Schriften, die Luther und Arndt gelobt und herausgegeben hatten, beförderten franzöſiſche Mönche zum Drucke. Unter allen theo-

logiſchen Schriften des ſiebenzehnten Jahrhunderts, kamen immer die Schriften der Myſtiker am meiſten in Gang. Keine Bücher ſind in ſo viele Sprachen überſetzt, keine häufiger gedruckt. Die Schriften der Guyon, der Bourignon, der Schukmann, wurden beynahe claſſiſch. Sonſt war alles, in jenen Zeiten, Controvers und Zankapfel. Ein allgemeiner theologiſcher Krieg, herrſchte zwiſchen jeder Hauptpartey, und bey jeder Religionsspartey unter ſich. Aechte catholiſche und proteſtantiſche Myſtiker hingegen, haben aus ihren Schriften alle orthodoxen Schulfüchſereyen, allen Zwiſt, und alle Glaubensſtreitigkeiten verbannt. Myſtik allein vereinigte Catholiken und Proteſtanten, war eine allgemeine Herzensſprache, welche catholiſche und proteſtantiſche Frömmeley verſtand und liebte. Myſtik brachte alle Köpfe unter einen Hut.

Michel

Michel Schuppachs Urinbeſchauerey, beugte den Stolz von manchem ſchulgelehrten und dogmatiſchen Arzte; und ſo beugten myſtiſche Weiber, durch alles was ſie ſchrieben, den Stolz aller Theologen. Dieſe Weiber, die wenig und oft gar keinen Unterricht gehabt, riſſen mit groſſen Verſtandskräften, und zumal mit einer alles hebenden und alles belebenden Imagination die Welt zu ſich hin; und die Schriften gelehrter Theologen, Kirchenräthe, und Profeſſoren, blieben ungeleſen. Man erſtaunte über den Styl und Vortrag dieſer Weiber, über ihre freye, aufrichtige, natürliche, naive, wohlwollende, gründliche, einfache, und leichte Sprache; über ihren Kinderſinn; über die Reinheit in ihren Ausdrücken und Gefühlen; über den lebendigen Geiſt, der überall hervorſtrebte, und in allem webte; über die praktiſche Tugend, die nie den Verdacht erregte von bloſ-

ſer

ſer Empfindeley; über die heroiſche Verläugnung aller Weltfreuden, und beynahe aller Coketterie; über die aufrichtige Buſſe; über die gänzliche Ergebenheit in den Willen Gottes, und alle ſeine Führungen und Leitungen unſerer Schickſale; über die gänzliche Vermeidung des Allgemeinen, des Verworrenen, des Schulgerechten, wobey der Geiſt ſtumpf bleibt, und das Herz verfriert. Dieſe Weiber verbreiteten nicht nur mehr Andacht und Religionsgefühl, ſondern mehr wahre und weſentliche Religion, als alle die zankſüchtigen Schriftgelehrten, Phariſäer, Buchſtabenmenſchen, und Pedanten der damaligen Zeit, auf ihren Kathedern und auf ihren Kanzeln.

Wahre Myſtik war immer beſſer, als die gewöhnliche chriſtliche Religion, wie man ſie treibt. Sie war beſſer als jene ſteife Pedantentheologie die dem Herzen nichts ſagt,

und durch ihr Schulgeſchwätz weder erleuchtet noch beſſert. Unendlich vernünftiger, tröſtender, lehrreicher und klarer als alle Myſtik iſt freylich die Religion Chriſti, wie ſie in unſern Zeiten vorgetragen wird. Aber für Menſchen, die ohne Enthuſiaſmus und Schwärmerey nicht gut ſeyn oder werden können, iſt Myſtik, iſt Herrnhuterey, iſt Alles was man will, beſſer, als ſteifer und herzloſer theologiſcher Unterricht; eben ſo wie die Moral der Freymäurerey beſſer iſt, als alte ſchulgerechte Kanzelmoral.

Dieſe Apologie der Myſtik hat man wol von mir nicht erwartet. Aber ſie widerſpricht keiner von den Anmerkungen, welche ich im erſten und zweiten Theile dieſes Buches machte. Myſtik iſt im Auge der Philoſophie nur inſofern verwerflich und verächtlich, als ſie ſich in Dampf und Nebel einhüllet, als ſie übernatürliche Gaben for-

dert,

dert, und als man unmittelbar von Gott erleuchtet, oder ein Engel ſeyn ſoll, um den Jacob Böhm zu verſtehen; nur inſofern man alſo ihre Begriffe gar nicht bis zu der Deutlichkeit aufzuklären weiß, wodurch ſie auch denen einleuchten könnte, die nicht Myſtiker ſind; nur inſofern man nicht angiebt, was der Myſtik weſentlich und was ihr zufällig iſt, und die Kennzeichen wodurch ſich die ächte und reine Myſtik von der unächten und unreinen unterſcheidet; nur inſofern man ihr Licht in unverſtändliches Geſchwätz und kauderwelſchen Styl einhüllet, und dann dieſe elende Kertze denen um die Ohren ſchlägt, die man bekehren will; nur inſofern man bey ihrem Vortrage die Sprache der Einfalt und der Empfindung ganz verfehlet; nur inſofern man behauptet, Vernunft oder Verſtand müſſen ſo wenig der Frömmigkeit vorleuchten, als der erhabenern, lebhaftern,

und

und zum herrſchenden Affect gewordenen Gottſeligkeit; nur inſofern man wähnt, durch Vernunft mache man ſich zu allen geiſtlichen Empfindungen und Erfahrungen ganz ungeſchickt; nur inſofern man alſo die ganze Religion Chriſti in Spiel der Einbildungskraft und ſchwärmeriſchen Trug verwandelt; nur inſofern man alſo in der Einſamkeit theoſophiſch (*) huckt und lungert, bis die in-

wen-

(*) Alle von der unächten Myſtik Geneſene, werden wiſſen, was ich durch theoſophiſches Hucken und Lungern verſtehe. Allen Kennern der verſchiedenen Gattungen des religiöſen Unſinns iſt bekannt, daß nicht nur eine Ader von Myſtik durch alle unſere empfindelnden Secten laüft; ſondern daß alles was ich in dem erſten und zweiten Theile von den Myſtikern aus allen Religionen ſage, auch von den Windbeuteln zu verſtehen iſt, die des Morgens frühe ſich blos für Freunde und Grundkenner der Myſtik ausgeben, des Nachmittages für Naturtheologen, und des Abends, wenn ſie beſoffen ſind, für Theoſophen.

wendige Erleuchtung kommt; nur inſofern man nicht ſieht oder nicht ſehen will, daß ein brennender aber unaufgeklärter Liebeseifer, weibliche Herzen zu läppiſchen, unnützen, und der Gottheit höchſt unwürdigen Andachtsübungen verleitet; nur inſofern man nicht blos jede Einbildung zur Empfindung ſtempelt, ſondern vollends alle Viſionen der Hyſterie, des Wahnwitzes, und der Tollheit canoniſirt.

Nach dieſen, wie ich hoffe, ganz unparteyiſchen Reflexionen über Myſtik, wünſche ich, mit eben dieſer Unparteylichkeit, auch noch einiges über Möncherey zu ſagen. Seit funfzehnhundert Jahren hat man geſehen was Mönche ſind. Vielleicht iſt es nicht unſchicklich und unbeſcheiden, in einer Schrift über Einſamkeit, einige in die gegenwärtige Zeit paſſende Reflexionen über Möncherey und Mönche zu wagen. Haben meine Worte

te nicht die Salbung eines aſcetiſchen Schrift-
ſtellers, darf ich auch nicht hoffen daß man
mein Buch in einer Kloſterbibliothek aufhe-
ben wird, ſo verkennet doch verhoffentlich
kein aufgeklärter catholiſcher Geiſtlicher in
demſelben den Charakter eines unbefangenen,
freyen, und ehrlichen Mannes.

Mönche ſind gewiß eben ſo gut, als an-
dere Menſchen, der höchſten Tugend fähig.
Es mag immer ſeyn, daß ſie ſich dadurch
Gott nicht werther machen, wenn ſie in ih-
rer Einſamkeit grösseres geiſtiges Vergnügen
genieſſen, als irgend ein Geſchäftsmann.
Es mag immer ſeyn, daß der Geſchäfts-
mann edler handelt, wenn er alle Vergnü-
gungen der Einſamkeit hingiebt, um die Er-
füllung der unläugbaren Pflicht, durch ge-
ſellſchaftliche Thätigkeit zur gemeinſchaftli-
chen Glückſeligkeit das ſeinige beyzutragen.
Aber warum ſollte denn doch Tugend in Klö-

ſtern nicht eben ſo gut gedeyen, als in jeder armen Hütte? Warum ſollte Gott, nicht zuweilen mit einem Blicke ſeiner Milde auf einige groſſe Menſchen herabſchauen, die das äuſſerſte verſuchen, was die Menſchheit aushält; die zu jedem kühnen Entſchluſſe geübt, jedes Sieges über ſich ſelbſt gewiß, den Heldenlauf ihrer Frömmigkeit allein unter ſeinem allſehenden Auge fortſetzen, ohne ſich zu bekümmern was Weltlinge darüber denken; und die vielleicht oft durch die Kraft ihres Verdienſtes, ein Söhnopfer bringen für ein ganzes Volk, deſſen Sünden ſie fliehen, und für deſſen Bekehrung ſie beten?

Nicht alle Anachoreten waren Phantaſten und Schwärmer. Gewiß fand ſich auch bey manchem unter ihnen, wahre moraliſche Gröſſe und innere Würde. Nur ein ſolcher Anachoret konnte die Menſchen recht uneigennützig lieben, konnte für ſie denken, für

ſie ſchreiben, für ſie beten, ihnen durch ſein Beyſpiel zeigen, daß ſie nur aus allzugroſſer Gefälligkeit gegen ſich ſelbſt, in der Bezähmung ihrer Leidenſchaften nicht ſo weit kommen, als ein tugendhafter Menſch kann und ſoll. Wer weiß ob nicht gar zuweilen ein excentriſcher Anachoretenkopf Abſichten der Fürſehung befördert hat? Immer können wir zugeben: Anachoreten und Mönche haben ſich oft nicht getraut die gegenwärtigen Wohlthaten der Fürſehung zu genieſſen, aus Beſorgniß eben ſo viel von denſelben im künftigen Leben zu verlieren, und mancher ſey ein ſchlechter Bürger auf Erden geweſen, in der Hofnung er werde dadurch ein deſto beſſerer im Himmel. Aber eben in dieſem Enthuſiaſmus, eben in dieſer Ueberſpannung menſchlicher Kräfte, war doch etwas Groſſes; etwas alſo, das unſere kleinen kalten Wurmſeelen oft ja ſogar da nicht ſehen und

nicht fühlen, wo man es ihnen mit dem Finger zeigt. Menſchen ſind freylich einer ganz himmliſchen Lebensart nicht fähig, ſo ſehr ſie auch ihre Seelenkräfte erhöhen und ihre Leidenſchaften wenden, und ſo ſcheinbar auch die Vollkommenheit iſt, wovon ſie das Beyſpiel geben. Aber ohne das auſſerordentliche in dem Beginnen der alten Anachoreten und Mönche für Regel und Richtſchnur unſers Lebens zu halten, bewundern wir doch ihren Muth und ſchätzen ihre Tugend, und freuen uns ſolcher Experimente, die doch wenigſtens zeigen, wie hoch der Menſch fliegen kann.

Hütet man ſich bey dem Einſiedlerweſen und der Möncherey, wie bey der Myſtik, nur davor daß man ſie nicht zur Lebensregel für viele macht, ſo kann man ſich auch über vieles mit einer Billigkeit verſtehen, die man gewöhnlich bey dem Streite der Meinungen

gen und der entgegengeſetzten Behauptungen vergißt.

Unrichtig hat man uns ſodann gewiß auch manches aus dem Leben der alten Anachoreten und Mönche erzählet. Ihre Lebensbeſchreiber waren doch mehrentheils ſelbſt Mönche und Schwärmer; und wie viele Legendenſchreiber waren nicht fromm und dumm? Insgemein haben ſie uns ihre Helden als Narren dargeſtellt, wenn ſie glaubten, ſie machen dieſelben zu Heiligen (*). Indeſſen ſind die Reden und Handlungen der alten Mönche und Einſiedler, doch allerdings zuweilen klug, ſcharfſinnig, edel, liebenswürdig, beſcheiden, mitleidig, und gutherzig;

(*) Lactantius ſagt im vierten Buche ſeiner Inſtitutionen: illic potiſſimum quaerenda eſt ſapientia, ubi ſtultitiae titulus apparet; cujus velamento Deus, ne arcanum ſui divini operis in propatulo eſſet, theſaurum ſapientiae ac veritatis abſcondit.

zig; auch dann freylich immer zwiſchendurch, wieder ungereimt, nårriſch, raſend, und toll. Aber allemal flieſſet doch aus dieſer Bemerkung, die der Englåndiſche groſſe Kirchenlehrer Jortin zuerſt gemacht hat, und nach ihm, der Wieneriſche Verfaſſer der Schrift, Nicht mehr als zwölf Apoſtel: daß vielleicht die Lebensbeſchreiber dieſer Heiligen, dieſelben zuweilen anders darſtellten, als ſie wirklich waren; daß ſie ihnen gröſſere Selbſtqualen andichteten, als ſie wirklich ausübten; tolle Einbildungen und Thorheiten in die ſie niemals verfielen; und geiſtliche Kraftſprünge und Wunderwerke die ſie niemals machten.

Viele Heilige der Römiſchen Kirche waren unſtreitig Menſchen von der erſten Claſſe. Rührend, nützlich, und überaus vernünftig iſts darum, daß man ihr Andenken feyert, daß man ihre Bilder um ſich hat,

daß

daß man ihr Leben und ihre Thaten mit Geſchmack und Verſtand durch Mahler und Bildhauer den künftigen Zeitaltern übergiebt, und daß man dieſe Darſtellungen mit wahrer Herzenserhöhung und heiliger Ehrfurcht betrachtet. Der Cardinal Borromäus war ein Heiliger voll Erhabenheit, und ein Menſch von beynahe übermenſchlicher Kraft zu allem Guten. Er übte ſich bey der ſtrengſten Möncherey, doch auch in den ſanfteſten menſchlichen Tugenden. Er geiſſelte ſich zwar, und blieb doch dabey der thätigſte Menſchenfreund. Er war keuſch, wie nicht alle Mönche ſind, und hat doch junge Mädchen ausgeſtattet. Er fürchtete die Liebe, und beförderte doch bey andern mit Vergnügen ihren Genuß. Im Ganzen war an dem Cardinal Borromäus alles ſo groß, daß man ohne Erſtaunung und Beſchämung nicht an ihn hinaufſehen kann; und kein Menſch kann

es den Mayländern verdenken, daß ſie ihn anbeten.

Ein groſſer Heiliger, und der verehrungswürdigſte von allen Einſiedlern die jemals geweſen ſind, war Nicolaus von der Flüe, oder wie man ihn gewöhnlich nennt, der Bruder Claus. Er war ein Schweitzer, hatte ſeinen Wohnſitz im Canton Unterwalden, war als Officier im Kriege und als Landrath in Staatsgeſchäften lange erfahren, bevor er ſein Weib und ſeine fünf Söhne und fünf Töchter verließ, ſich in eine ſchreckliche Einöde jenes Cantons begab, und dort unter beſtändigem Gebete und äuſſerſt ſtrengem Faſten, zwanzig Jahre hindurch, als Einſiedler zwar dem Himmel lebte, aber als Schweitzer noch immer ſein Vaterland liebte. Die Dienſte die Bruder Claus der ganzen Schweitz geleiſtet hat, machen ihn unſterblich in unſerer Geſchichte, und ſein

Name ſteht in der erſten Reihe unſerer Patrioten. Nach den Burgundiſchen Siegen entſtand eine große Uneinigkeit unter den Schweitzern, theils über der reichen Beute, theils wegen des Misvergnügens der ländlichen Cantone über die Verbindungen in welche ſich die ſtädtiſchen Cantone ohne die Theilnehmung von jenen einlieſſen. Der Geiſt der Zwietracht ergriff alle Eidsgenoſſen, und ihr mit ſo vielem Blute befeſtigter Bund, war in Gefahr bey ihrer Verſammlung in Stanz zu brechen. Bruder Claus erfuhr in ſeiner Einſiedeley die drohende Gefahr. Er begnügte ſich nicht, in ſeiner Hütte von der Kraft ſeines Glaubens und Gebets Wunder zu erwarten, ſondern eilte nach Stanz, trat als Friedensbote und mit Demuth und Erhabenheit, in die tobende Verſammlung der eidsgenöſſiſchen Geſandten, ſprach wie ein Mann Gottes und wie ein Weiſer, zeigte

die bey ſolcher Zwietracht dem Vaterlande bevorſtehende Nachtheile und Gefahren, ſagte ihnen was das Beſte des Vaterlandes ſey, was ſie in dieſem Augenblicke für daſſelbe thun müſſen, und augenblicklich legte ſich der Sturm. Nach den Räthen und Vorſchlägen des Bruders Claus, verſtand man ſich über die Beute; die ſtädtiſchen Cantone entſagten ihren abgeſonderten Verbindungen; dafür nahm man Freyburg und Solothurn in den eidsgenöſſiſchen Bund auf; und Hand in Hand mit Bruder Claus, umarmten ſich die eidsgenöſſiſchen Abgeſandten unter einander brüderlich. Heilig iſt darum der Name des Bruders Claus. Angebetet ſind auch ſeine Knochen, in der Kirche zu Saxeln im Lande Unterwalden, noch bis auf dieſen Tag. Aber ſo mönchiſch und ſo roh auch die Art iſt, mit welcher man ſein Skelett mit allerley Kindereyen behangen hat, und dort vor

dem

dem hohen Altar der öffentlichen Verehrung ausſtellet: ſo geſegnet hingegen, ſo edel und groß, iſt in den Herzen aller Schweitzer die noch wiſſen daß ſie Schweitzer ſind, das Andenken dieſes Heiligen, der durch den Glanz ſeiner Tugend und die Weisheit ſeiner Reden, Eintracht im Vaterlande herſtellte, und den Bund wieder vereinte und ſchloß, dem ich wünſche, daß er feſt und frey ſtehe, bis die Alpen zertrümmern, und bis alle Königreiche, alle Helden, und alle Völker der Erde, in einen gemeinſchaftlichen Abgrund verſinken.

Alle Heiligen der Römiſchen Kirche waren nun freylich nicht ſo heilig, als Borromäus und Bruder Claus; alle Einſiedler und Mönche waren nicht ſolche Menſchenfreunde. Aber eigentlich ſind die Klöſter nur durch Misbrauch ſchädlich geworden. Daß ſie ſolche Neſter für Böſewichter werden, wie

ſie

ſie oft geweſen ſind, war eben ſo wenig nöthig, als es nöthig iſt, daß Feuer ein Werkzeug der Zerſtörung in den Händen eines Mordbrenners ſey. Wenn man nicht immer den Misbrauch von jeder Sache abrechnet, ſo misbilligt man Alles. Es iſt gar nicht zu läugnen, daß die Klöſter ſogar auf ſehr mannigfaltige Art nützlich werden könnten. Sehr nützliche Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft ſind Mönche und Nonnen, die Kranke verpflegen; wenn ich nicht irre, hat Pabſt Pius der ſechste noch in dieſem Jahre die Welt mit einem neuen ſehr menſchenfreundlichen Mönchsorden dieſer Art begabt. Klöſter wären ein ſehr wünſchenswürdiger Aufenthalt, für Leute die dem Staat den größten Theil ihrer Kräfte geopfert haben, und nun eine Ruheſtäte ſuchen; für Männer von ausnehmenden Fähigkeiten, die wegen Leibesgebrechen, Armuth,

muth, Mangel an Empfehlungen und Beförderung, jeder andern guten Ausſicht im Leben beraubt ſind; für alle Verunglückte. Mein ſeliger und unvergeßlicher Herzensfreund Iſelin hat in den Ephemeriden der Menſchheit, vortrefliche Vorſchläge zur Säcularisation der Klöſter und Ordensſtände gethan; und Wieneriſche Schriftſteller wiederhohlten dieſelben mit groſſem Beyfall.

Solche Menſchenfreunde wollen immer das Beſte. Aber da einmal der Menſch im Ganzen, nicht immer das Beſte wollen kann, ſo muß man doch immer dankbar ſeyn für das Groſſe und Gute, das wirklich geſchieht. Wenn man groſſen Herren in allen Dingen zu viele Vorſchläge macht, ſo wird ihnen die Wahl ſchwer, und zuweilen unmöglich. Das Beſte für die Menſchheit muß doch immer, natürlicher Weiſe, mit demjenigen verbunden ſeyn was für groſſe Herren das Beſte

ist;

iſt; denn ſie ſind auch Menſchen wie wir, und alſo muß doch alles Gute in alle ihre Wünſche, Bedürfniſſe, Abſichten, und Umſtände einpaſſen.

Menſchen möchte man immer in Klöſter gehen laſſen, die lange der Welt müde ſind, auch ſolche die man in der Geſellſchaft nicht vermiſſet, Perſonen beyderley Geſchlechts, die entweder ſelbſt der Menſchheit groſſe Beyſpiele zu geben verlangen, oder nicht die ſchönſte Rolle in der Welt ſpielen. Allen Büſſenden, allen in Arbeit grau gewordenen, jedem Schwachen, den die Laſt des Unglücks ganz niedergedrückt, und aller Geſchäfte ſo wohl als aller Freuden des geſellſchaftlichen Lebens unfähig gemacht, gönnet man gerne eine ſolche Freyſtadt. Es mag ſeyn daß man irgendwo in Bayern, einen Karthäuſer-Prälaten mit vier ſtolzen Pferden, und einem prächtigen Wagen, zur Stadt fah-

ren ſah; aber dennoch deucht mir, es ſey in dem Karthäuſerorden, inſofern man aus bloſſer Liebe zur Einſamkeit in demſelben die Welt fliehet, und ſich aus wahrer Andacht gänzlich der Gottſeligkeit wiedmet, etwas wirklich Erhabenes (*).

Auch

(*) So geiſtvoll, ſo liebenswürdig, und menſchlich, hat in unſern Zeiten wol niemand der Karthäuſer ſich angenommen, und überhaupt über Klöſter und Kloſterleben geurtheilt, wie eine edle, junge, und ſehr ſchöne Hannöveriſche Dame, die Frau von Berlepſch. Auszüge aus der Handſchrift ihrer Briefe über Klöſter und Kloſterleben; über Biberich, Schlangenbad, und Schwalbach; über eine Reiſe von Maynz den Rhein herunter; und über Holſtein habe ich gemacht, und in verſchiedenen Blättern des Hannöveriſchen Magazins vom Januar 1783 abdrucken laſſen. Folgende Stelle iſt ſo ſinnreich und rührend, und ſie dienet ſo ganz zu meinem Zwecke, daß ich mich nicht enthalten kann, dieſelbe ganz hieher zu ſetzen.

„Sie

Auch durch Nonnenklöſter geſchieht ungemein viel Gutes. Manche gnädige Fräulein hatte in ihrer Jugend etwa ein Kind, und

„Sie wiſſen, ſagt Frau von Berlepſch, daß „ich fürs Kloſterleben eine heimliche Neigung „und Verehrung habe. Laut darf ich dieß nicht „ſagen, weil man mich beſchuldigen würde, ich „denke nur ſo, aus Neigung zum Sonderbaren. „Aber ich bin mir beſſerer Beweggründe bewußt. „Der hohe und reine Geiſt der Andacht, De„muth und Genügſamkeit, dem die Klöſter ge„wiß ihre Entſtehung zu danken haben; der „Muth, mit dem ihre Stifter allen lockenden „Reitzungen der Welt und der Geſelligkeit ent„ſagten, und ihre fromme Abſicht, ganz in „abgezogener Stille den Geiſt zum höhern Le„ben fähig zu machen, erwecket meine Be„wunderung.“

„Innigſt bin ich gerühret, von den Gedan„ken an die Thränen und Seufzer, die ſo oft „aus dieſen ſtillen Wohnungen, ungeſehen von „der Welt, zu Gott emporgeſtiegen ſind. Wie „viele ſüſſe Neigungen, und gewaltige Triebe „wur=

und behauptet dann deſſen ungeachtet doch ihren Platz in der groſſen Welt, raſch und keck. Es war ein Unglück, und was will man

„wurden da überwunden! Noch nie trat ich in „ein Kloſter, ohne eine Art von heiligem Schauer „zu empfinden, der vielleicht ſüſſer war, als „das freudigſte Staunen beym reichſten Anblick „der Kunſt und der Pracht. Wie vergaß ich da „alle Satyren, die man ſich gegen Klöſter entgehen läßt, und die mir auch wol ſelbſt entgangen ſind; und fühlte nur, wie ſchön, wie „groß, wie himmelähnlich ein Leben wäre, das „dem Geiſte der Stiftung getreu, in Bruderliebe, Wohlthätigkeit, Stille, Frömmigkeit, täglich wachſender Beſſerung des Sinnes und „Herzens, Reinheit, Ordnung, Einfalt, und „ungeſtörter Ruhe, in einem Kloſter hinflöſſe!“

„Dieß iſt eine Chimäre, ſagen Sie? Vielleicht. Aber ach warum muß es eine ſeyn? „Eben deswegen, weil auch ſchon da zu viele „Menſchen zuſammenkommen; und zwar Menſchen, die keine reinen Religionsbegriffe haben, „und denen das erſte Jugendleben in der Welt „die

man mehr? Aber tauſend geſchwächte Bürgerstöchter kommen ſo ehrenvoll und gut nicht weg; darum iſt es freylich ein wünſchens.

„die Blüte der Unſchuld ſchon geraubet hat, und „zu viele ſtürmiſche Leidenſchaften in ihnen „ſchon erreget.“

„Daß es Pflicht ſey, einer ſo rauhen Ein„ſamkeit ſich zu weihen, glaube ich freylich nicht. „Es iſt vielleicht, unter mancherley Umſtänden, „ganz unrecht. Auch gebe ich gerne zu, daß, „nach ihrer itzigen Beſchaffenheit, ſolcher Wohn„ſitze des Müſſiggangs zu viel ſind, und daß „der Plan ſie einſt alle aufzuheben, eine ſehr po„litiſch weiſe Abſicht ſeyn würde. Aber man„chem Unglücklichen würde doch auch ein Zu„fluchtsort entzogen; denn Sie werden mir zu„geben, daß für kranke, erſchöpfte, müde, von „der Welt wundgedrückte, in ihren Wünſchen „betrogene, in ihren Hofnungen geſcheiterte „Herzen, das Kloſter eine ſchöne ſichere Frey„ſtatt iſt, um die Trümmer ihres Glückes, ih„rer Gefühle und Kräfte, noch aufzuleſen, zu „ſammeln, und zu genieſſen, anſtatt, daß die

„Welt

ſchenswürdiger Vortheil, wenn dieſe armen Mädchen, die vielleicht nur aus lauter Güte des Herzens nicht Nein ſagen konnten, Gelegenheit haben, in der ſtillen ehrbaren Ruhe eines Urſelliner oder Magdalenen Kloſters längſt entwiſchte Sünden zu bereuen; indeß da jene gnädigen Fräulein ihren ſehr zweydeutigen Tugendknäuel mitten in der Welt abwinden.

Es war immer meine Lieblingsmeinung, wenn ich bey ſonſt guten Anlagen etwa ein zum Schelten geneigtes altes jungfräuliches Gefäß ſah, daß vielleicht eine herrliche Nonne aus dieſer beiſſigen Seele hätte werden können. Manches unverheurathete Frauenzimmer dieſer Art, hat auch vielleicht von dem Werth oder Unwerth fleiſchlicher Lüſte

 ſchon

„Welt ſie gar zerſchmettern würde. Mich intereſſiren darum alle Klöſter, und zumal die „Karthäuſer.“

ſchon ſo viel Erfahrung, daß ſie wiſſen kann was daran iſt; und denkt wol eben ſo billig darüber, wie jene junge Frau in der Schweitz, die mir den andern Morgen nach ihrer Hochzeit ſagte, ſie habe die ganze vorige Nacht gedacht: iſts nur das? Vortreflich, wenn man dieß in einem Kloſter glaubt.

Sollte aber auch ſolchen Magdalenen noch einfallen ſich nur ihrer Verſorgung wegen verheurathen zu wollen, ſo ſagt ihnen die geſunde Vernunft, Verſorgung finde man ja im Kloſter. Heßlichkeit ſogar, wenn es ſo weit gekommen wäre, ſchadet im Kloſter nie; denn jede heßliche Frau in der Welt, hat doch immer mehr gute Freundinnen als eine ſchöne, und eben ſo findet auch eine heßliche Nonne, wenn ſie übrigens gutmüthig iſt, immer am meiſten Freundſchaft im Kloſter. Haſſet endlich jede greßliche alte Fräulein oder Jungfer im Kloſter den Teufel

nur ſo ſehr, als jeden Menſchen in der Welt der ſich nicht in ſie verliebet; und liebet ſie im Kloſter ihren Heiland nur ſo ſehr als ſie in der Welt ihren fleiſchlichen Anbeter lieben würde, wenn ſie einen hätte: ſo ſehe ich gar nicht, warum auch verdorbene weibliche Charaktere ſich nicht ſollten im Kloſter veredeln, und da viel ſeliger leben und ſterben als in der böſen Welt.

So natürlich zuletzt auch immer der Wunſch ſeyn mag, daß man doch überall lieber aus jedem ſchönen Mädchen eine Mutter eben ſo ſchöner Kinder werden laſſe, ſo giebt es dann auch wieder Fälle, die das Kloſterleben äuſſerſt empfehlungswürdig und wünſchenswerth für manches übrigens ganz vortrefliches Frauenzimmer machen, der man nun weiter nichts mehr wünſchen kann, als ein ehrliches Auskommen und ein froliches Herz.

Ertråglich wird auch immer der Aufenthalt eines Mönchsklosters, wenn es nur da nicht zu ſehr von Dummköpfen wimmelt. So kann es ein Gotteshaus, und eine Freyſtadt werden, die man gegen ſich ſelbſt ſucht, und findet. In keine Langeweile verſinket man alsdann über ſeinen Zuſtand, wenn man die Freyheit hat alle Hůlfsmittel gegen die Langeweile zu benutzen. Ein Mönch kann ſtudiren, wenn es ihm die Herren im Convent erlauben; aber gewöhnlich erlauben ſie dieß nicht, und darum begreift man warum in Deutſchland, die Herren Franciſkaner, Kapuziner, Carmeliter, Paulaner, Hieronymitaner, Auguſtiner, und Minoriten, immer gröſſere Fortſchritte in der Dummheit machten als die Benedictiner, weil dieſe doch mehr ſtudiren als jene. Aber eben ſo begreiflich iſt mir auch, daß alle dieſe ehrwürdigen Herren zuſammen, doch

lieber ihre Bäuche pflegen, als ihre Aſceten leſen.

Ein liebes junges Geſicht unter einem Schleyer und im Nonnenkleide, machte in meiner Jugend mir immer Riegel, Thöre, Aebtiſſinn, Alles verhaßt, was ſie umgab. Immer dachte ich an das raſche, unbeſonnene, oder abgezwungene Gelübd, das die arme Seele in dieſen Kerker einſchloß. Ich glaubte in ihren Augen zu leſen, wie viel anders ſie empfinde, als ſie handle und lebe, und wie ganz anders ſie denke als ſie ſpreche. Mitleid, Erbarmen und Liebe, erfüllen uns beym Anblick einer ſchönen und gefühlvollen Nonne, die zu ewiger Einſamkeit und Selbſtverläugnung verdammt, alles verläugnen muß was die Natur erlaubt, und in Tod und Verderben ſich würfe, wenn ſie thäte was die Natur ihr räth. Nichts kann ſie retten, und nichts macht ihren Zuſtand er-

träglich, als Myſtik; nichts menſchlicheres und freundlicheres läßt ſich für eine Nonne erdenken, denn Myſtik iſt ganz auf Liebe und Verliebtheit gegründet. Die armen Nonnen wiſſen am Ende gar nicht mehr, warum ſie der liebe Gott erſchaffen hat, aber das wiſſen ſie immer, daß ſie in dieſem elenden Leibe nichts mehr lieben können als Gott. Dieſen beſtändigen Enthuſiaſmus von Liebe, wenn er nur nicht in Hyſterie und Tollheit ausartet, halte ich, nebſt den ſchönen Handarbeiten, womit die Nonnen ſich beſchäftigen, für die Urſache, warum Hünauld, ein groſſer Franzöſiſcher Arzt, angemerket hat, daß die Nonnen ſpäter ſterben, als das in der Welt lebende Frauenzimmer.

Freunde der Freyheit haben ſich immer gegen Kloſterregel und Kloſterzwang empöret; und ein groſſer Freund der Freyheit, ein calviniſcher Philoſoph, mein guter Freund

de

de Lüc, vertheidigt Kloſterregel und Kloſterzwang. Wenn das Intereſſe vieler Menſchen in Eins ſich vereinigt, ſagt er, ſo muß ſich alles unter eine Regel beugen, und eben daher ſeyen die Klöſter in allen ihren Anordnungen immer beſſer fortgeſchritten, als alle andere Societäten von Menſchen. Die meiſten ländlichen Klöſter, die unſern Augen einen weit gröſſern Wohlſtand darſtellen als alles was ſie umgiebt, haben das Land gebaut, und von dieſer mit Emſigkeit befolgten Abſicht komme ihr Wohlſtand. Warum ſollten ſie ihn nicht genieſſen, ſagt der menſchenfreundliche de Lüc? Wir ſollen die Mönche nachahmen, nicht ſie beneiden.

Aber dieſer leutſelige Menſchenfreund glaubt doch auch: es wäre freylich gut, wenn in Klöſtern dem Uebermaaß des Mismuths nicht Riegel und Thor ſich ſchlöſſen; aber Etwas müſſe doch dem vorübergehenden Ekel

widerſtehen. Hinter der Mauer wo Regel gilt, müſſe alles gehorchen. Die Religion allein, entweder durch ihre natürliche Kraft, oder durch das Gewicht das man ihr giebt, bewirke dieſen glücklichen Endzweck. Ein Kloſter das ſich gelüſten laſſe die Regel zu brechen, habe den ganzen Orden gegen ſich, weil dieſer einer allgemeinen Achtung bedarf, um dadurch aus ſeiner Mittelmäſſigkeit ſich zu erheben. Mönche ſeyen Menſchen die einen gewiſſen Stand erwählet haben, oder wie viele andere, wählen mußten; und wir ſollen wünſchen, ſagt der liebenswürdige de Lüc, daß jeder Menſch in ſeinem Stande glücklich ſey, ſobald er nicht anderer Glück vernichtet.

Selbſtverläugnung eines Chriſten beſtehet aber nicht in einem fortdaurenden harten Leben, nicht in einer allgemeinen Entſagung von allen unſchuldigen Freuden der Welt.

Die

Die Religion iſt nur eine Feindinn des unerlaubten Genuſſes, ſo wie etwa die Furcht vor den unausbleiblichen Folgen eine Feindinn böſer Lüſte bey Thieren. Einer Katze, die ich oft in einer redlichen Familie, nach altem Schrot und Korn, in der Schweitz auf dem Tiſche zwiſchen den Schüſſeln herdurch ſpatzieren ſah, indem die gute Familie aß, erweckte der herrlichſte Kohl, und der ſchönſte Braten, blos eine kleine Bewegung in der Schnauze; ſie näherte ſich dem lieblichen Geruche dann empfindſam, doch ſehr beſcheiden. Aber rein blieb ihr Mund, und ihre Pfote that keinen Griff nach der Schüſſel. Dieſe Katze widerſtand ihren Lüſten, mit weniger Anfechtung als Sanct Antonius, blos aus Furcht vor den unausbleiblichen Folgen.

Mich hat es oft gelüſtet ein Mönch zu werden, wenn ich mich ärgerte über eine Welt, die doch allenthalben den Speichel

vornehmer Dummheit leckt; wenn ich ſah, wie leidendes Verdienſt ſich doch allenthalben beugen muß unter übermüthiger Amtsmacht; oder wenn ich an alle Widerwärtigkeiten des Lebens dachte, und an die Finſterniß auf den Wegen der Fürſehung; oder wenn ich mich nicht länger wollte umnebeln laſſen durch alles was man wähnet und ſchnacket. Aber dann dachte ich, bey allen ſchönen Scenen, die meine ſtille Celle und mein kleines Gärtchen mir hoffen machten, an Kloſterregel und Kloſterzwang, und an die Unmenſchen im Kloſter denen ich den Rock hätte küſſen müſſen, und ſo vergieng mir augenblicklich meine Thorheit.

Seelenruhe giebt es aber doch auch im Kloſter; denn du biſt kein Menſchenkenner und kein Welterfahrner, wenn du glaubſt, Glückſeligkeit finde ſich in etwas anderm, als in der Veränderung deiner Neigungen und

deiner

deiner Leidenſchaften. Wie Furien ſetzen ſie dir nach, du magſt auch ziehen wohin du willſt. Aber Geiſt, Licht, Cultur, und Leben nimmt jede ſchöne Seele mit, in jede öde Gegend, wenn ſie auch glaubt, ſie ziehe in ihr Grab. Klöſterliche Todtenſtille beſänftigt und beruhigt allmählig jedes ſchöne Herz, das von dem ekelhaften Weltgewirre abgeſondert und mit dem Haushalt der Leidenſchaften bekannt, die Welt nicht haſſet, aber ſich dieſelbe nur mit Gleichgültigkeit erinnert; und nun entfernt von Gütern und Vortheilen die mehr Schein als Wahrheit haben, geſchäftig und gelaſſen, ohne Anſpruch und ohne Gram durch das Leben hingleitet.

Einigen Klöſtern wünſche ich darum, aus Liebe zur Einſamkeit und aus Ehrerbietung für die wahren Heiligen der Römiſchen Kirche, in jedem catholiſchen Lande eine ewige Dauer. Es iſt doch immer eine wohlthätige

ge Kunſt, und ein wahres Verdienſt im Him-
mel, Dummheit zu ertragen, oder ſie nach
guten Zwecken zu leiten, wenn man kann.
Wir wollen den Herren Dominikanern zuge-
ben, daß die Stimme ihres Vincenz Ferra-
rius in Avignon gehöret wurde, wenn Er in
Bretagne predigte; und daß Johannes Ro-
manus Lungen hatte, deren Donner man
auf Java hörte, wenn Er in die Drommete
ſeines Evangeliums in Mexico ſtieß. Jede
Dominikanerzunge ſey ein Schwerd, und ih-
re Worte glühende Kohlen, wenn nur jenes
nicht haut und dieſe nicht zünden. Die ehr-
würdigen Herren Karmeliter in Bayern, mö-
gen ſich immer durch das Talent auszeich-
nen, wofür ſie in Frankreich berüchtigt ſind,
und bey den Weibern und Haushälterinnen
der Landedelleute, Landbeamten, Landpfar-
rer, und Bierbrauer, allgemein beliebt ſeyn,
wenn ſie nur nicht noch mehr Dummheit in

Bayern verbreiten. Die ehrwürdigen Herren Benedictiner in Bayern, mögen immer glauben, der heilige Vater Benedict habe ganz laut im Mutterleibe Pſalmen geſungen, wenn ſie nur jeden Philoſoph in München dulden, der an dieſe Muſik nicht glaubt. Die ehrwürdigen Herren Benedictiner in Bayern, mögen immer die Damen, welche ihre Klöſter beſuchen, nach Standesgebühr bewirthen und beherbergen, oder auch durch Geiſſelſtreiche und Ciliciumsſtiche ihren Rücken zerfleiſchen, wenn nur dieß alles ihre Sitten mildert, und ihnen die Sanftheit gegen Menſchen nicht benimmt, die nicht glauben den Himmel durch einen heilen Rücken zu beleidigen. Endlich werden doch die Mönche von ſelbſt aufhören, den Proteſtanten die Seligkeit abzuſprechen (*), und die für Ketzer

zu

(*) Ganz nah iſt dieſe Epoche noch wenigſtens in

Bayern

zu erklären, die Gott und ſein Wort höher achten, als die Worte des ſeraphiſchen Vaters Franz von Aſſiſi; als dreyfache Kronen, rothe Hüte, runde geeckte und geſpitzte Kaputzen, Sandalen, Gürtel, Stricke, Bärte, Lucaszeddel, Nicolaibrodt, Aloyſimehl, Wahlburgaöhl, Ignatiusbohnen, Portiun-

culaab-

Bayern nicht, wenn die hierüber und ſonſt noch über vieles, in der berühmten Reiſe durch den Bayeriſchen Kreis enthaltene Nachrichten, ganz zuverläſſig ſind. Der geiſtvolle Verfaſſer dieſer Reiſe ſagt: die Controverspredigt des ehrwürdigen Paters Simplicius Haan, worinn Er behauptet, daß kein Proteſtant ſelig werden könne, ſey unter der gegenwärtigen Regierung in München pleniſſime approbirt; und der wütende Pater Thomas Aquinas Jobſt, der ſich ſo groſſe Mühe gab, die Spaniſche Inquiſition in Bayern einzuführen, und deswegen unter dem letztverſtorbenen Churfürſt Maximilian ſeiner klöſterlichen Würde entſetzt und zu einer ſchändlichen Landesverweiſung verurtheilt ward, ſey anitzt wieder Prior!

culaablaſs, und das Hexenpantöffelein des ehrwürdigen Paters Fulgentius.

Angenehm iſts immer, daſs man ein Mönch werden kann, wenn man will. Erhabenheit der Geſinnungen bey irgend einem Menſchen, erwecket Bewunderung. Es iſt ein groſſer Anblick, zu ſehen wie ein Weiſer mit ſeinem Unglücke kämpft, oder wie ein Mönch im Kloſter durch Verläugnung ſeiner liebſten Leidenſchaften, und tägliche Anſtrengung ſeines Geiſtes, täglich zu neuer Kraft und neuen Siegen über ſich ſelbſt erwachet, und mit krankem Herzen Seelenruhe ſuchet vor dem Kreutze ſeines Erlöſers.

Bey dem dumpfen Klang der melankoliſch langſam läutenden Glocke, faltet Er heilige Hände, wie einſt die Therapeuten der Morgenſonne entgegen, und bittet Gott, wie ſie, um einen beglückten Tag, um Wahrheit, und die Gabe vernünftig darüber zu denken. Er

wirft ſich in der Frühmeſſe nieder auf ſeine Knie, mit einem Geiſte der Gott alles aufopfert, wenn auch das Herz nicht immer will. Nie tritt er in ſeine Celle, ohne den feſten Entſchluß da ſo zu leben, damit er jeden Tag ſterben dürfe. Aber auch hier, wo der Tod und die Wahrheit ihre ſchreckliche Fackel ſchwingen, auch in dieſer der Welt unzugänglichen Celle aus der man in die Ewigkeit übergeht, ſtirbt man vielleicht noch ungern, wenn das arme Herz immer noch fernweg gezogen iſt nach einer Richtung, wahrhaft wie die Magnetnadel, aber zitternd wie ſie. Er folget ihm nicht. Geprüfte Weisheit hält ihn feſt, auch indem Er vergebens ſeine Arme nach der Scheidewand des Schickſals ausſtrecket, ringet, ruffet, wild und ſchrecklich hinſieht, und hinſtaunt, durch trübe Wolken, und vor dem Auge verſchwindende Hügel, in zu fernes

Land.

Land. Als einſt noch Hofnung glimmerte; als Er noch wähnte, dieß werde nicht geſchehen, kämpfte ſeine Seele nicht gegen Verzweifelung; und ſie kam! Nun weiß er, daß das einmal verlohrene für immer verlohren iſt, und daß alles bleibt wie es itzt Gott geſchicket hat, bis ins Grab. Das giebt eiſernen Muth, hebt den Geiſt, und heilt das Herz. Seufzer mögen ſich vermählen; aber darum iſt in dieſer armen Celle doch Glückſeligkeit möglich, denn Tugend, die ſich unterwirft, iſt auch Glückſeligkeit. Alle Kräfte der Seele wachſen, wenn das Feuer und die Würde der Gedanken alle Gefühle hinreiſſet und feſſelt. Nun lauſchet ſein Ohr nicht mehr auf das Geräuſche der Welt. Nun ſagt er nicht mehr, ach ich möchte auch andere Menſchen reden hören, als Mönche. Nun reitzet ihn nichts mehr zu unſterblichem Kummer, auf hoher Heldenbahn. Nun lü-

 ſtert

ſtert ihn nach keiner Ehre, die ihn nicht im Himmel erwartet. Nun heißt er nichts Vergnügen, was nicht wohlthätig in die Ewigkeit wirket. Nun blicket er Licht in die Nacht hin. Er ſieht, von fernher, wie ſie kommt, die Nacht, in der die müde Seele verlaſſen muß ihre Hütte von Staub. Wie leicht wird ihm das, da er längſt verlaſſen hat was er mehr liebte; da er ausgelitten hat und ausgeſeufzt; da alles Harte ausgeſtanden iſt, und überwunden. Er erwartet den Tod, feſt und aufrecht, wie eine Eiche über der die Sonne ſcheint, oder die der Sturm ſchlägt. An ſeinem letzten Abend hüpfet noch ſein Herz bey jeder Litaney. Noch hebt er, auf ſeinem harten Strohſack, die kalten ſterbenden Hände zum allgemeinen Jubelgeſang ſeiner Brüder; ſegnet, mit eingefallenem Antlitz und bebender Zunge, noch ſeine Geliebte; und ſtirbt.

Mönche ſollen immer groſſe Beyſpiele geben, da ſie wenigſtens doch Dinge unternehmen wollen, die der Menſchheit ſchwer fallen. Aber man weiß aus meinem ſiebenten Capitel, was Faulpelzen in einem Kloſter einfallen kann, die ihr Brevier in die Ecke werfen, nicht gleich in den Garten laufen, Harke und Schaufel ergreiffen, und arbeiten bis ſie von des Tages Laſt und Hitze niederfallen. Soll das Kloſterleben ein ſicherer Hafen ſeyn gegen die Sünde, ſo muß die Würde der Mönche ſich zeigen durch ihre Thaten. Sie müſſen nichts ſich erlauben was ihr Anſehen ſchwächt, nie den Mann einer frömmelnden Frau durch ihre Unkeuſchheit entehren, niemals des Nachts verkleidete Mädchen in ihren Cellen haben, und niemals, auf ihren Reiſen, in den Armen von Aufwärterinnen und Wirthstöchtern den Glanz von Heiligkeit

ligkeit vergeſſen, der ihre kahlen Köpfe umſtrahlet.

Mönche überwinden ihre Geilheit, wenn ſie auch in der Clauſur nicht immer nach jeder ſchönen Heiliginn ſehen, und bey der Converſation im Beichtſtuhl nicht immer nur nach dem Halstuch der Sünderinn. Robert von Abriſſel, der im zwölften Jahrhundert Mönche und Nonnen der Herrſchaft einer Frau unterwarf, wußte vielleicht nicht, wie nöthig es iſt, daß kein müſſiger Mönch auch mit keinem alten Weibe umgehe, denn bey einem alten Weibe denkt ſich ein angebrannter Kopf leicht ein junges. Wegwendung der Imagination von jedem Laut, jedem Tritt, jedem Schatten von Weiblichkeit und Sinnesluſt, iſt darum der beſte Kappzaum mönchiſcher Unkeuſchheit. Keinen jungen hitzigen Mönch, lieſſe ich, ſogar nach dem Gemählde einer ſchönen Mutter Gottes hinſehen,

ſehen (*), bevor ich ſicher wäre, durch emſige Arbeit im Garten, und fleiſſiges Leſen, und Geſchmack an der höchſten Geiſtescul-

 tur,

(*) Wenige Tage bevor ich dieſes ſchrieb (im Auguſt 1784) beſah ich in Hildesheim, im Hauſe des frommen Herrn Domherrn von Weichs, eine von Raphael gemahlte, oder gewiß durch eine vortrefliche Hand nach Raphael copierte Madonna. Iſt dieſe Madonna nicht ſchön, fragten mich die geiſtlichen Herren? Die ſchönſte, die ich in meinem Leben geſehen habe, ſagte ich, denn ſie hat alles was man an irgend einer Madonna ſchönes ſehen kann, und dabey doch ſo ſchelmiſche Augen. Ja das kommt daher, erwiederte mir ein ſehr aufgeklärter Domherr und ſehr groſſer Kenner ſolcher Augen: dieſe Madonna iſt das Portrait von Raphaels Maitreſſe.

Gemählde von dieſem Range findet man nun freylich wol ſelten in deutſchen Klöſtern. Aber bey jungen Mönchen zündet Alles was weiblich iſt. „Am Faſtnachtsabend,“ ſagt der Verfaſſer der Bayeriſchen Briefe aus dem Novizia-

te,

tur, ſeyen alle fleiſchliche Lüſte aus ſeiner Seele verbannet, und ja nicht durch geiſtliche Betrachtungen, die doch ſelbſt zuweilen zur Unreinigkeit Gelegenheit geben (*).

Mön-

te, „gab uns der Magiſter, eine Menge Sca„puliere, und auch einige bemahlte Kupferſtiche, „die wir unter einander theilen ſollten. Dabey „machte ich wieder eine ſchöne Entdeckung. Ei„ner von dieſen Kupferſtichen ſtellte die Magda„lena vor, der andere die Catharina, und bey„de mit etwas vollen und halb entblößten Bu„ſen. Nun giengs an ein Bitten und Streiten, „da ein halbes Dutzend unſerer Brüder ſich alle „mögliche Mühe gaben dieſe zwey Heiliginnen zu „erhaſchen, um doch wieder einmal, wenigſtens „durch das Anſchauen eines gemahlten Mädchen„buſens, ihre brennende Sehnſucht zu laben.“

(*) Johann de Caſtanizza, ein verehrungswerther Spaniſcher Myſtiker, hat in ſeinem Geiſtlichen Kampfe, einem der beſten myſtiſchen Bücher, ein Capitel, wie man die Fleiſcheslust und böſe Begierden beſtreiten und überwinden könne, worinn Er vorzüglich auch gegen die Vermeſſenheit

warnt,

Mönche würden ſich freylich weit beſſer befinden, bey einer ſanften Moral die man ausüben könnte, als bey einer ſtrengen die man nicht ausübt. Wegen der Härte ſeiner Regel, iſt jener Schelm dort in der Kaputze nicht tugendhaft, ſo beſcheiden er auch ſeine Augen niederſchlägt. Aus Zwang floh er die Welt, und in ſeinen Eingeweiden wüten ihre Lüſte. Wer täglich ſeinen Rücken peitſcht, in einer dunkeln Höhle huckt und da die Welt verfluchet, iſt vielleicht eben ſo wenig duldſam als der ſchwärmeriſche Andächtler, der euch ſüß und freundlich anblicket, glatte Worte giebt, und einen Dolch in der Taſche

warnt, allzuviel an alle Hülfsmittel gegen ſolche Verſuchungen zu denken. Solchen Grundſätzen der höchſten Reinheit zufolge, ſagte darum eine junge, ſchöne, ſehr lebhafte, und äuſſerſt keuſche deutſche Dame: „das Wort Keuſchheit „iſt mir unausſtehlich; wegen der fatalen Nebenideen, die es mir immer erreget.“

trägt. Kaſteyungen ſind ein Verbrechen gegen die Menſchheit, und eine ärmliche Huldigung für den Himmel.

An die Beſſerung des innern Menſchen, dachten die Mönche bey ſich ſelbſt und bey andern doch immer weniger, als an die Bereicherung ihrer Klöſter. Alles was ſie die Menſchen lehren, zielet doch immer auf die Kunſt ihnen die Köpfe zu verrücken um ihnen dadurch das Geld aus der Taſche zu locken; an Beſſerung des Herzens wird nicht gedacht. Vortreflich hat darum ein Wieneriſcher Schriftſteller in einer kleinen Abhandlung über Reliquien geſagt: alle die ſilbernen Figuren von Füſſen und Händen, und ausgeriſſenen Zähnen, die man den Bildern des Heilandes und der Jungfrau Maria anhängt, ſeyen doch wahrſcheinlich Gott nicht ſo angenehm, als das Gebet deſſen, der mit innigem Dankgefühle für ſeine Heilung und ſei-

ne Errettung aus Schmerz und Leiden, vor jene Bilder ſich hinwirft, und dann anſtatt Perlen einem Crucifix umzuhängen, oder einem Heiligen einen Thaler an den Fuß zu binden, oder ihm vollends eine Krone auf den Kopf zu ſetzen, lieber wahre Chriſtentugenden und Werke der Barmherzigkeit ausübt, und, anſtatt einen Armen von ſeiner Thür wegzujagen, ihn kleidet, ſpeiſet, und tränket.

Ein groſſer Heuchler war jener catholiſcher Heiliger, der für die Armen Schuhe umſonſt machte, wozu er das Leder ſtahl. Aber nicht beſſer waren alle die Ordensmänner die aus Habſucht und Durſt nach Reichthümern, vorgaben ſie entſagen der Welt, und tödten in ſich ihre Lüſte. Sie verlohren die vornehmſten Pflichten der klöſterlichen Gemeinſchaft aus den Augen, verfaulten in Trägheit und Unwiſſenheit, und

waren

waren nicht mehr im Stande ihr Brevier zu leſen.

Das thieriſche Leben in Klöſtern, war eine unmittelbare Folge der allgemeinen Hochachtung für Klöſter und Mönche. Nachdem bey der groſſen Völkerwanderung, die Barbaren alle Klöſter in Spanien und Gallien zerſtöret und die Mönche ſich zerſtreuet hatten, ſammelte der heilige Benedict ſein Häuflein auf Monte Caſſino, und ſtiftete daſelbſt die noch blühende Abtey, das Stammhaus des Benedictinerordens. Er erfand eine neue Regel, und ſeine Mönche waren im ganzen Occidente, beynahe zwey Jahrhunderte hindurch der Gegenſtand einer allgemeinen und verdienten Hochachtung. Die Benedictiner haben das meiſte zur Cultur von Deutſchland beygetragen, ſich in den dickſten Wäldern angebaut, ſelbſt Hand an die Arbeit geleget, Wälder umgehauen, Moräſte

räſte ausgetrocknet, und ſich dafür fiſchrei-
che Seen angelegt. Die Reichen gaben ih-
nen dafür verdiente Geſchenke, und billig
half ihnen der gemeine Mann mit ſeinen Hän-
den zu dieſen gemeinnützigen Arbeiten. Sie
theilten das Land unter allerley Zinſen aus,
ſie bekamen leibeigene Unterthanen, und die-
ſe wurden ihnen zum Theile geſchenkt, oder
ſie ſind ihnen von ſelbſt zugelaufen, wenn
ihre Edelleute ſie zu tyranniſch drückten.
Carl der groſſe ertheilte ihnen wichtige Frey-
heiten; Flecken und Dörfer wurden angele-
get. Sie haben den Deutſchen zum Men-
ſchen gemacht, haben ihm den Ackerbau ge-
lehret, haben durch ihre Gaſtfreyheit in dem
rohen Lande Geſelligkeit und Menſchlichkeit
befördert; ein witziger Kopf ſetzet hinzu: ſie
entwöhnten unſere Bauren vom Pferdefleiſch,
und lehrten ſie Lateiniſch beten. Aber alle
dieſe Verdienſte bereiteten allmählig den Ver-
fall

fall der Benedictiner. Da aus Bewunderung für ihr frommes und gemeinnütziges Leben, viele einen Theil ihres Vermögens in die Klöſter gaben, erfolgte eben dadurch bey dieſen Mönchen eine allgemeine Nachläſſigkeit in ihren Pflichten, Habſucht, Geitz, Trägheit, Unwiſſenheit, Unkeuſchheit, und endlich ein völlig ruchloſes Leben (*).

Baſilius verfehlte ſeinen Zweck, indem Er zuerſt die Mönche der Geſellſchaft und den Städten näher brachte, oder eigentlich das Mönchsleben vereinigte mit der gemeinſchaftlichen Lebensart der Chriſten. Von dem Werthe der Einſamkeit und des Weltlebens hatte

(*) Zur Ehre der Benedictiner will ich indeſſen doch auch nicht verſchweigen, daß dieſer Orden aus ſeinem Schooße der Welt vier und zwanzig Päbſte, zweyhundert Cardinäle, ſiebentauſend Ertzbiſchöfe, funfzehntauſend Biſchöfe, viertauſend Heilige, und gegen dreytauſend Märtyrer geliefert hat.

hatte dieſer groſſe Mann übrigens ſehr klare Begriffe. Er ſah daß dieſe beyden Lebensarten mit einander ſtritten, und von beyden fand er das Nachtheilige und Gute nicht gehörig untermiſcht. Das Mönchsleben ſchien ihm ruhiger, beſſer eingerichtet, und genauer mit Gott verbunden, aber ihm ſchien die Tugend darinn keiner Prüfung unterworfen. Das Weltleben hielt er für geſchäftiger und nützlicher, aber auch für weniger frey von Getümmel und Unruhe. Alſo verſöhnte und vermiſchte er beyde Lebensarten mit einander, indem er zwar Wohnungen errichtete für geiſtliche Uebungen und für Einſame, ohne ſie doch weit zu entfernen von dem geſellſchaftlichen Leben. Er ſonderte ſie nicht, wie durch eine dazwiſchen gezogene Mauer, ſondern ſtiftete unter ihnen, ganz in der Nähe, Vereinigung und Trennung; denn er wollte nicht, daß das Mönchsleben ohne

Gemein-

Gemeinſchaft ſey, noch das Weltleben ohne Beſchaulichkeit. Die Abſicht dieſes groſſen Kirchenvaters war gut, aber indem er die Mönche den Menſchen näher brachte, gab er auch jenen mehr Einfluß auf dieſe, und der Erfolg war ſchrecklich.

Nicht nach den Grundſätzen des Baſilius, aber mit dem nemlichen übeln Erfolge, wurden der heilige Dominik und der heilige Franz von Aſſiſi, Stifter ihrer zwey berühmten Bettelorden, die ſich nachher in unzähliche Zweige vertheilten, und alle ſehr geſellig wurden. Dominik und Franz ſind die eigentlichen Stifter aller Bettelmönche, dieſer groſſen Umſtürzer der Religion, und Verwirrer aller geſunden Menſchenvernunft.

Franciskaner und Kapuziner ſtellten ihren halbklugen Vater Franz dem Weltheilande völlig an die Seite. Portiunculaablaß und Verdienſt Chriſti, waren für ſie einerley.

ſey. Ein Kapuziner ſagte in einer Predigt: Gott der Vater irre ſich zuweilen in der Perſon ſeiner zwey Söhne, Chriſtus und Franz; denn beyde ſehen ſich ähnlich, und beyde ſeyen ſich im Range gleich. Die heiligen zwölf Apoſtel ſeyen nur Bediente des heiligen Franz. Zum ewigen Leben komme man nie ohne Portiunculaablaß; und da der heilige Franz der rechte Arm Gottes ſey, ſo würde auch Gott jedem Menſchen, der ohne Portiunculaablaß ſelig werden wollte, die Himmelsthür zuriegeln.

Solche Vorſtellungen machten die Bettelmönche allenthalben den Menſchen. Allenthalben verdarben ſie zuerſt den Verſtand von jedem, der ſich ihrer geiſtlichen Führung überließ. Sie bedeckten wie Heuſchrecken die Erde, und verzehrten den zum Unterhalt des emſigen Bürgers und Landmanns beſtimmten Vorrath. Ihren Bußſtand und

ihre geiſtliche Ruhe, wußten ſie mit Umherlaufen durch weltliche Häuſer, und vertrautem Umgange mit dem weiblichen Geſchlechte zu paaren. Ueberall das gemeine Volk durch Aberglauben, Andächteleyen, Ränke, Geſchwätz, Heurathsſtiftungen, Einfliſterungen und Fuchsſchwänzereyen jeder Art zu bethören, war das ganze heilige Geheimniß der Söhne des ſeraphiſchen Vaters Franz.

Sanct Obereit, der Weltüberwinder, ſagt in ſeiner neuen Reformation der Kirche: wenn der Eheſtand ein ſo vorzügliches Gut im Reiche Gottes wäre wie es im Reiche der Welt ſeyn möge, ſo hätte ſich Jeſus Chriſtus gewiß auch verheurathet! Dieß iſt alſo wol die Urſache, warum Sanct Obereits Liebling und Herzensfreund, der unſinnige Franz von Aſſiſi, nicht verheurathet war, und lieber um ſeine wilden Lüſte zu

dämpfen, ſich dafür des Winters im Schnee wälzte. Natürlicher Weiſe ward dadurch das Uebel ärger. Alſo nahm der ſeraphiſche Vater Franz ein Meſſer, und ſchritt zur Radikalcur.

Sanct Franzens fette und ſaftvolle Söhne, in runden und geſpitzten Kaputzen, bedienten ſich gegen die nemlichen fleiſchlichen Anfechtungen, einer ganz verſchiedenen Curart, zumal in den Oeſterreichiſchen Staaten. Von Amtswegen mußten ſie ſich in allen Häuſern einniſten; und alſo machten ſie wo ſie konnten, die Frau zur Heiliginn, und den Mann zum Hahnrey. Der Erfolg war ſchlimmer als man glaubt. Die daher entſtandene Menſchenart, wich zwar im Kriege nicht vor dem Feinde, aber ſie verengte Alles im Staate durch den angeerbten Aberglauben, verketzerte jeden geſunden Grundſatz, verbannte jeden Lichtſtrahl von Tole-

ranz, und durfte ſogar dem Kaiſer Joſeph vorſchwatzen, Preßfreyheit ſey eine Peſt im Lande.

Catholiſche Schriftſteller ſagen: nichts ſey ſo niederträchtig, wozu ſich die Bettelmönche in den Häuſern der Vornehmen nicht gebrauchen lieſſen, um die Gewogenheit der gnädigen Herrſchaften ſamt und ſonders beyzubehalten. Um eine gute Tafel nicht zu entbehren, treten ſie da als Spaaßmacher und Luſtigmacher auf, und erzählen Hiſtörchen, die jeder nur mittelmäſſig gutdenkende Weltmann zu erzählen ſich ſchämet. Sie verläumden, um ſich in ihren Poſten zu behaupten, jeden Mann von Verſtand, aus Furcht, er wachſe ihnen über den Kopf. Durch Bediente, oder alle Arten von ſchlechten Leuten die in alle Häuſer kommen, erwerben ſie ſich diejenige Kenntniß jedes Hauſes, die für ſolche ſchlechte Köpfe allein ei-

nen

nen Werth hat. Das niedrigſte Verhalten im alltäglichen Leben, war immer ihre einzige und höchſte Weisheit.

Sie belogen in Städten und auf dem Lande das Volk durch falſche Erzählungen, und erdichtete Mirakel. Den gemeinen Mann beraubten ſie zugleich ſeiner Vernunft und ſeines Geldes. Sie ſchacherten mit Meſſen, Sacramenten, und Reliquien, unterſchoben Abläſſe und wunderthätige Bilder, und erpreßten durch dieſe Marktſchreyerey von dem gemeinen Manne das zu ſeinem Unterhalte nöthige Geld. Wo man eine Reliquie aufbehält, ſagten ſie, da ſchlägt der Donner nicht ein, da macht keine ſchwangere Frau eine Fehlgeburt, und da kommt keine mit Schmerzen in Wochen. Reliquien öfnen in Gefängniſſen Riegel und Schlöſſer, entdecken verborgene Schätze, verjagen den Teufel überall. Jeden der eine Reliquie recht-

mäſſig, das iſt, von Mönchen gekauft hat, der ſie immer bey ſich trägt und vorſchriftmäſſig küßt, ſichert ſie vor zeitlichem und ewigem Uebel. Er kann ſündigen nach Luſt und Belieben, wenn er nur in ſeinen drey letzten Lebenstagen, wovon ihm immer eine Erſcheinung zu rechter Zeit Nachricht geben wird, Buſſe thut.

Hexenglauben und alle Grillen von Hexerey, ſetzten Franziskaner und Kapuziner, wie uns deutſche catholiſche Schriftſteller von der erſten Claſſe verſichern, dem gemeinen Manne in den Kopf. Bey jeder Gelegenheit beſtärkten ſie dieſen in ſeiner albernen Meinung; bezeichneten ihm dann alle ſeine Thüren im Hauſe und im Stall, mit allerley Charakteren; gaben ihm geſchriebene, gedruckte, in Kupfer geſtochene Amuletten; verſicherten daß kein anderer Geiſtlicher oder Ordensmann, das Geheimniß beſitze, alle

Anfechtungen des Teufels und böſer Leute ſo kräftig abzuwenden, als die Kinder des heiligen Franz. So giengen dann dieſe geiſtlichen Marktſchreyer aus den Häuſern der Belogenen und Betrogenen, mit reichlichem Allmoſen verſehen, wieder fort; und das Geld für die Meſſen, die zu gänzlicher Abwendung des Uebels in ihrem Convent mußten geleſen werden, ward nachgeſchickt. Der arme Landmann entzog ſich oft den Unterhalt von einigen Tagen, damit er eine Plage vertreibe, die ihm nirgends drohte als in ſeiner Einbildung, und von deren weſentlichen Gegenwart ihm niemand Verſicherung gab, als ſein lügenhafter geiſtlicher Arzt (*).

(*) Ein Wieneriſcher Schriftſteller, und ein Mann von groſſem Wahrheitsſinn und philoſophiſcher Denkart, ſagt: „Lucaszeddel, Reliquien, und „dergleichen Zeug, riethen die Bettelmönche zu„mal in der Erndtezeit, dem ohnehin aberglau„biſchen

So ward Aberglauben und Dummheit, überall unter dem chriſtcatholiſchen Volke verbreitet, und ſo wurden die Suppen der Franciskaner und Kapuziner fett. Mit einem Lucaszeddel, konnte jeder ſündigen, wo, wie,

„biſchen und von Geſpenſtern, Teufeln, Hexenſchüſſen, und tauſend bey Nacht herumſchwärmenden Legionen böſer Geiſter, ganz verrückten Landleuten. Sie gaben vor, dieß ſeyen die einzigen Mittel, den Kobold aus der Scheune und dem Keller, das weiſſe Männchen vom Acker, die feurige Kugel, die Hexen und Alraunen vom Leibe zu jagen, Feuer und Waſſersnoth auszuweichen, und vorzüglich dem fürchterlichen Hexentanz zu entgehen, der ſchon ſo manchen Bauer mit ſich in die Luft führte. Sie ſagten, Breven, Amulette, Anaſtaſienköpfe, Skapuliere, und Lucaszeddel, bewahren vor Miswachs, und jede Familie, die ſie im Hauſe habe, vor der Verdammung; und durch alle dieſe Lügen, beraubten ſie ſelbſt das arme Landvolk aller ſeiner Victualien, aller ſeiner Feldfrüchte, ſeines Korns, und ſeines Moſts.“

wie, und ſo viel er wollte. Mit der Reliquie irgend eines Heiligen, mit einem Stückgen Holz von der Bettſponde der lieben Mutter Gottes (*), mit den heiligen drey Nägeln, konnte jeder ſicher ſeyn vor allen Verſuchungen des Teufels; er konnte allem Unheil trotzen, und vollkommenen Ablaß von allen Sünden haben auf zwanzig Jahre und vierzig Tage.

So gewonn Unſittlichkeit allenthalben einen breiten und feſten Fuß. Unabläſſig ward die Kraft der Breven, der Amulette, der Anaſtaſienköpfe, der Skapuliere, der Lucaszeddel, und aller heiligen Alfanzereyen

(*) In der berühmten Reiſe durch den Bayeriſchen Kreis, wird verſichert, daß noch in dieſem Jahre 1784 in dem Bayeriſchen Kloſter Andechs, Knochen von beynahe einer halben Million Heiligen zu haben ſeyen; und zumal eine ganz vortrefliche Reliquie, Milchtropfen aus der Bruſt der lieben Mutter Gottes.

dieſer Art, dem Bürger und dem Landmann vorgepredigt. Geiſtlicher Wucher ward unabläſſig damit getrieben; und in dem feſten Glauben an alle dieſe untrüglichen Verwahrungsmittel gegen alles zeitliche und ewige Unheil, ward immer tapfer drauflosgeſündigt.

Geſetze, und die beſten Abſichten der Regenten, wurden durch den Einfluß und die Ränke der Mönche und der übrigen hochwürdigen Geiſtlichkeit eben ſo zu allen Zeiten vereitelt, wie wir es leider eben anitzt noch in Deutſchland ſehen. Carl der groſſe hielt ſchon die Unwiſſenheit der Geiſtlichkeit für die Hauptquelle des Aberglaubens, und ſuchte ſie zu vertilgen. Aber die Päpſte fühlten wie ſehr ſie durch die Dummheit der Völker gewonnen, darum waren ſie immer die Ertzfeinde und Erbfeinde aller Aufklärung, und was die Päbſte wollten das genehmigten am

Ende

Ende doch immer auch die beſtgeſinnten Regenten. Unter der ganzen furchtbaren Armee des Clerus, war niemand ſo brauchbar für die Päbſte wie die Bettelmönche. Niemand konnte beſſer als ſie Unruhen unter dem Volke erregen und ſtillen; niemand kam ſo weit und breit herum; niemand fand bey dem Pöbel ſolchen Beyfall; niemand war mit Leib und Seele, und aller nöthigen Blutgier und Wuth, den Päbſten ſo ſehr ergeben. Mit Colonien von dieſen und allen andern Gattungen von Mönchen bevölkerten darum die Päbſte alle Weltgegenden. Aus den Klöſtern nahmen ſie ſodann die niedrigſten und wildeſten Idioten weg, und ſetzten ſie der Kirche zu Biſchöfen; gleichwie ſie dann auf alle Fälle auch wieder verſichert waren, Heere von Mönchen gegen die Biſchöfe aufbringen zu können. So erwarben ſich die Päbſte eine allgemeine Herrſchaft

über

über die Denkart der Völker; ſo erhielten ſie das Reich der Finſterniß in der menſchlichen Seele; ſo entriſſen ſie allen chriſtcatholiſchen Völkern alle Hülfsmittel zum geſunden Denken; und ſo wurden dieſe, wie Herr von Sonnenfels vortreflich in ſeinen Anmerkungen über die Ankunft Pabſt Pius des ſechsten in Wien ſagt, durch Unwiſſenheit vorbereitet, die Ausſprüche Roms, von welcher Art ſie ſeyn konnten, als göttliche Ausſprüche zu verehren, und gegen jedermann zu vollziehen.

Der ſcharfſinnige Verfaſſer einer Wieneriſchen ſehr guten Schrift vom Kloſtergeiſte, hat ſehr wohl eingeſehen, daß man zwar den Mönchen die Erhaltung der alten Schriftſteller ſchuldig iſt, aber daß ſie deswegen doch ſelbſt von jeher die größten Feinde und eifrigſten Widerſächer aller Aufklärung waren. Eben aus der Unwiſſenheit der Für-

ſten,

ſten, des Adels, der Weltgeiſtlichen, und des Volkes, zogen ſie ihre größten Vortheile; darum ſträubten ſie ſich gegen die heilſamſten Anſtalten zum Beſten der geiſtlichen Wiſſenſchaften, und widerſetzten ſich der Ausbreitung aller Kenntniſſe bey dem unlateiniſchen Bürger. Alle Mönche verſchryen, bey dem dummen frömmelnden Haufen, alle guten Köpfe als verwegene Freygeiſter. Sie waren die einzigen Erzieher, und erfüllten alſo gleich bey dem erſten Unterricht, die beſten Köpfe mit Aberglauben und Irthum, bildeten ſich dieſelben zu künftigen mächtigen Anhängern, und verſtrickten ſie in ihr Netz als ewige Candidaten der Dummheit. Durch die im ſechszehnten Jahrhundert entſtandene Geſellſchaft der Jeſuiten wurden zwar die Mönche bey den Groſſen verdrängt; der Stolz der Bettelmönche zumal verlohr ſich in etwas, als die Jeſuiten ſie von der Gewiſſens-

wiſſensregierung der Könige und Fürſten, und von allen Staatsgeſchäften ausſchloſſen. Aber zur Wiedervergeltung bemeiſterten ſich die Bettelmönche der Bürger und der Bauren, und ſo verrückten dieſe heiligen Männer ſamt und ſonders, Regierern und Regierten das Hirn.

Sklaven der Mönche waren immer Rebellen gegen die Vernunft und den Staat. Sie hatten keinen andern Glauben als Mönchsglauben, und keine andere Begriffe von Lebenspflichten als die Mönche ſelbſt. Mönche waren von jeher zum Unterrichte und zur Erziehung der Jugend ganz untauglich. Catholiſche Schriftſteller klagen, der Staat könne die Winkelſchulen der Kloſterleute nie recht überſehen, noch die Lieblingsſätze der Kloſterlehrer ganz ausmerzen, zumal da man ſich in gewiſſen Orden zu gewiſſen Sätzen mit einem Eide verbindet, und ſolche die anders-

wo Philoſophie, Kirchenrecht, und Theologie ſtudirt haben, da wieder von neuem zu ſtudiren zwingt.

Die Erziehung der ganzen Bayeriſchen Nation übergab man zwar vor ganz kurzer Zeit wieder den Mönchen. Weltliche und weltgeiſtliche Profeſſoren verlohren ihre Aemter; und nun iſt, nach einer vielverſprechenden Morgenröthe, das Licht des Jahrhunderts für Bayern, wieder ganz in den Händen lichtſcheuer Mönche (*).

Man

(*) Ein groſſer und ſcharfſinniger Menſchenbeobachter, und Verfaſſer vier ſehr berühmter Bücher, wie man ſagt, des zweiten, dritten und vierten Theiles der Briefe über das Mönchsweſen, der Briefe eines reiſenden Franzoſen über Deutſchland, Fauſtins, und der eben in Zürich herausgekommenen Reiſe durch den Bayeriſchen Kreis, erkläret dieſe merkwürdige Erſcheinung ſo: „Die Bayeriſchen Prälaten, ſagt Er, geben „jährlich vierzig tauſend Gulden zum Unterhalte „ihrer

Man verzeihe es mir, daß ich ein kleines Vorurtheil gegen Mönchserziehung habe. Wie können Mönche irgend einem Menſchen eine

„ihrer lehrenden Mönche, und weil dadurch der „Landesherr jährlich vierzig tauſend Gulden er„ſparet, übergab man ihnen die Nationalerzie„hung.“

Dieſem allerdings wichtigen Grunde, fügt dieſer ſo ausgezeichnet geiſtreiche Verfaſſer, in einer andern Stelle ſeiner Reiſe durch den Bayeriſchen Kreis, eine Anecdote bey, die, wenn ſie wahr iſt, denjenigen ſehr einleuchten wird, welche ſich um das pourquoi und comment in der Geſchichte der Menſchen, der Höfe, und der Welt bekümmern. „Der Prälat des reichen Be„nedictinerkloſters Prifling, ſagt Er, iſt der „Chef aller Bayeriſchen Benedictiner, denen er „durch ſeine intime Freundſchaft mit einer mäch„tigen Baroneſſe, wichtige Dienſte leiſtet. Er „lebt meiſtentheils in München, um die Angele„genheiten ſeines Ordens deſto fertiger, und „nachdrücklicher, beſorgen zu können. Ihm ha„ben

eine gute Erziehung geben, da ſie ſelbſt ſo übel erzogen ſind, und da nichts in der ganzen Welt auch nur an die Roheit grenzet, mit welcher die Bayeriſchen Herren Benedictiner, alſo doch unſtreitig die gelehrteſten unter allen Bayeriſchen Mönchen, die Zöglinge ihres Ordens bilden. Wenn man die Sündenbekenntniſſe liest, welche die Novitzenbrüder dort, in Kaiſer Joſephs Zeitalter, ihrem geiſtlichen Zuchtmeiſter ablegen müſſen, und wie ſie dann dieſer heilige Mann dafür abkanzelt, ſo vergißt man wahrlich,

„ben es die Bayeriſchen Mönche hauptſächlich „zu danken, daß ſie das Schulweſen in ihre „Hände bekommen haben. Er iſt ein ſechs Fuß „hoher, auſſerordentlich robuſter Mann, frohen „Muths, mit kühn umherſchauendem Adlerblick, „ein munterer Geſellſchafter; kurz, ein Hercu„les — im Kloſterhabit.“

lich, daß man am Ende des achtzehnten Jahrhunderts lebt (*).

Mit

(*) In den Briefen aus dem Noviziate (die um das Jahr 1780 in Bayern geſchrieben ſind) wird erzählet, daß ein Bayeriſcher Novitzenmeiſter in den Benedictinerklöſtern ſeiner Provinz den allgemeinen Ruhm hatte, Er ſey der ausgeſuchteſte und fähigſte unter der ganzen Congregation des heiligen Benedicts, um vollkommene Religioſen zu bilden. Allgemein hielt man ihn für ganz Geiſt, ganz ächte Tugend, auch für ſehr gutmüthig, und vorzüglich für einen groſſen Kenner des menſchlichen Herzens.

Jene Sündenbekenntniſſe abzuhören, trat dieſer vortrefliche Mann, in einem Bayeriſchen Benedictiner Kloſter, um acht Uhr frühe, ins Muſeum. Die heftig zugeſchlagene Thür, der wüthige Gang, die gerunzelte Stirn, verkündigten zwar keinen Engel des Friedens. Er, der Novitzenprälat, ſtieg hochmüthig auf die Kanzel; und zugleich warfen ſich die Novitzenbrüder vor ihm auf die Knie, ſetzten ihre Kaputzen auf, und legten ſich ſodann, der Länge nach, auf die Erde.

Der

Der Novitzenmeiſter ließ ſie liegen, und hielt nun mit ihnen nachfolgende Catechiſation.

Novitzenmeiſter. „Hier liegen die Knechte! „Das iſt erſchrecklich, wie es dieſes Jahr her„geht. Es iſt ganz zum Davonlaufen. So hab „ichs meine Tage nicht geſehen. Das wären No„vitzen. Ja! daß Gott erbarme! ich weiß gar „nicht mehr was dieſes Jahr die Klöſter gethan „haben. Dergleichen habe ich noch nie gehabt. „Sie müſſen blind geweſen ſeyn; daß iſt ja eine „Waare, als wenn man den Galgen abgeräumt „hätte. Na: was ſagt ihr?“

Alle Novitzenbrüder. Unſere Verbrechen!“

Novitzenmeiſter. „Steht auf.“

Erſter Novitzenbruder. „Ich bekenne und „geſtehe dem allmächtigen Gott, der allſeligen „Jungfrau Maria, dem allerheiligſten Vater „Benedict, und ihnen, Hochwürdiger Herr „Magiſter, daß ich geſtern während des Mit„tageſſens nicht gut vorlas.“

Novitzenmeiſter. „Habt ihr ihn gehört ge„ſtern? Das war ein Gelehrter! Und was das „für ein Leſen war! Wenn ich nur nicht mehr „zu Tiſche gehen müßte; denn ich kann ohnehin „nicht ruhig eſſen. Der Spritzer verdirbt mir „meinen ganzen Appetit. Und wenn ich corrigie-

„re, nein, das nützt alles nichts; er lieſt fort, „und würdigt mich nicht einmal mich anzuſehen. „Aber warte nur, Bürſchgen, ich will dir dei„nen Kamm noch ſchon ſtutzen, du ſollſt mir noch „anders werden. Hodie ad menſam bibet „Aquam. — Zweiter Brüder, was ſagt Er?“

Zweiter Novitzenbruder. „Ich bekenne und „geſtehe mein Verbrechen — daß ich heute in „der Mette den unrechten Vers herſagte.“

Novitzenmeiſter. „Weiß Er was; mit ihm „wirds bald ein Ende nehmen; für was iſt er „denn ins Kloſter gegangen? Er iſt ein miſera„bler Muſikant; vom Studieren nichts zu ſa„gen, da iſt er ein Eſel dergleichen die Erde „nicht trägt. Er iſt nirgendshin zu gebrauchen; „ein lauterer Stockfiſch! Ich rathe ihms, gehe „er bevor er mit Schand und Spott verjagt „wird; geh er, ich rathe ihms. Giebt er mir „nicht beſſer acht, und macht er mir noch ein„mal Confuſion in der Mette, ſo laſſe ich ihn „einſperren bey Waſſer und Brodt, und dann „jag ich ihn zum Teufel. Ad menſam ſedebit „humi. — Dritter Bruder, was ſagt Er?“

Dritter Novitzenbruder. „Ich bekenne und „geſtehe mein Verbrechen — daß ich heute im „Muſeo die Thür etwas laut zugemacht habe.“

Novi=

Novitzenmeiſter. „Er iſt halt noch der alte „Schliffel, der er in der Welt geweſen iſt. Kei„ne Modeſtie um keinen Kreutzer. Zum Freſſen „und Saufen iſt er charmant zu gebrauchen, „aber ſonſt nirgends zu Hauſe. Er geht ja im„mer herum und ſchlägt die Thüre auf und zu, „wie ein beſoffener Bauer, der aus dem Wirths„hauſe geht. Ich glaube, er habe die Novitzen„thüre für eine Mertzenkeller Thür angeſehen. „Ich rathe ihm beſſer acht zu geben, ſonſt wer„de ich ihm eine andere Zeche machen. Hodie „abſtineat ab hauſtu veſpertino. — Vierter „Bruder, was ſagt Er?“

Vierter Novitzenbruder. „Ich bekenne und „geſtehe mein Verbrechen — daß ich mit der „Lichtputze an den Leuchter ſtieß!“

Novitzenmeiſter. „Warum? Er antworte.

Vierter Novitzenbruder. „Weil — weil —

Novitzenmeiſter. „Weil weil — weil Er „ein Lümmel iſt. So miſtfaul, daß er ſchon „von weitem ſtinkt. Aber wart, ich will dich „gewiß noch ſtupfen, daß du gehen lernſt. Ich „möchte nur wiſſen, wie ſich der Lümmel ge„traut, mit gutem Gewiſſen in ein Kloſter zu „gehen, welches doch ewig mit ihm betrogen „iſt. Aber da will ich ſchon helfen; es wird ſo

 „lange

Mit allem möglichen und gebührenden Reſpect für den Pfaffenwinkel (*) in Bayern, möchte ich doch Thränen über die Bayeriſche Jugend vergieſſen, die itzt durch Männer erzogen werden ſoll, welche in ſolchen Zucht-

„lange nicht mehr dauren; ich könnte es in „Ewigkeit nicht verantworten, wenn ich einen „ſolchen Kerl zum Profeſſe lieſſe. Haſt du mich „verſtanden, Knopf! Ad menſam ſedebit hu„mi. — Nun, was wollen denn dieſe Knechte „noch? — Geht, geht, macht mir keine neue „Galle. Iſt denn das nicht zum Crepiren? Im„mer die gleichen Stöcke, und immer die alten „Fehler. Aber ich ſag euchs: Ultimato jam „vos paterne adhortor, ut tandem veteri „Adamo expulſo, novum induatis homi„nem!“

(*) Pfaffenwinkel nennt man in der Bayeriſchen Sprache den ſüdlichen Theil des Gouvernements von München, in welchem man vierzehn Tage herumreiſen, und alle Mittage und Abende auf einer andern Prälatur oder Abtey ſpeiſen und ſchlafen kann.

Zuchthäuſern gebildet ſind; und am meiſten über die armen Zöglinge in dieſen Zuchthäuſern ſelbſt, die ſich beugen müſſen unter dieſes bleyerne Joch, die ihre Tage hinbringen müſſen unter der Stachelpeitſche ſolcher Dummheit, die niemals weder die Vortheile der mäſſigſten Freyheit genieſſen, noch die Seligkeit der Freundſchaft, noch der Einſamkeit grenzenloſe Vergnügungen.

Nicht ganz, oder wenigſtens nicht allenthalben verdienen alſo die Benedictiner das Lob, das ihnen unſere proteſtantiſchen Stubengelehrten ſo oft und ſo reichlich geben. Ob ſie gleich in Deutſchland keine Wälder mehr ausſtocken, keine wüſten Felder mehr anbauen, keine Heiden urbar machen, ſo ſagt man doch überall, daß die Benedictiner mehr gelehrte Leute unter ihren Mitgliedern zählen, als ſonſt kein anderer Orden. Dieß iſt zumal von den Franzöſiſchen Bene-

dictinern ſehr wahr; und was den Fleiß in hiſtoriſchem Graben und Grübeln betrift, auch von vielen Deutſchen dieſes Ordens. Aber Erudition iſt nicht Aufklärung, Profeſſoren der Geſchichtskunde ſind deswegen noch nicht Geſchichtſchreiber, und äuſſerſt pedantiſch genaue Geſchichtſchreiber ſind oft ſehr erbärmliche Menſchenkenner, und noch erbärmlichere Philoſophen. Alle alten Chroniken kann man auswendig wiſſen, alle Genealogien kann man an den Fingern herzählen, alle Siegel der alten Zeit und alle Pettſchafte kann man kennen, und dadurch manches erläutern das man bey der Geſchichte braucht; und doch iſt und bleibt ein deutſcher Pettſchaftsgelehrter noch immer ein erbärmlich kleines Licht, in Vergleichung mit einem Robertſon, oder Gibbon, oder Leiſewitz.

Mönche von allen Farben mögen in Bayern beym freundſchaftlichen Schmauſe zuweilen ſelbſt ohne Scheu über die religiöſen Schwänke lachen, die ſie in den Morgenſtunden dem getäuſchten Volke vorpredigen. Dieß hellet doch die tiefe Nacht der Barbarey nicht auf, welche durch Mönchserziehung und Mönchsgrundſätze nun wieder über Bayern kommen muß; und darum kann man ohne Schauer an dieß alles nicht denken, wenn man auch zugiebt, daß wenigſtens die vornehmſten und gelehrteſten Mönche, die Benedictiner, doch nie ſo gleißneriſch, nie ſo zankſüchtig, nie ſo herrſchſüchtig waren, wie die Jeſuiten; und niemals ſolche abentheuerliche Schwärmer wie die Kapuziner (*).

(*) Einige kleine Züge von Schwärmerey, wird man doch ab und zu, auch in ſolchen Klöſtern der Herren Benedictiner gewahr, wo man ſie nicht vermuthet. Das Benedictinerkloſter Oberalteich,

Welche Seelſorger und Volkserzieher die Herren in Kaputzen ſind, ſah man auch bald, als die Biſchöfe ſchon frühe ſich ſchämten

öffent-

alteich, hat einen ſolchen Ruf von Gelehrſamkeit, daß die Bayern ſogar in ihrer Kraftſprache ſagen, zu Sanct Emmeran und Oberalteich wachſen die Profeſſoren auf dem Miſt. Natürlicher Weiſe iſt es auch daher gekommen, daß die bey Luthers Reformation in der Stadt Straubingen ſchon eingeführte Lutheriſche Lehre, durch die Mönche aus Oberalteich wieder glücklich verjagt ward. Das Andenken dieſes groſſen Sieges, wird noch bis auf dieſen Tag in der Kirche des gelehrten Kloſters Oberalteich, auf folgende Art erhalten. Die ganze Decke der obern Gallerie iſt mit Vorſtellungen von Siegen der Mönche über die Ketzer bemahlt. Die Ketzer ſind als Wölfe und Hunde mit Menſchenköpfen vorgeſtellet; und damit man wiſſe, daß es Ketzer ſind, tragen ſie alle dicke Halskragen, wie die proteſtantiſchen Geiſtlichen in Oberdeutſchland. In der hinterſten Kapelle ſieht man von allen dieſen Gemählden dasjenige, deſſen

Erfin-

öffentlich mit dem Volke zu reden, und glaubten, dieß ſey eine Sache der Bettelmönche. So predigten dann dieſe was ſie predigen konnten, nemlich nichts als Aberglauben und Dummheit. Durch unmenſchliche Begriffe, welche ſie auf ihren Kanzeln dem Volke von andern Religionsverwandten beybrachten, haben ſie die verderbliche Macht liebloſer Vorurtheile fürchterlich verſtärket, und jeden Streit, bey dem die Religion mit ins Spiel gezogen werden konnte, ungewöhn-

Erfindung dieſen gelehrten Mönchen die meiſte Ehre macht, und ihren Sieg über Luther in der Stadt Straubingen, ohne Widerrede verewigt. Der Hintergrund ſtellt ſehr kennbar die Stadt Straubingen vor. Im Vorgrunde ſtehen einige Benedictinermönche mit Weihwaſſerwedeln, die dieſes heilige Waſſer ſehr eifrig in die Luft ſprengen. In der Luft reitet Doctor Luther im Gallop auf einem Schweine davon, hält unter dem Arm die Bibel, in einer Hand ein volles Glas, und in der andern eine Bratwurſt.

wöhnlich verbittert. Wer, als ſie und ihres gleichen, kann auch dem einfältigen Landmann beybringen, es ſey ſchlechterdings unmöglich, daß der Acker eines Lutheraners gedeye, oder daß es Ketzern wohl gehe? (*)

Abſchaffung der Bettelmönche, wäre alſo doch immer in jedem catholiſchen Lande, der erſte

(*) Als der Doctor Moore, aus dem Canton Bern über die Grenze nach Frankreich gieng, ſah er eine Bude in der man hölzerne Schuhe verkaufte. Er begab ſich auch hinein, und kam ins Geſpräch mit einem Franzöſiſchen Bauer, der eben ein paar hölzerne Schuhe für ſeine Frau gekauft hatte. Dieſer Franzoſe ſagte: les Bernois ſont bien à leur aiſe, Monſieur, pendant que nous autres François vivons très dûrement, et cependant les Bernois ſont des Heretiques. Ein altes Weib, die in einer Ecke ſitzend in ihrem Gebetbuche las, ſetzte hinzu, voilà (indem ſie ihre Brille abnahm, und ihren Roſenkranz auf das Buch legte) voilà ce que je trouve incomprehenſible.

erſte Schritt zur Aufklärung des Bürgers und des gemeinen Mannes. Eine gewiſſe Summe von Dummheit, iſt zwar überall in der Welt mehr und weniger im Umlaufe; und wären auch, was ich gar nicht läugnen will, die dümmſten Völker überhaupt die glücklichſten, ſo habe ich doch wie mir deucht, genug erwieſen, daß wenigſtens Mönchsdummheit Völker nicht glücklich macht.

Ueberhaupt ſcheinen die meiſten Orden, und die meiſten Klöſter, keiner Verbeſſerung fähig. Jede Epoche klöſterlicher Vollkommenheit war immer kurz. Ohne ein ganz neues Erziehungsſyſtem, das den alten Kloſtergeiſt aus allen Klöſtern austriebe, iſt und bleibet der Mönchsſtand, wenn man ſich nicht innerlich dazu berufen fühlet, eine ſchändliche Sklaverey. Schon jede junge und einer edlen Bildung fähige Seele muß

mit

mit Ekel ſehen, daß keine Erziehung in der Welt ſchlechter iſt als Kloſtererziehung. Mit unſterblicher Kraft zeigt dieß ein Wieneriſcher Schriftſteller in ſeiner vortreflichen Schrift vom Kloſtergeiſte, und ſeine Worte haben gedeyt. Dem armen Jüngling im Noviziate, ſagt Er, fülle man gleich anfangs den Kopf, anſtatt des wahren und Eigenthümlichen der evangeliſchen Vollkommenheit, mit leeren Ceremonien, prächtigen Kleinigkeiten, ungeprüften Wunderwerken, Lebensbeſchreibungen nach ihrer Art frommer Männer, Legenden und Aſceten. Alles Selbſtdenken werde ihm verboten. Man leite ihn auf tauſend irrige Begriffe, und die Unterwerfung des ſich dawider ſträubenden Verſtandes fodere man von ihm als ein Opfer des blindeſten Gehorſams. Man erhitze ſeine Einbildungskraft durch düſtere und ſchwermüthige Faſeleyen. Allen Freuden

des

des Lebens, und den unſchuldigſten Vergnü-
gungen, ſchlieſſe man ſo lange den Zugang
in ſeine Seele, bis ſein Verſtand eine Wüſte
iſt, und der Novitze ein Schwärmer. Er
geißle ſich zwar, aber dieſe Geißlungen, die-
ſe rauhen Kleider, dieſe borſtigen Nachtla-
ger, werden ihm ein Bedürfniß. Ohne Un-
luſt könne er in der Folge ſie kaum entbeh-
ren; denn ein geſunder und ſaftvoller No-
vitze werde dadurch zu fleiſchlichen Lüſten ge-
reitzet, ſo wie auch die Faſtenſpeiſen Begier-
den erwecken, die man dem Teufel zuſchreibt.
Die Philoſophie der Klöſter die man ihm bey-
bringt, ſey ein barbariſches Nichts, ein
Wortkram voll ſpitzfindiger Grübeleyen oh-
ne allen Verſtand, ein wahres Gegengift al-
les Nachdenkens. Dieß alles ſey dann die
Vorbereitung zum Schulzank und zur Zank-
theologie. Solche Theologie mache die Re-
ligion verächtlich. Durch Wortſpiele und

ſeich-

ſeichtes Hirngewebe, verfechten die Profeſſoren in Klöſtern, die Nothwendigkeit einer geoffenbarten Religion und die Unſterblichkeit der Seele. Mit Albernheiten erweiſen ſie die Eigenſchaften Gottes, den Urſprung des Böſen, die Beſtimmung und die Pflichten des Menſchen. Sie ſagen daß man die Ehre Gottes nur durch angehäufte Kirchenſchätze und in den Kirchen ausgehängte Zierathen befördere. Sie ſtärken alle ihre Gegner durch ihre Schwäche. Sie verwerfen auch die beſten Beweiſe zur Feſtſetzung der nothwendigſten Religionswahrheiten, ſobald ſie von einem Ketzer herrühren, und nicht von einem Ordensbruder. Mit groſſem Eifer unterſuchen dieſe Idioten, wie Gott das wiſſe was Er weiß, und ſie nicht. Ihre Moral ſey von aller Menſchenkenntniß leer, eine bloſſe Caſuiſtik, die alles durch Autoritäten entſcheidet. Solches Zeug verkaufe

man

man in Klöſtern für Seelenarzney, aber keiner dieſer Aerzte denke auf Mittel die mit der Natur der Seele übereinſtimmen, und den Menſchen auf den Pfad der Tugend und der Rechtſchaffenheit leiten. Sie kennen keine andere ſittliche Vollkommenheit, als den Geruch der Heiligkeit den man durch Nachtwachen erlange, durch Pein und Harm, Entzückungen und Erſcheinungen, und jede Krankheit der Phantaſie. Nun von ſolchen Dummköpfen werden alle Menſchen verdammt, die anders denken, als ſie; die Ketzer mit Jubel und Freudengeſchrey, die Catholiken mit Thränen. Die heilige Schrift gebrauchen ſie nur als Spielwerk und Tändelzeug, um fanatiſchen Gebräuchen und neuerfundenen Andachten ein göttliches Anſehen aus derſelben zu erzwingen. In ihren Predigten ausgegoſſenen Schimpf, und ausgegurgelte Schande, halten ſie für den Geiſt

des Herrn, für brennenden heiligen Eifer: Alle Rednerey der Kloſterprediger ſey nichts als ein Gewebe von abentheuerlichen Geſchichten, und nie geſchehenen Wunderwerken. Sie haben dabey nicht die Ausſprüche des Heilandes, nicht die Beſſerung des Menſchen im Auge, ſondern nur ihre Heiligen, ihre Brůderſchaften, ihre Gnadenbilder; und erhöhen dann dieſe, mit ihrer gewöhnlichen Marktſchreyerey auf Koſten anderer Klöſter, der ordentlichen Pfarrkirchen, und zumal des Evangeliums.

Weil alſo das Weſentliche in der Religion den Mönchen ganz unbekannt iſt; weil ſie ſtatt deſſelben das Volk blos mit den elendeſten Tändeleyen unterhalten, und auf nichts ſehen als auf ihr Intereſſe; weil dieſe Volksverführer, blos um Geld zu gewinnen, das Volk in ſeinem Aberglauben erhalten und beſtärken: ſo iſt Vertilgung der

Mön-

Möncherey allerdings zu wünſchen. Seyn oder Nichtſeyn iſt verhoffentlich nun bald nicht mehr die Frage. Kein aufgeklärter und der Sache kundiger Menſchenfreund kann zweifeln, ob es edler ſey Mönche zu vertheidigen, oder der Stürme ihres Schickſals ſich zu freuen, und zu wünſchen daß Licht werde überall.

Kaiſer Joſeph ſprach: es werde Licht und das Licht wird kommen mit der Zeit. Seine erſten Strahlen haben die alte lange Nacht verdrängt. Die Philoſophen haben die Miniſter aufgeklärет, und durch die Kniffe der Beichtväter oft dafür gebüßt. Nun ſprechen Fürſten und Miniſter, von Auswurzlung der Vorurtheile für das allgemeine Beſte, von Aufklärung durch verbeſſerte Studien, von Belehrung der Geiſtlichkeit, von Verbindung der wahren Religionsbegriffe mit den bürgerlichen Geſetzen;

und die Beichtväter müſſen ſchweigen. Unter Josephs Zepter gewinnt die Vernunft überall Muth und Vertrauen, indeß der Monarch dummen Aberglauben zertritt, der Pfaffheit Uebermacht zerſtöret, und mönchiſche Grundſätze aus ſeinen Staaten verbannt. Die Philoſophen am Rheine und in Bayern, haben ſchon vor Jahren das Mönchsweſen entlarvt, und die Schuppen weggenommen von chriſtcatholiſchen Augen. Man hat ſie dafür verfolgt, und von ihren Stellen verjagt. Nun erndten Monarchen und Fürſten die Früchte des ausgeſtreuten Samens. Aber wären die Jeſuiten noch, was ſie geweſen ſind: ſo hätten ſie durch ihren Muth, durch ihre Liſt, und durch ihre Kunſtgriffe, noch lange der Philoſophie den Mund geſtopft, noch lange die Miniſter erſchreckt und die Fürſten entmannt, noch lange die Barbarey erhalten auf ihrem

Thro-

Throne. Jeſuiten haben den Kelch vergiftet, aus dem Pabſt Ganganelli den Todtrank; aber durch den Arſenik, der dieſem Märtyrer der Vernunft die Därme zerfraß, wards auf eine kleine Weile etwas heller im Vatikan, und die Jeſuiten verſchwanden. Alles wird langſam reif, die ſchönſten Früchte fallen wieder ab und vergehen; wir wollen wünſchen daß alles Gute gedeyen möge in guter Zeit. Sind aber auch noch Exjeſuiten furchtbar; drohet auch Vernichtung nicht überall allen Janitſcharen des heiligen Stuhls; ſoll deutſcher Muth fruchtlos vorleuchten den Nationen; ſollen Kaiſer Joſephs Verſuche allein glänzen in den Jahrbüchern der Vernunft: o ſo gebe Gott dann doch den Mönchen beſſere Erzieher; oder man nehme ihnen wenigſtens das Recht auf der Kanzel und im Beichtſtuhl, Dummheit zu verbreiten.

Durch Aufklärung wird man immer menſchlicher. Aber würden auch noch manches Menſchenalter hindurch, alle Bemühungen der Vernunft immer noch vereitelt durch Dummköpfe und Schurken, denen gewöhnlich nichts ſo ſehr am Herzen liegt, als daß immer Alles beym Alten bleibe; ſoll auch unſer philoſophiſches Jahrhundert bis an ſein Ende gebrandmarkt werden, durch dumme Streiche die man noch überall macht (*): ſo wollen wir uns wenigſtens des Guten freuen, das wir haben und ſehen. Ungeſtümer Ketzerhaß, wird doch in der Oeſterreichiſchen Monarchie, bald ganz ohne

(*) Ein ſchreckhaftes Verzeichniß dieſer Streiche, findet man zum Lachen und Weinen erzählet, im Fauſtin, einem Roman auf den die deutſche Litteratur ſtolz ſeyn kann, weil er ſo viel Witz und Laune, ſo viel Vernunft und Wahrheit enthält, als der allerbeſte Engliſche oder Franzöſiſche Roman.

ohne Wirkung brennen. Ohne Wirkung ſchreyt man dort, ſchon itzt Zetter über den catholiſchen Chriſten der irgend ein Buch eines Proteſtanten in die Hand nimmt; Zetter, über den Waghals, der keine Reliquien kauft; und Zetter über den Fürſten, der Ketzer duldet. Fürchterliche Dunkelheit mag dann immer noch über einigen Provinzen von Deutſchland hängen; die Würgengel des heiligen Dominiks, mögen dann immer noch in dem abergläubigen Spanien ihr Hoſianna auf Blutgerüſten ſingen, und die flammende Pechfackel unter Hallelujah und Pſalmen in den Scheiterhaufen ſtoſſen, auf dem ſie dem Herrn einen armen Juden verbrennen: überall wird doch Mönchsunſinn immer weniger Glauben finden, wenn auch noch mancher Olavides die Vergröſſerungsgläſer auf ihren Naſen gewahr werden wird, und das

ſchwarze Cannibalenblut in ihren Adern. Aber eben die Mönche, die einmal Päbſte und Kaiſer gottſelig vergiftet, und Könige ermordet, und unzähliche Menſchen zum ſüſſen Wohlgeruch ins Feuer geworfen haben, können in gemäſſigter und nöthiger Anzahl noch lange bleiben was ſie ſind, wenn ſie ſich ſelbſt nur immer ſagen, wer ſich nicht fürchten macht, iſt ſicher.

Philoſophie und Menſchheit werden nie ohne Freudenthränen ſich erinnern, was im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts zur Rettung von verjährter Seelenſklaverey, zur Vertilgung geheiligter Misbräuche, und zur Emporhebung der Vernunft gegen angebetete Volksverführer, in Wien geſchah. Als Frankreich Europa unterjochen wollte, und dann aus Mönchswuth in Miniſterköpfen, durch die unvernünftigſte aller Verfolgungen, zum Beſten ſeiner

Fein-

Feinde eines groſſen Theiles ſeiner Unterthanen, ſeines Reichthums, ſeiner Fabriken, und ſeines Handels, ſich beraubte; in dem barbariſchen Zeitalter Ludewigs des vierzehnten, war die catholiſche Welt, bey allem was Ludewig auch gegen Rom wagte, noch in ihrer Kindheit. Nun lebt in Wien kein Mann von Verſtand, dem der Geiſt der Zeit nicht mehr Geiſt giebt, als alle Miniſter des groſſen Ludewigs hatten.

So hebt ein einziger aufgeklärter und muthiger Monarch, ſein Jahrhundert über alle Jahrhunderte empor. Joſeph hat in ſeinen Staaten, in wenigen Monaten mehr Licht verbreitet, als alle Schulen der Philoſophen Deutſchlands ſeit dem Kaiſer Leopold. Dieſes Licht iſt nicht Aufklärung, ſagen zwar die Herren im Tribunal. Aber die Herren im Tribunal wollen Wunder haben; und geſchähen Wunder, ſo wären ſie

die erſten, die an dieſe Wunder nicht glaubten. Der Kaiſer hat doch, was jene Herren nicht läugnen können, nicht da und dort ein Fünkgen Wahrheit ängſtlich glimmern laſſen, ſondern die ganze brennende Fackel auf einmal aufgeſtellt. Auf einmal durchbrach in Wien, ein Streben nach Wahrheit, ein Geiſt der prüfenden Vernunft, jene alte dicke Nacht welche dort die Gemüther niederhielt, unter der Zuchtruthe elender Kahlköpfe. Sonſt war bey den deutſchen Proteſtanten, und ſchon vor geraumer Zeit auch bey vielen deutſchen Catholiken, unausſprechlich mehr Licht, als in Oeſterreich; nun beſchämen uns die Oeſterreicher, durch ihre Denkfreyheit, ihre Keckheit, und ihren Muth; und dieß alles wirkte Kaiſer Joſeph, als er ſeinem Volke zu verſtehen gab: ihr dürft leſen was ihr wollt, und ſagen was ihr denkt.

Frey-

Freyheit allein hebt ein Volk, ſo hoch und ſo ſchnell. Wenn einſt jeder Catholike in Deutſchland ſagen darf, was er will, und Proteſtanten ſchweigen müſſen, ſo wirds überall Tag bey ihnen, und Nacht bey uns. Was Kaiſer Joſeph that, das that Er auch aus Freyheitsgefühl gegen Rom. So fürchterliche Blicke auch dieſer Monarch ſonſt um ſich her wirft, ſo ſchrecklich auch oft der Kampf ſeyn mag den Er kämpfen wird, ſo kann doch keiner, gröſſer, kühner, gefährlicher, und glorreicher ſeyn, als der Kampf war, den Er gegen die Vorurtheile und Irthümer der Kirche wagte, und gegen den Pabſt, von dem Petrarcha ſagte: Er öfne den Himmel mit ſeinem Finger, und regiere den Lauf der Sterne durch eine einzige Bewegung ſeiner Nachtmütze.

Kaiſer Joſephs Reformation, macht alle fernere Religionsvereinigung überflüſſig. Kein vernünftiger catholiſcher Geiſtlicher kann ſuchen uns unter dem Scheine der Duldung wieder in den Schooß ſeiner Kirche zu bringen. Warum ſollte auch ein Fürſt ſich um Erhaltung ſeiner Unterthanen bey der Römiſchen Kirche, oder um Zurückführung der Verirrten kümmern? Freund, du biſt ein Verirrter, wenn du das thuſt, und deinen Kaiſer und Herrn miskennſt, der dir den Staar wegnahm von deinen Augen. Warum haben wir Proteſtanten uns verirrt, wie du wähnſt? Weil wir ſchon im ſechszehnten Jahrhundert, alle die Unvernunft verdammten, die itzt Kaiſer Joſeph verdammt; weil wir damals ſchon eben die Denkart hatten, die itzt in dem Angeſichte von ganz Europa das unverdächtigſte Zeugniß von der Aufklärung Oeſter-

ſterreichs ablegt. Was iſt alſo dort zu erhalten, und hier zurückzuführen? Welcher vernünftiger Catholike kann ſich von ſeiner Kirche ſondern wollen, da ſie doch Kaiſer Joſeph von aller Unvernunft gereinigt hat? Von welchen Irthümern ſoll man nun ferner uns Proteſtanten zurückführen? Sind wir nicht Eins geworden, ſeit der groſſen Reformation im Jahre 1781? Darum mein Lieber, höre du immer deine Meſſe in der Stephans Kirche in Wien, und laß mich geruhig in Hannover in meine Reformirte Kirche gehen, die keinen Thurn hat, und keine Glocke. Im Grunde iſt die Religion deines Herzens und meines Herzens einerley. Alſo trennet uns nichts. Ewig ſind und bleiben wir vereinigt durch Toleranz; und kümmern uns nun weiter nicht, um alle etwa anders lautende Urtheile catholiſcher, lutheriſcher, und reformirter Kaputzen.

Dieß

Dieß ſey genug über Möncherey, und ihren Einfluß auf Menſchen und Staaten; auch über Alles, was Einſamkeit gegen ſich hat, und wozu ſie gut iſt. Jeder wähle ſich nun zwiſchen der Welt, die ihn locket, und der Tugend, die ihn ruft. Frey und wahrhaft habe ich geſagt was die Welt giebt; ich habe gezeiget, wie viel Gutes und Groſſes, aus der Einſamkeit flieſſet, vom ſtudirenden Jüngling bis zum büſſenden Mönch.

Möchte doch jeder an die ſchöne Seite der Einſamkeit glauben, wie ich daran glaube, ihre gute Seite lieben, wie ich ſie liebe. Möchte ſie doch jedem offen ſeyn, der fähig iſt ſie zu genieſſen. Möchte doch jeder, der dazu Luſt hat, Ruhe finden bevor er ſtirbt, unter einem geringen Strohdach; und ſein Herz ein Herz, das Roſen pflanze auf ſein Grab.

Es

Es fällt ſchwer, in nicht ſehr groſſen Städten auch nur mit Mäſſigung einſam zu ſeyn, ſeine Freyheit zu behaupten, und da Zeit zu retten, wo alles zu Schmauſe-rey und Geſelligkeit einladet, und bittet. Umgang und Liebe müſſen immer Menſchen mit Menſchen verbinden. Aber es iſt doch traurig, daß die Leute glauben, man ent-ſage aller Menſchenfreundlichkeit, wenn man Zeitverluſt und Unverdaulichkeit fliehet. Kein Geſchäftsmann kann ein Buch ſchrei-ben, wenn er ſich nicht für einige Zeit aus dem geſellſchaftlichen Leben wegbegiebt. Er ſchriebe keine Zeile, wenn er jeden Abend auf den Club gienge, allen euren feſtlichen Gaſtereyen beywohnte, jeden Beſuch an-nähme, und jeden Beſuch wiedergäbe. Wä-re er auch krank, ſo müßte man ihn doch alleine laſſen; denn es iſt möglich, daß ihn ſeine Krankheit am Denken nicht hindert,

daß ihm nur vor dem Geſchäftszwange graut; aber daß Arbeit die er liebt, ihn am beſten tröſtet und zerſtreut. Gute Seelen, denen ſonſt nie etwas Arges träumt, kommen darum oft ſchrecklich in Harniſch, wenn man in Krankheiten ihnen merken läßt, daß man niemals erträglich ſich befindet als wenn man alleine iſt, daß man nie Langeweile hat als in Geſellſchaft, und daß man erſt alsdann auflebt, wenn alle Menſchen umher glauben, man ſey todt. Ach dieſen Zuſtand verſtehet manche gute Seele nicht; und darum klagen dann ſolche Seelen, links und rechts, über unverzeihliche Unhöflichkeit, über Unterlaſſungsſünden gegen alle Sitten und Gebräuche. Sie ſind ſcharfſichtig genug, Alles in der Welt zu errathen, und nur das nie: daß es einem vernünftigen Manne einfallen könne, ein Buch zu ſchreiben.

Solche

Solche Klagen unterblieben, wenn man nur bedächte, daß man nothwendig den Menſchen alleine laſſen muß, der ſich doch gerne zuweilen ein wenig Zeit zu irgend einem groſſen Zwecke ſtielt; und daß ein Schriftſteller, der in dieſem Monat allen Schnack fliehet, in dem andern Monat ſelbſt gerne ſchnacket.

Gegen die gewöhnliche Flachheit des Lebens, muß man freylich nicht ſündigen, wenn man mit heiler Haut durch die Welt kommen will. Aber wenn du auch gar nichts aus ſolchen Sünden machſt, ſchrieb mir einſt eine geliebte Freundinn, ſo ſchaden doch zu viel Abneigung gegen Höflichkeitsregeln und Weltthorheiten, zu viel Zärtlichkeit des Geſchmackes, zu viel Bedürfniſſe für Geiſt und Herz, zu groſſe Empfindlichkeit, zu weites Hin-

ausſehen, unſerm Glücke und unſerer Ruhe, denn ſie machen den See brauſen und Wellen ſchlagen, der ſtille und eben bleiben muß, damit ſich ſein Waſſer nicht trübe. Du mußt die Lebenden nicht beleidigen, um nur mit Todten zu leben. Langeweile und Trübſinn ſind auch aus dem Umgange verſcheucht, alle Nebel entfliehen, heitere Tage und Liebe und Ruhe werden dich auf deiner ganzen Lebensbahn begleiten, du biſt glücklich und machſt glücklich, wenn du duldend biſt und geſellig, und immer Liebe giebſt um Liebe.

Allerdings hat darum der Trieb zur Einſamkeit, eben ſo wohl einer Leitung der Vernunft nöthig, als der Trieb zur Geſellſchaft; und es iſt zumal für den Mann in Geſchäften, für den Patrioten, und

den

den thätigen Weiſen, immer eine gröſſere Kunſt und ein gröſſeres Verdienſt, wenn er auch eine gemiſchte Geſellſchaft erträgt, ſich darinn Achtung erwirbt, und ſie nach ſeinen Grundſätzen lenket und verbeſſert.

Liebe muß man ſuchen bey allen Menſchen; nur vor keinem den Nacken beugen, und edel und frey die Welt verlaſſen können, ohne ſie zu fliehen. Wir müſſen darum mit Würde geſellig ſeyn, um niemand zu beleidigen; ſo viel Gutes aus der Welt hohlen als ſie giebt, und ſo viel Gutes in der Welt thun als wir können. Aber dann müſſen wir auch die Kraft haben, abſeite zu gehn, um Gott und der Weisheit ein ſtilles Opfer zu bringen; und ſo werden wir uns im-

mer aus Geſchmack und Neigung in die Einſamkeit begeben, und niemals aus übler Laune.

Ende des vierten und letzten Theils.

Namen-

Namenregiſter.

A.

Addiſon . . . Seite 282. 283.
Albrecht (Kaiſer) der erſte . . . 59. 60.
Anſon (Lord) . . . 354. 355.
Antonius (der heilige) . . . 427.
Arbriſſel (der heilige Robert von) . . . 438.
Arnd (Johann) . . . 393.
Apicius . . . 258.
Atticus . . . 260.

B.

Bacon . . . 232. 336. 337. 357.
Barbanſon (Conſtantius von) . . . 392.
Baſilius (der heilige) . . . 446. 447. 448.
Beccaria (Fräulein von) . . . 274. 275.
Benedict (der heilige) . . . 431. 444. 467.
Berlepſch (Frau von) . . . 415. 416.
Blair . . . 51. 235. 236.
Blois (Ludewig de) . . . 392.
Böhm (Jacob) . . . 398.
Boileau . . . 389.
Bolingbroke (Lord) 250. 251. 252. 253. 254. 255.
Bologne (Cardinal von) . . . 134.

Bona (Cardinal) ſ Seite 393.
Borromäus (Cardinal) ſ 407. 411.
Boufflers (Marſchall von) ſ 152.
Bourignon (Antoinette) ſ 394.
Brutus ſ ſ 255.
Brydone ſ ſ 77. 78.
Burke ſ ſ 11. 344. 345.

C.

Caballole (Philipp von) Biſchof von Cavaillon 119. 120. 154.
Cäſar ſ ſ 256. 260. 331.
Carl (Kaiſer) der groſſe ſ 445. 458.
Caſtanizza (Johann de) ſ 440.
Cato ſ ſ 373.
Caylus (Frau von) ſ 93.
Cheſterfield (Lord) ſ 251. 252. 253. 254. 255.
Cicero ſ 248. 258. 259. 260. 261. 356.
Cincinnatus ſ 134. 143.
Claus (Bruder) ſ 408. 409. 410. 411.
Clemens (Pabſt) der ſechste ſ 128.
Clodius ſ ſ 260.
Clot (Madame) ſ ſ 279.
Colonna (Cardinal) ſ 139.
Conſtantius (Kaiſer) Clorus ſ 61.
Cruce (Johannes a) ſ 392.
Curius ſ ſ 134. 246.

D.

Dominik (der heilige) ſ 448.
E. Eliſa=

E.

Eliſabet (Kaiſerinn) ſ Seite 60.

F.

Fabricius ſ ſ 134.
Fels (Marianne) ſ 361.
Fenelon (Ertzbiſchof) ſ 388. 390.
Ferrarius (Vincenz) ſ 430.
Franz (der heilige) von Aſſiſi 432. 448. 449. 450. 451.
Frederic (Sir Carl) ſ 354. 355.
Fromme (Oberamtmann) zu Fehrbellin ſ 131.

G.

Ganganelli (Pabſt) ſ 485.
Garve ſ ſ 158. 159. 174. 296. 322. 323. 324.
Gelenius (Victor) ſ 392.
Geßner (Salomon) ſ ſ 30. 51. 52. 53. 58.
Gibbon ſ ſ 472.
Guion (Johanna Maria Bouvieres de la Mothe) 394.

H.

Haan (Pater Simplicius) ſ 432.
Haller ſ ſ 267. 389.
Hapsburg (Kaiſer Rudolf von) ſ 57
Harphius ſ ſ 393.
Helvetius ſ ſ 320. 321.
Herder ſ ſ 145. 177. 178.
Hinüber (Jobſt Anton von) ſ 6. 9.
Hirſchfeld ſ 7. 221. 222.
Hirzel (Doctor) ſ ſ 89.

Hotze (Doctor) Seite 82. 85. 87. 89. 90.
Hünauld ſ ſ 424.

J.

Jobſt (Pater Thomas Aquinas) ſ 432.
Johannes (Pater) Evangeliſta ſ 392.
Johannes Romanus ſ 430.
Johnſon (Samuel) ſ 247. 248.
Jortin ſ ſ 406.
Joſeph (Kaiſer) 452. 465. 483. 484. 485. 489. 490. 491. 492. 493.
Iſelin ſ ſ 413.
Iſenburg (Moritz, Prinz von) ſ 249. 250.
Jūlie d'Etanges ſ 250. 278.
Jūre (Pater Saint) ſ 393.

K.

Kleiſt ſ ſ 32.
Klopſtock ſ ſ 365.

L.

Lactantius ſ ſ 405.
Lansbergius (Juſtus) ſ 393.
Laura 71. 117. 183. 189. 193. 194. 195. 201. 202. 210. 212. 303.
Lavater ſ 33. 73. 77. 78. 79. 80. 81.
Leiſewitz ſ ſ 472.
Leopold (Kaiſer) ſ 489.
Ligonier (Lord) ſ 354. 355.
Lucullus ſ ſ 245.
Lüc (Johann Andreas de) ſ 425. 426.

Ludewig

Ludewig (König) der Vierzehnte Seite 489.
Luther = 393. 474. 475
Luxemburg (Herzoginn von) = 181.

M.

Madrilienſis (Alfonſus) = 393.
Maintenon (Frau von) = 93. 152.
Maleſherbes = = 46. 122.
Marcellus = = 255. 256.
Maria Thereſia (Kaiſerinn) = 280.
Marie à la coque = 380.
Marius = = 256. 257.
Meiners = = 28.
Mendelsſohn = 307. 308. 309.
Metellus = = 256. 257.
Milton = = 248.
Moore (Doctor) = 14. 42. 43. 129. 476.
Moſer = = 264. 265.
Muralt = = 389. 399.

N.

Necker = = 146.
Nouet (Pater) = 393.

O.

Obereit (der Weltüberwinder) = 450.
Olavides = = 487.
Oroſco (Alfonſus de) = 392.
Oeſterreich (Agnes von) Königinn von Ungarn 59. 60.
Oeſterreich (Leopold, Herzog von) = 17. 61.

Ovid . . Seite 191.

P

Palafox (Johannes) . 393.
Paſtrengo (Wilhelm von) 205. 206. 207. 208.
Petrarcha 71. 72. 112. 113. 114. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 121. 122. 128. 129. 133. 134. 135. 139. 140. 141. 142. 153. 154. 155. 171. 172. 173. 183. 184. 189. 190. 191. 192. 193. 194. 195. 201. 202. 203. 204. 205. 206. 207. 208. 209. 210. 211. 212. 213. 214. 221. 272. 273. 303. 304. 306. 368. 369. 370. 371. 491.
Petrarcha (Franciſca von) . 274.
Petrucci (Cardinal) . 393.
Pitt, der Vater. . 353. 354. 355. 356.
Pius (Pabſt) der ſechste . 412. 460.
Plato . . 257.
Plutarch . . 14.
Pococke . . 63.
Pompejus . . 245. 260.
Pope . 50. 137. 138. 276.
Popilius Lénas . . 261.
Praz (le Page dû) . 99.
Preuſſen (König von) . 131. 132. 133.

R.

Raphael . . 439.
Reding (General von) 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26.
Reding (Generalinn von) . 19. 20.
Regu=

Regulus ꞏ Seite 134.
Richelieu (Cardinal von) ꞏ 183.
Rigoleuc (Vater) ꞏ 393.
Robert (König) von Neapel ꞏ 210. 211.
Robertſon ꞏ ꞏ 472.
Roche (Kanzler von la) ꞏ 149.
Rodriguez (Alfonſus ꞏ 393.
Rouſſeau 33. 44. 45. 46. 47. 48. 67. 74. 75. 93. 94. 122. 123. 124. 125. 126. 127. 175. 177. 181. 185. 219. 268. 269. 270. 276. 277. 278. 279. 280. 372.
Rutilius ꞏ ꞏ 257. 258.

S.

Saadi ꞏ ꞏ 96.
Sade (Abt de) ꞏ ꞏ 274.
Sade (Hugo de) ꞏ 193. 194. 195.
Saturninus ꞏ ꞏ 256.
Schrautenbach (Freyherr von) ꞏ 265. 266.
Schuppach (Michel) ꞏ 81. 395.
Schurmann (Anna Maria von) ꞏ 394.
Schwaben (Herzog Johann, aus) ꞏ 59.
Scipio (Publius) ꞏ 54. 373.
Scupoli (Lorenz) ꞏ 393.
Seneca ꞏ ꞏ 372. 373.
Settimo ꞏ ꞏ 272.
Simon (Johannes de Saint) ꞏ 393.
Socrates ꞏ ꞏ 373.
Sonnenfels ꞏ ꞏ 460.
Spalding ꞏ ꞏ 367. 368.
Squar=

Squarzafichi ſ Seite 274.
Staal (Frau von) ſ 107. 108. 372.
Stella (Diego) ſ 393.
Stolberg (Catharina, Gräfinn von) ſ 32.
Suſo (Heinrich) ſ 393.
Sylla ſ ſ 331.

T.

Taleirand (Cardinal) ſ 133.
Taulerus ſ ſ 392.
Terentia ſ ſ 260.
Theocrit ſ ſ 51.
Tiſſot ſ ſ 81. 89.

V.

Vercellis (Frau von) ſ 279.

W.

Warens (Madame de) ſ 278.
Weichs (Domherr von) ſ 439.
Wieland ſ ſ 178. 179.
Wood ſ ſ 354. 355.

Z.

Zollikofer ſ 40. 103. 215.

Druckfehler und Verbeſſerungen.

S. 7. Z. 18. Lies: Hirſchfeld, ſtatt Hirchfeld.

S. 48. Z. 14. Lies: an dem ſtillen See, ſtatt an der ſtillen See.

S. 51. Z. 19. 20. Lies: in ſeine Idyllen, ſtatt in ſeinen Idyllen.

S. 101. Z. 20. Lies: wäre Er der Liebling, ſtatt wäre Er dort Liebling.

S. 162. Z. 6. Lies: muß nicht nach Quellen graben, ben, ſtatt muß nicht Quellen graben.

S. 176. Z. 10. 11. Lies: fühlet ein Mann von Geiſt beſſer, ſtatt fühlet ein Mann von Geiſt.

S. 201. Z. 17. Lies: nach Italien ſich geflüchtet hatte, ſtatt nach Italien geflüchtet hatte.

S. 208. Z. 9. Lies: die Grotte, ſtatt die Gotte.

S. 294. Z. 21. Lies: alle andere Multiplication unſerer itzigen Güter hingäbe, ſtatt hingäbe alle andere Multiplication.

S. 302. Z. 20. Lies: Abhängigkeit, ſtatt Unabhängigkeit.

S. 343. Z. 9. Lies: Haß und Abſcheu, ſtatt Haß, Ekel, und Abſcheu.

S. 350. Z. 10. 11. Lies: lähmt, ſtatt zuſammenzieht.

S. 354. Z. 4. Lies: jeden, ſtatt eden.

S. 360. Z. 2. 3. Lies: Viele Böſewichter ſind auch, ſtatt aber viele Böſewichter ſind doch auch.

S. 394. Z. 7. Lies: Guion, ſtatt Guyon.

S. 394. Z. 7. Lies: Schurmann, ſtatt Schukmann.

S. 396. Z. 20. 21. Lies Pedantentheologie, ſtatt Pedautentheologie.

S. 404. Z. 14. 15. Lies: wie hoch und wie weit der Menſch, ſtatt wie hoch der Menſch.

S. 428. Z. 6. 7. Lies: an die finſtern Pfade, ſtatt an die Finſterniß.

S. 428. Z. 9. Lies: was ihr wähnet, ſtatt was man wähnet.

S. 431. Z. 8. Lies: Sie mögen, ſtatt die ehrwürwürdigen Herren Benedictiner in Bayern mögen.

S. 438. Z. 9. Lies: Arbriſſel, ſtatt Abriſſel.

S. 438. Z. 14. 15. Lies: ein angebrannter Kopf, ſtatt ein angebraunter Kopf.

S. 483. Z. 10. Wird nach dem Worte Licht, ein Semicolon geſetzet.

Eine

Eine Nachricht

die der Herr Nachdrucker dieſes Buches nicht nachdrucken wird.

Der elende Zuſtand des Deutſchen Buchhandels hat neben der groſſen und koſtbaren Edition dieſes Buches über die Einſamkeit, auch dieſe kleine und wohlfeile Edition nothwendig gemacht. Es war nicht möglich vier ſtarke Bände in dem gröſten Octav, auf holländiſch Royal Papier zu drucken, und mit dreyzehn Kupferſtichen auszuzieren, ohne dabey zu erwarten, es werde augenblicklich ein Ehrenmann aus dem Deutſchen Nachdruckergeſindel ein ſo ungewöhnlich ſchön gedrucktes Buch für ſeine Beute erklären.

Mein Verleger, der Herr Buchhändler Reich in Leipzig, hat für mich und für dieſes Buch gethan, was wenige Buchhändler in Deutſchland thun könnten,

ten, und vielleicht keiner thun würde. Beyde Editionen koſten ihm wenigſtens viertauſend Thaler mehr, als ſonſt in Deutſchland ein Buch von dieſer Bogenzahl ſeinem Verleger koſtet. Aber kaum waren die zwey Editionen der zwey erſten Theile in der Leipziger Oſtermeſſe 1784 erſchienen, ſo erfolgte auch gleich ein ertzlumpigter Nachdruck in Carlsruhe. Der dortige Buchhändler, Herr Chriſtian Gottlieb Schmieder, dem mein Buch nichts gekoſtet hat, verkauft es alſo natürlicher Weiſe wohlfeiler als mein Verleger, weil geſtohlne Waare immer wohlfeiler iſt, als die Waare eines ehrlichen Mannes.

Bekanntlich iſt der Herr Marggraf von Baden ein ausgezeichnet guter Regent, ein Vater ſeines Volkes, und ein liebenswürdiger und ſehr vortrefflicher Herr. Es ſollte mir deswegen leid thun, wenn man auf den Einfall käme, in jedem Deutſchen Staate deſſen Unterthanen von einem Nachdrucker in Carlsruhe des Ihrigen beraubet worden, jedem reiſenden Unterthanen des Herrn Marggrafen von Baden den Kuffer hinten vom Wagen abzuſchneiden. So viel Protection haben zwar gewöhnlich die Deutſchen Gelehrten nicht; aber unangenehm muß es doch wenigſtens dem Herrn Marggrafen von Baden ſeyn,

wenn

wenn ich, mit Schweitzeriſcher Offenherzigkeit, die Freyheit nehme Ihm hier zu Gemüthe zu führen, daß der Buchhandel doch beynahe die einzige ſchwache Stütze iſt, welche die Deutſche Gelehrſamkeit hat, und daß ihr der diebiſche Nachdruck dieſe Stütze raubt. Eben der in Carlsruhe ſo vorzüglich begünſtigte Nachdruck, iſt die Urſach, warum ſo mancher deutſcher Gelehrter die Früchte ſeines Fleißes für eine erbärmliche Kleinigkeit hingeben muß.

Mein Fall iſt zwar dieß nicht, aber es iſt gewiß der Fall der allermeiſten Deutſchen Schriftſteller. Aus eigenem Intereſſe wünſche ich alſo weiter nichts, als daß der Herr Marggraf von Baden, in Sachen der Nachdruckerey, zur Beförderung ſeiner landesväterlichen Abſichten, doch wenigſtens möchte Leute wählen laſſen, die nicht Eſelsohren hätten, wie der Herr Buchhändler Chriſtian Gottlieb Schmieder in Carlsruhe.

Mein Buch über die Einſamkeit hat unter der Preſſe dieſes Carlsruher Freybeuters mancherley Veränderungen erlitten, für die dieſer ehrliche Mann meinen Dank nicht verdient, und die gewiß gegen die Abſicht des Herrn Marggrafen den Verkauf mei-

nes Buches verhindern müſſen. Beym erſten Anblicke ſieht man, daß er mir eine gewiſſe geckiſche Ortographie aufgebürdet hat, womit ſich wol etwa hie und da in Oberdeutſchland ein armſeliger Student ein Anſehen geben mag, aber die verhoffentlich kein vernünftiger Menſch von mir erwartet. Er läßt mich immer ſagen gros anſtatt groß; Gröſe anſtatt Gröſſe; ſchlieſen anſtatt ſchlieſſen; ſchlos anſtatt ſchloß; entſchlos anſtatt entſchloß; verſüſen anſtatt verſüſſen; Straſe anſtatt Straſſe; zugeſtoſen anſtatt zugeſtoſſen; Muthmaſung anſtatt Muthmaſſung; zuſammenflos anſtatt zuſammenfloß; Blöſe anſtatt Blöſſe; bethen anſtatt beten; Buſe anſtatt Buſſe.

Durch die veränderte Ortographie giebt mein armſeliger Nachdrucker oft meinen Worten einen ganz andern Sinn. Einhacken zum Ex. wie er mich ſagen läßt, iſt ganz etwas anderes als einhaken.

Von Klang und Harmonie verſtehen natürlicher Weiſe ſolche Ohren nichts. Wenn ich des beſſern Tonfalls wegen eine Sylbe wegſchneide, ſo ſetzt Er mir eine Sylbe hinzu; wenn ich der Harmonie wegen

gen ein Wort ausdehne, ſo ſchneidet Er die letzte Sylbe weg.

Mit Druckfehlern hat Herr Schmieder mein Buch ſchändlich beflecket. Ein Nachdrucker ſollte ſich deſſen ſchämen, wenn Nachdrucker ſich ſchämen könnten: denn es iſt doch ungleich leichter ein gedrucktes Buch richtig nachzudrucken, als eine oft ſehr unleſerlich geſchriebene Handſchrift.

Zuweilen will mich der Herr Nachdrucker in Carlsruhe auch lehren Deutſch ſchreiben. Er läßt mich ſagen Geſichten anſtatt Geſichter; nachdeme anſtatt nachdem; Cirkul anſtatt Cirkel; plazoiſch anſtatt platoniſch; einiges Tages anſtatt eines Tages.

Nirgends verſtößt er ſich gröber, als in den lateiniſchen Stellen, die zuweilen in den Anmerkungen vorkommen. Dieſe wimmeln dergeſtalt von Fehlern, daß man denken ſollte, der Corrector meines Nachdruckers ſey nicht etwa nur ein ſchöner Geiſt, ſondern ein unwiſſender Schüler.

Doch dieß alles beweiſet noch nicht ſo bündig, daß Herr Christian Gottlieb Schmieder Eſelsohren

hat, wie der ausgemachte Unſinn den Er mir aufbürdet, und unter meinem Namen verkauft. Kaum habe ich meinen Augen getraut, als ich ſah, wie er ganze Zeilen meines Buches untereinander und durcheinander ſchüttelt, und was ich ordentlich und beſtimmt geſagt habe dann ſo verwirrt und wahnwitzig druckt, als wenn es im Tollhauſe geſchrieben wäre.

Folgendes mag zur Probe dienen. Ich ſage in einer Anmerkung zum zweiten Theile, auf der 36 und 37 Seite der groſſen Edition, und auf der 40 Seite der kleinen Edition: „Man hat nicht Urſache „ſich über die Zurückhaltung unſerer jungen Schrift„ſteller zu beklagen, wenn man ihre Schriften lieſt. „Aber trefliche Köpfe und Leute von groſſer Aufklä„rung giebt es auch unter unſern jungen Schriftſtel„lern, die, im Umgange, ihre Philoſophie durchaus „nicht menſchlich machen, durchaus nicht zugeben „wollen, daß man aus dem Brunnen ihrer Weisheit „trinke. Dieß hält doch niemand, wie mir deucht, „für Beſcheidenheit? Aber wem es darauf an„kommt, nicht blos durch die Kraft ſeines Ruh„mes, ſondern auch durch Liebe und Zuneigung der „Menſchen, ſein Glück zu machen, der iſt, mit

„dieſem

„dieſem Verhalten auf einem Irrweg; weil ungleich „weniger gute Köpfe, von gleichem Alter, durch „mehr Zutraulichkeit, durch mehr Offenheit, durch „ein freyeres Weſen, mehr Herzen in einem Tage „gewinnen, als jene immer ſtillſchweigenden Genies „in vielen Jahren.“

Anſtatt deſſen läßt mich der Freybeuter in Carls-ruhe, auf der 32 Seite ſeines zweiten Theils ſagen: „Man hat nicht Urſache ſich über die Zurückhaltung „unſerer jungen Schriftſteller zu beklagen, wenn man „ihre Schriften lieſt. Aber treffliche Köpfe und „Leute von groſſer Aufklärung giebt es auch unter „unſern jungen Schriftſtellern, die im Umgange „ihre Philoſophie durchaus nicht zugeben wollen, „daß man aus dem Brunnen ihrer Weisheit trinke. „Dieß hält doch niemand, wie mir deucht, für Be-„ſcheidenheit? Aber wem es darauf ankommt, „nicht blos durch die Kraft ſeines Ruhmes, ſondern „auch durch Liebe und Zuneigung der Menſchen, ſein „Glück zu machen, der iſt, mit dieſem Verhalten, „auf einem Irrweg; weil ungleich weniger gute „Köpfe, von gleichem Alter, durch mehr Zutraulich-„keit, durch mehr Offenheit, durchaus nicht menſch-„lich machen, durch ein freyeres Weſen, mehr

„Herzen in einem Tage gewinnen, als jene immer „ſtillſchweigende Genies in vielen Jahren.“

Ein Nachdrucker der ſein Handwerk nicht beſſer verſteht als Herr Chriſtian Gottlieb Schmieder in Carlsruhe, ſollte lieber ſein Glück auf der Landſtraße verſuchen: denn da verdient man Geld mit weniger Mühe, und eben ſo viel Ehre.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zimmermann, Johann Georg, / Geyser, Christian Gottlieb, / Mechau, Jacob Wilhelm,

Über die Einsamkeit

Bd.: Vierter Theil

1785

Coburg, Landesbibliothek -- B III 11/36
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11916883-2